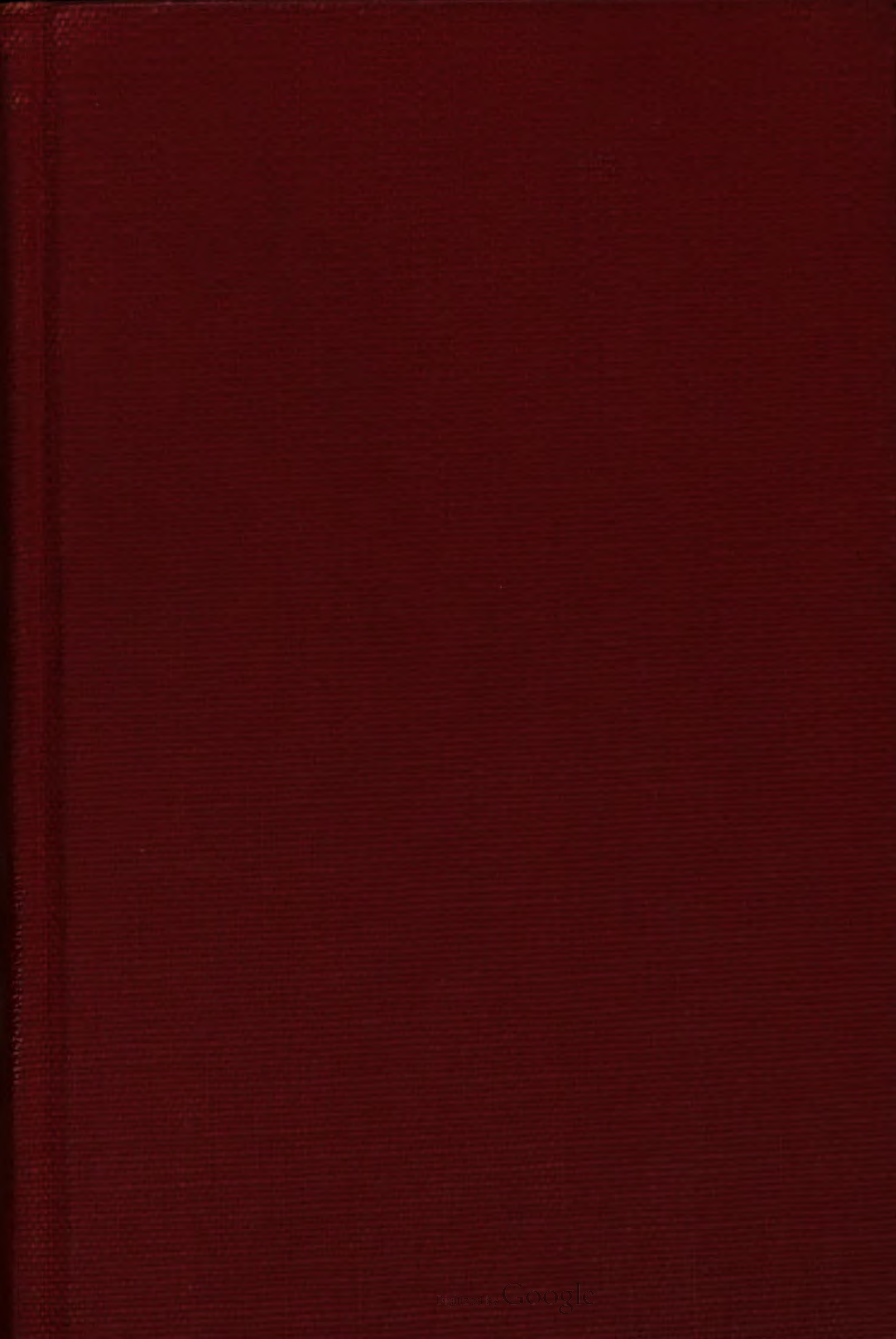
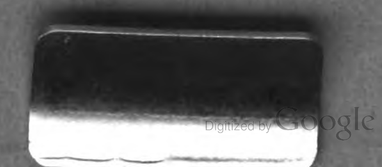
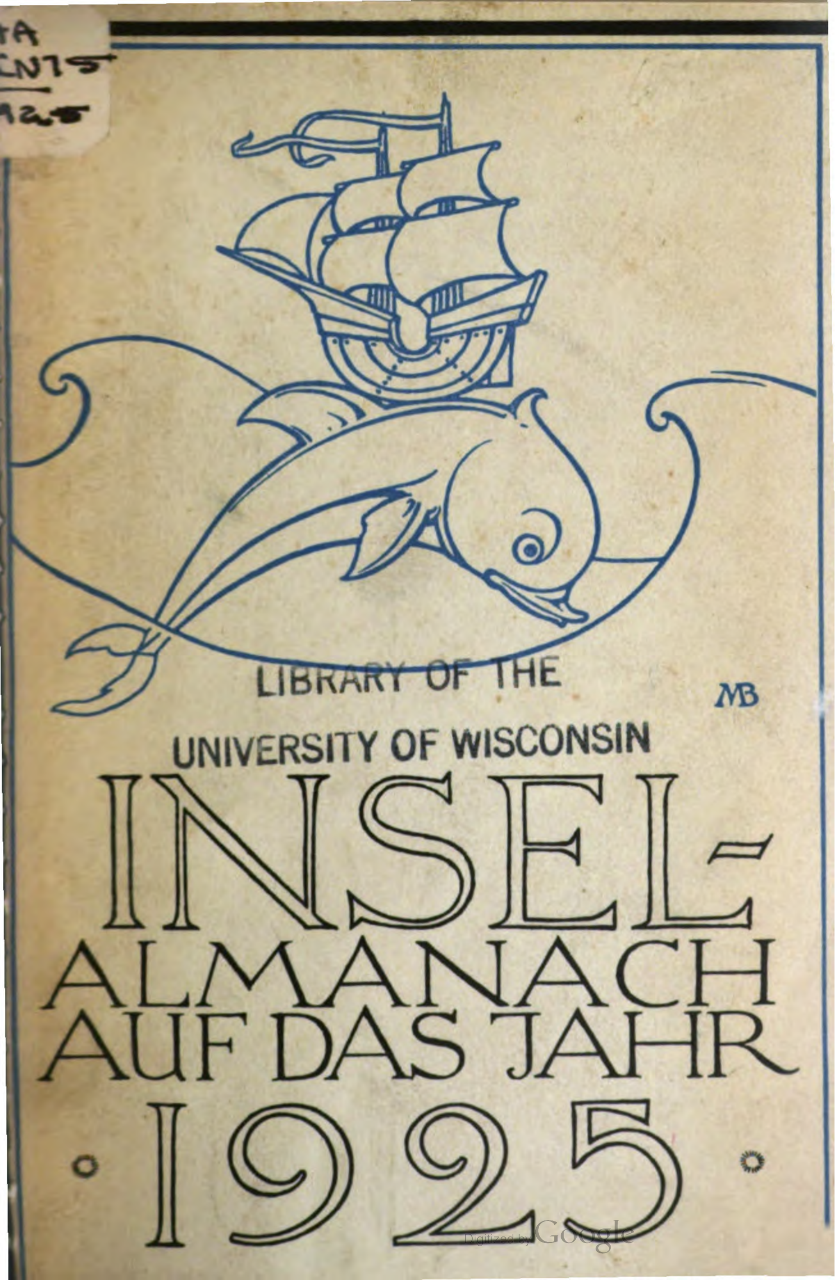







MB
INSEL-
ALMANACH
AUF DAS JAHR
1925

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1925



LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm

Goethe

AQVARIVS

PISCES

JANUAR

1	Neujahr
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag n. Neujahr
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	1. Sonntag n. Epiphanias
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	2. Sonntag n. Epiphanias
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	3. Sonntag n. Epiphanias
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend

FEBRUAR

1	4. Sonntag n. Epiphanias
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	Septuagesimae
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	Sexagesimae
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	Estomihi
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend

ARIES

TAURUS

MÄRZ		
1	Invocavit	
2	Montag	☽
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	Reminiscere	
9	Montag	
10	Dienstag	○
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	Oculi	
16	Montag	
17	Dienstag	☾
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	Lätare	
23	Montag	
24	Dienstag	●
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	Judica	
30	Montag	
31	Dienstag	

APRIL		
1	Mittwoch	☽
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	Palmarum	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	○
10	Karfreitag	
11	Sonnabend	
12	Ostersonntag	
13	Ostermontag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	☾
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Quasimodogeniti	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	●
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Misericordias Domini	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

GEMINI

CANCER

MAI

1	Freitag
2	Sonnabend
3	Jubilate
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Cantate
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Rogate
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Himmelfahrt Christi
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Exaudi
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend
31	Pfingstsonntag

JUNI

1	Pfingstmontag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	Trinitatis
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	1. Sonntag n. Trinitatis
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	2. Sonntag nach Trinitatis
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	3. Sonntag nach Trinitatis
29	Montag
30	Dienstag



JULI

1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	4. Sonntag n. Trinitatis
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	5. Sonntag n. Trinitatis
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	6.Sonntag n. Trinitatis
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	7. Sonntag n. Trinitatis
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag
31	Freitag

AUGUST

1	Sonnabend
2	8. Sonntag n. Trinitatis
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	9. Sonntag n. Trinitatis
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	10. Sonntag n. Trinitatis
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	11. Sonntag n. Trinitatis
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	12. Sonntag n. Trinitatis
31	Montag

SCORPIO

LIBRA

SEPTEMBER

1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	13. Sonntag n. Trinitatis
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	14. Sonntag n. Trinitatis
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	15. Sonntag n. Trinitatis
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	16. Sonntag n. Trinitatis
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch

OKTOBER

1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	17. Sonntag n. Trinitatis
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	18. Sonntag n. Trinitatis
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	19. Sonntag n. Trinitatis
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	20. Sonntag n. Trinitatis
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend

SAGITTARIUS

CAPRICORNUS

NOVEMBER

1	21. Sonntag n. Trinitatis	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	22. Sonntag n. Trinitatis	☾
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	23. Sonntag n. Trinitatis	
16	Montag	●
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	24. Sonntag n. Trinitatis	
23	Montag	☽
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	1. Advent	
30	Montag	○

DEZEMBER

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	2. Advent	
7	Montag	
8	Dienstag	☾
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	3. Advent	
14	Montag	
15	Dienstag	●
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Sonnabend	
20	4. Advent	
21	Montag	
22	Dienstag	☽
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	1. Weihnachtsfeiertag	
26	2. Weihnachtsfeiertag	
27	Sonntag n. Weihnachten	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	○
31	Silvester	

ZWEI GEDICHTE
VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

DER SOMMERTAG

WIE spürt oft einer, der erwacht an dem Gestrahle
des offnen Fensters, rieseln über sich die Himmel.
Und weht über die Lider. Und ein leis Getümmel
und Unruh in dem Haus vom Wind der drehnden Schalen.

O Frauenschritte oben und ein Türengehen.
Die weißen Aufgestandnen strahlen in der Bläue.
Die Frauen stehn im Windigen sanft wie eine Reue,
da spüren sie die Kleider als ein laues Wehen.

Wenn dann am Mittag, wie auf einem Grab, ein Schleier
am weißen Hügel hängt und auch des Sommers Silber,
ein Schatten, um das gläserne Gebirg vergilbet,
von oben hängt doch noch herab ein dunkles Feuer.

Dem Sinnenden sinkt gern der schöne Geist in Träume,
wenn trüb der Himmel wird. Vom Wind zusamm-
geweht sind viel der Blüten.
Der schweigt nun vor dem Regen. Die das Haus behüten,
ein edles Dunkel ruhen die Kastanienbäume.

Wenn dann im Saal die weißen Läden vor sind und,
vom Licht, die Böden glänzen,
sucht eine Dame noch die Mädchen zu erheitern,
die kamen zu dem Festtag. Aber in den Sommerkleidern
vor Wand und Spiegel gleichen sie verwelkten Kränzen.

*

DER SOMMER

Am Sonntag ist das Silber aufgelegt,
haben sie wohl auch nur wenig auf dem Lande;
doch zeigt, von richtigem Gespräch bewegt,
sich schön die Sitte und die sanften Bande.

Beim Mittagessen ist das Zimmer kühl.
Schon sind die Knaben, die wie Engel schauen,
in herrlichem, natürlichem Gefühl
vereint zu reinster Gruppe um die Frauen.

Wenn dann der Herr aus seiner reichen Fülle
Erfahrung mit dem Gaste tauscht, dem Freund,
bleiben doch die Alten in der großen Stille,
in die ihr Leben sie so schön vereint.

Die toten Vorfahrn sehn durchs ebenerdige Fenster.
Hoch wird ihr frommer Sinn verehrt. Noch glänzen
ihr einfach Glas und Mundzeug rein in den Kredenzen.
Die Sonn' scheint auf gebeugte Rücken der Gespenster.

Die Ahnin prüft das Mädchen, ob es blühe,
findet sie wie eine Rebe großgezogen,
ihre Augen blau wie Winden im Torbogen
und rein ihr Herz wie eine Morgenfrühe.

Wenn dann die Lebenden im Zimmer aufstehn, weichen
sie wie warme Lüftchen durch den Glanz davon.
Vom Vorplatz unterm heißen, hölzernen Balkon
erscheint das blaue Land im Dunst zu bleichen.

Wie kehrt die Stille ein! Im trocknen Zimmer innen
die Spiegel sehen blind ins Blühende hinaus.
O offnes Fenster! auf dem Obst die Bienen,
und eine Stimme klagt im Gartenhaus.

Wie tödlich reifet um das Blau und Rot
der Sonnenuhr ein Leben in den Trauben.
Die Mauer blendet über dem gekalkten Laube.
In großer Sonne zeigt sich schwarz der Tod.

*

RELIGIÖS SEIN

VON D. H. LAWRENCE

NICHT darin liegt oder lag je das Problem: ob Gott ist oder nicht ist. Der Mensch ist so geartet, daß das Wort „Gott" eine besondere Wirkung auf ihn hat, sei es auch nur die eines Sicherheitsventils für seine Gefühle, wenn er fluchen oder rasen muß. Und da hört der quälende Zweifel an der Existenz Gottes auf. Was immer das seltsame Wörtlein auch bedeuten mag: es bedeutet etwas, was keiner von uns je gänzlich abtun noch erfassen kann; etwas, das verknüpft ist mit unsern innersten Entladungen.

Eigentlich ist es nicht einmal ein Wort. Ein Ausruf ists und ein Wortbild. Nie gab es eine Definition dafür. „Definiere das Wort ‚Gott'!" sagt jemand, und jedermann lächelt, mit einem Anflug von Bosheit: jetzt wirds ein bißchen Spaß geben.
Niemand natürlich kann es definieren. Und ein Wort, das niemand definieren kann, ist überhaupt kein Wort. Es ist höchstens ein Geräusch und ein Laut, wie etwa „paff!" oder „Ra" oder „Om".
Wenn ein Mensch sagt: *Es gibt einen Gott*, oder *Es gibt keinen Gott*, oder *Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt oder nicht*, so benutzt er das Wort lediglich wie eine Kinderpistole, um kundzutun, daß er Stellung genommen hat.
Sagt er: *Es gibt keinen Gott*, so will er lediglich sagen: *Niemand weiß besser über das Leben Bescheid als ich selbst, also braucht niemand zu versuchen, mir darüber etwas vorzuerzählen.* Das ist die demokratische Stellungnahme.
Sagt er: *Es gibt einen Gott*, so ist er entweder sentimental oder aufrichtig. Ist er aufrichtig, so bedeutet es: er beruft sich auf einen unerklärbaren Lebensstrom in seinem Innern, der ihm Richtung und Gehalt gibt. Ist er sentimental, so bedeutet es einen feinen Wink an seine Zuhörerschaft, der besagen will: *Wir wollen ein für uns selbst günstiges Abkommen schließen!* Das ist die konservative Stellungnahme.
Wenn aber drittens und letztens jemand sagt: *Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt oder nicht*, so macht er bloß die schlaue Ankündigung: *Ich behalte mir vor, mit dem*

Hasen zu laufen und mit den Hunden zu hetzen, wie es mir gerade jeweils behagt. – Und das ist die sogenannte künstlerische oder heidnische Stellungnahme.
Schließlich wird man jedoch gelangweilt von dem, der da meint, daß letzten Endes ihm niemand etwas sagen kann; hochgradig gelangweilt von den Leuten, die einen Gott ins Dasein rufen zu ihrer eigenen Bequemlichkeit. Und der, der sich vorbehält, mit dem Hasen zu laufen und mit den Hunden zu hetzen, kann auch kein Interesse mehr wacherhalten. Alle diese drei Klassen von Leuten langweilen uns geradezu zu Tode.
Bleibt nur der übrig, der aufrichtig sagt: *Ich glaube an Gott.* Er mag immerhin ein interessanter Kerl sein.
Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich glaube an Güte.– Basta! Laß ihn sich setzen und versuch es nochmals. – Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich glaube an Liebe. – Exit. Rufe einen andern. – Ich: *Wie* glaubst du an Gott? – Er: Ich weiß es nicht. – Ich: Was macht es dir aus, ob du an Gott glaubst oder nicht? – Er: Es macht mir schon etwas aus, doch kann ichs nicht recht in Worte fassen. – Ich: Bist du sicher, daß es etwas ausmacht? Macht es dich freundlicher oder ungestümer? – Er: Ach – ich glaube duldsamer. – Retro me – – – Ein anderer Gläubiger tritt ein. Er: Hallo! – Ich: Hallo! – Er: Was gibts? – Ich: Glaubst du an Gott? – Er: Was zum Teufel geht das dich an? – Ich: Ach, ich frage nur so. – Er: Wie ists denn mit dir? – Ich: Ja, ich glaube. – Er: Betest du abends? – Ich: Nein. – Er: Wann denn dann? – Ich: Gar nicht. – Er: Was nützt dir dann dein Gott? – Ich: Er ist nicht von der Art, zu der man

betet. – Er: Was machst du denn dann mit ihm? – Ich: Was er mit mir macht. – Er: Und was macht er mit dir? – Ich: Ja, ich weiß nicht recht. Er gebraucht mich als das dünne Ende des Keils. – Er: Dünn genug! Und das dicke Ende . . .? – Ich: Darauf warten wir eben. – Er: Du bist ein sonderbarer Heiliger. – Ich: Warum auch nicht? Glaubst du an Gott? – Er: Ja, ich weiß nicht recht. Ich möchte wohl, wenn es unterhaltend wäre. – Ich: Recht so.

Das nenne ich eine Unterhaltung zwischen zwei richtigen Gläubigen. Entweder muß, an einen wirklichen Gott glauben, unterhaltend sein, oder es lohnt sich nicht. Der Große Gott ist mit so viel Seufzen, Flehen, Beten, Weinen und Sehnen regaliert worden, daß er vorerst genug gehabt hat. Im Himmel ist wohl ein großer Streik im Gange. Der Allmächtige hat seinen Thron verlassen, hat abgedankt, ist heruntergestiegen. Es hat keinen Wert, daß du hinaufschaust in den Himmel. Er ist leer. Wo der Allerhöchste saß und lauschte auf Jammern, Flehen und Bußgebete, da ist weiter nichts als ein großes Loch im Firmament. Du kannst noch beten zu jenem Loch, wenn du magst. Der Allerhöchste ist ausgegangen.

Er ist heruntergestiegen. Ist ganz langsam die Engelsleiter herabgestiegen und steht nun hinter dir. Du kannst weiterhin sehnsüchtig hinaufstarren in den hohlen Himmelsschacht, wenn du magst. Der Allerhöchste steht just lachend hinter dir.

Das ist nun keineswegs ein tolles Stück Blasphemie. Es ist lediglich eine Art, eine ewige Wahrheit festzustellen; oder einige Wahrheiten. Erstlich: der Große Gott ist

immer da. Zweitens: vom menschlichen Standpunkt aus verändert er seine Stellung im Weltall. Der Große Gott verläßt den Himmel, wo ihn der Mensch untergebracht hat, und stellt seinen Thron anderswohin. Der Mensch, als richtiger Esel, geht weiter vor dieselbe Tür, um seine Mohrrübe zu erbetteln, auch wenn der Meister in ein anderes Haus gezogen ist. Der Esel geht weiter zur selben Quelle, um zu trinken, auch wenn die Quelle versiegt ist und nichts als Lehm und Hufspuren da sind. Es kommt ihm nicht in den Sinn, sich umzuschauen, nachzusehen, wo etwa das Wasser von neuem hervorsprudelt, irgendwo anders, aus lebendigem Fels heraus. Gewohnheit! Gott ist zur menschlichen Gewohnheit geworden, und der Mensch erwartet, daß sich der Allmächtige gewohnheitsmäßig dazu hergebe. Was hingegen der Allmächtige – es ist einer seiner Wesenszüge – nicht mag. Er begibt sich fort und lacht, wenn der Mensch weiter betet zu dem Loch im Weltall.
„O kleines Loch in der Wand! O kleine Lücke, heilige kleine Lücke!“ Wie jene russischen Bauersleute gebetet haben sollen, die eine Gottheit aus dem Loch in der Wand machten.
Darüber muß ich lachen. Und niemand wird mir einreden, daß der Allmächtige sich nicht vor Lachen schüttelt, wenn er sieht, wie alle Christenmenschen immer noch ihre Augen flehend himmelwärts nach dem Loch richten, welches der Große Gott hinterließ, als Er Seinen Thron nahm und wanderte.
Ich versichere euch noch einmal: es ist nicht Blasphemie. Fragt einen beliebigen Philosophen oder Theologen,



und er wird euch erklären, daß das eigentliche Problem für die Menschheit nicht darin besteht, ob Gott ist oder nicht ist. Gott ist stets, und wir wissens alle. Das Problem ist jedoch: wie gelangt man zu ihm. Dies ist das größte Problem, das je uns Gewohnheitsmenschen gestellt wurde. Die Theologen suchen zu ergründen: wie soll der Mensch sich zu Gott in Beziehung bringen, in lebendige Beziehung? Gleichbedeutend mit: wie soll der Mensch Gott *finden*? Das ist das eigentliche Problem.

Gott sitzt ja nicht still irgendwo im Weltall. Warum sollte er auch? Auch er wandert seinen eigenen seltsamen Weg hin durch die Straßen der Zeit, über alle Hindernisse des Raums. Gerade so wie die Himmel sich fortbewegen. Wie der Himmelspol sich fortbewegt. Wir wissen jetzt, daß in jenen seltsamen Bewegungen der Himmel, die man Vorrücken nennt, die großen Sterne, Sternbilder und Planeten jederzeit ihre Stellung langsam, unmerkbar, aber vollkommen verändern, ja daß der Polarstern sich lautlos wegschleicht vom Pol. Viertausend Jahre zuvor war unser Polarstern gar kein Polarstern. Die Erde hatte einen andern. Auch jetzt ist der Polarstern seitwärts gegangen. Er steht gar nicht wirklich in der Achse des Himmels. Fragt nur irgendeinen Astronomen. Bald werden wir einen andern Polarstern haben.

Ebenso ist es auch mit dem Großen Gott. Langsam, lautlos, unmerkbar bewegt Er Seinen Thron, Zoll um Zoll, durch das Weltall hin. Zoll um Zoll über den blauen Himmelsgrund, bis Er zur Engelsleiter gelangt. Dann Schritt für Schritt treppabwärts.

Wo ist Er jetzt? Wo ist der Große Gott jetzt? Wo hat Er Seinen Thron aufgestellt?
Verloren haben wir Ihn! Verloren den Großen Gott! O Gott, o Gott, wir haben unsern Großen Gott verloren! Jesus, Jesus, Du bist der Weg! Jesus, Jesus, Du bist der Weg zum Vater, zum ewigen Gott!
Doch Jesus schüttelt Sein Haupt. Bei der großen Wanderung des Himmels hat auch der Fuß des Kreuzes sich fortbewegt. Die große majestätische Himmelsbewegung hat selbst das Kreuz Jesu langsam von seinem Platz auf Golgatha fortgeführt. Und Jesus, der unser Weg zu Gott war, ist abgegangen, hinter den Horizont, mit dem Vater.
So ist es. Mensch ist nur Mensch. Und selbst Gottheiten und der Große Gott gehen ihre Wege; schreiten langsam, unmerkbar durch die Himmel der Zeit und des Raumes irgendwohin, wir wissen nicht wohin. Nie stehen sie still. Sie gehen und gehen, bis sie dem Gesichtskreis des Menschen entschwinden.
Bis der Mensch seinen Großen Gott verlor, bis nur das Loch bleibt und Vorstellungen und leere Worte. Der Weg, selbst der große Weg des Heils führt nur zum Abgrund, zum Nichts, zum Loch.
Nicht wir sind daran schuld. Niemand ist schuld daran. Es ist die geheimnisvolle und hehre Art des Allmächtigen, der ebenfalls wandert. Für uns wenigstens wandert Er. Offenbar ist Er derselbe, heute, gestern und ewiglich. Gleich dem Polarstern. Wir wissen jetzt aber, daß der Polarstern langsam, doch unaufhaltsam seitwärts geht. Der Polarstern ist nicht mehr im Himmelspol.

Schritt für Schritt wandert Gott auf Seiner geheimnisvollen Reise von uns fort. Und wir, halsstarrige und eigenwillige Geschöpfe, wir beharren darauf, daß Er nicht von dannen kann. Gott gab uns einen Weg zu sich. Gott gab uns Jesum, und den Weg der Buße und Liebe, den Weg zu Gott. Das Heil durch Jesum Christum unsern Herrn.

Und daher versichern wir, daß der Allmächtige nicht mehr zurück kann. Er kann niemals wieder von uns fortgehen. Am Ende des Weges der Buße und Liebe, da *ist* Gott, da *muß* Er sein. Muß Er sein, weil ja Gott selbst *gesagt* hat, daß Er uns am Ende des Weges der Buße und Liebe aufnehmen werde.

Und Er *hat* auch schon Menschen am Ende dieses Weges aufgenommen. Unsere Väter nahm er sogar auf zum Heil und ewigen Frieden.

Folglich muß er uns doch auch aufnehmen.

Und doch tut Er es nicht. Der Weg führt nicht mehr zum Throne.

Wir sind die Angeführten.

Sind wir es wirklich? Hat Jesus je gesagt: *Ich bin der Weg, und es gibt keinen andern?* Zu jenem Zeitpunkt gab es keinen andern Weg. Viele Jahrhunderte lang gab es keinen andern. Doch der Himmel bewegte sich geheimnisvoll allezeit, und Gott ging seinen eigenen unnennbaren Weg. Allezeit mußte die Menschheit den Weg von neuem herstellen. Selbst der Weg mit Namen Jesus, der Weg des Christen zu Gott, mußte behutsam Jahrhundert um Jahrhundert geändert werden. Zur Zeit der Renaissance, dann im achtzehnten Jahrhundert

gabs auf dem Christenweg zu Gott große Kurven, neue seltsame Richtungen.
Tatsächlich hat weder Gott noch Jesus je gesagt, daß es einen einzigen geraden Heilsweg gäbe für immer und ewig. Im Gegenteil, Jesus wies auf das Wechselnde des Weges hin. Und, was mehr ist: Er wies das einzige Mittel, den rechten Weg zu finden. Den Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist in dir. Und ist Geist, ewig Geist, nie ein Weg oder ein Wort. Jesus ist ein Weg und ein Wort. Gott ist das Ziel. Der Heilige Geist aber ist ewig geisthaft, unfaßbar. Und gegen diese unkörperliche Unfaßbarkeit darfst du niemals sündigen – sonst wehe dir.
Der Heilige Geist allein in dir vermag die neuen Bahnen des Großen Gottes im All der Schöpfung aufzuspüren. Der Heilige Geist ist der dunkle Hund des Himmels, auf dessen Lautgeben wir lauschen sollten, wenn er voraus springt ins Unbekannte, auf der Spur des geheimnisvollen ewigen Sichentfernens Gottes, der sich für immer von uns entfernt.
Und jetzt ist der Herrgott aus unserm Gesichtskreis geschritten. Der Fuß des Kreuzes hebt sich von dem Hügel empor und schwebt durch die Himmel. Der Polarstern steht nicht länger Posten im wirklichen Polzentrum. Wir alle sind falsch orientiert, alles ist in Unordnung geraten.
Gut, der Herrgott ließ uns ja weder blind noch trost- oder hilflos. Wir haben den Heiligen Geist. Und wir hören sein Rufen durch unheimliche Finsternisse, an anderen Orten.

Der Allmächtige hat Seinen Thron weitergerückt, und wir müssen einen neuen Weg finden. Darum müssen wir vom alten Wege loskommen. Man kann nicht auf dem alten Weg stehen bleiben, wenn man einen neuen finden will. Wir müssen unsern Weg zu Gott finden. Von Zeit zu Zeit erwacht der Mensch und wird gewahr, daß der Allmächtige einen großen Umzug getan und den bekannten Gesichtskreis überschritten hat. Dann beginnt Rasen, Heulen und Verzweifeln. Besser wärs, man lauschte dem dunkeln Hunde des Himmels und tauchte forschend ins Dunkel des Unerforschten.
Von Zeit zu Zeit sendet der Große Gott einen neuen Heiland. Christen werden nicht weiterhin so kleinlich sein, zu behaupten, daß Jesus der einzige Heiland sei, der je vom Ewigen gesandt wurde. Noch andere Heilande gab es, in anderen Ländern, zu anderen Zeiten mit anderen Botschaften. Und sie alle Gottes Söhne. Sie alle teilten die Göttlichkeit mit dem Vater. Sie alle wiesen den Weg des Heils und des Rechts. Verschiedene Heilande. Verschiedene Heilswege. Verschiedene Polarsterne in dem großen wandernden All der Zeit. Und der unendliche Gott, ewig wechselnd und doch immer der gleiche unendliche Gott, am Ende all der verschiedenen Wege.
Frage ich dich also, ob du an Gott glaubst, so frage ich dich nicht, ob du den Weg zu Gott kennst. Für den Augenblick sind wir verloren. Wir wollen es ruhig zugeben. Keiner von uns kennt den Weg zu Gott. Der Herr der Zeit und des Raumes ist unserm Gesichtskreis entschwunden, und hier sitzen wir nun in unserer irdischen Welt, äußerst verblüfft. Wir wollen es zugeben.

Jesus, der Heiland, ist nicht mehr unser Heilsweg. Er *war* der Heiland, und *ist* es nicht mehr. Einstmals war es Mithras: und ist doch nicht Mithras geblieben, all die vielen Jahre hindurch. Nie *war* es Mithras für *uns*. Gott sendet verschiedene Heilande zu verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten.

Für den Augenblick also gibt es keinen Heiland. Die Juden haben dreitausend Jahre lang gewartet. Sie zogen halt vor, zu warten. Wir nicht. Jesus lehrte uns, was wir tun sollten, wenn Er, Christus, uns nicht mehr das Heil bringen könnte.

Wir gehen auf die Suche nach Gott, folgen dem Heiligen Geist und sind abhängig vom Heiligen Geist. Es gibt keinen Weg. Kein Wort, kein Licht. Der Heilige Geist ist geisthaft und unsichtbar. Der Heilige Geist ist nichts, wenn man so will. Doch hören wir sein seltsam Rufen, das seltsame Rufen eines Hundes auf der Spur, fern in unerforschter Wildnis. Und es macht großen Spaß, zu folgen. O ja, großen Spaß; Gott selbst macht es Spaß.

Ich selbst, ich glaube an Gott. Aber ich gehe auf einem andern Wege.

Adios! Und wenn du willst: *au revoir!*

Aus dem Englischen übertragen von Philipp Lehrs.

*

GEDICHTE

VON ALFRED WALTER HEYMEL

AN MEINE HEIMAT

Eingang

LAG der Held im Liebesbann bei den Zauberfraun,
schien der Heimat ganz entrückt, hub er an, zu schaun
hingenommen und verzückt nach dem Küstenrauch
seines Eilands meilenfern; und so spähn wir auch
lechzend nach der Heimkehr aus, die ein Dämon wehrt,
Tag und Tag nach unserer Stadt, unserem Land und
Herd.

Name

Als dein Name plötzlich fiel, war ich so bewegt
wie ein Schiff vom Seitenwind; alles war erregt,
der Erinnerung dunkeles Meer, auch der Horizont,
Hoffnung war wie Wolkenflucht halb und schräg durch-
sonnt.
Wurde da der Wind zum Sturm, riß mich wilder fort,
warf mich hart an deinen Strand mit zerbrochenem
Bord.
Wie ein Schiff auf Klippen rennt, so mein Herz zu dir.
Felsen du und ich ein Boot. Ruhe du, ich Gier,
Unrast, Willkür, Wut und Leid, Wanderstrom und Wind,
heimatloser Sturm auf See. Mutter du und Kind,
ein gelobtes Land bist du, ein Kometenlicht.
Bist mir Leuchte, Weg und Ziel, Urteil und Gericht.

Bildnis

Nun dein Bildnis vor mir stand, wußt ich keinen Rat,
Träne brach durchs Augenlid, es zerbrach die Tat.
Wieder irrt ich nur durchs Holz, ich erklomm die Wand
des Geklüftes trotz der Sucht nach dem ebenen Land.
Du mein frohes Weideland, goldenes Ährenfeld,
Augenausruh unbegrenzt, weite runde Welt.
Rote, helle Heide du, wie dein Reiz mich rief:
satte Luft von Feuchte schwer, Schatten dunkel, tief,
tief wie blaues Augenrund unter hellem Haar,
wie Kanal und Wasserlauf spiegelblank und klar.
Seelenausruh. Ach, im Schilf lag ich Nacht um Nacht,
habe sie dir, nur dir gelebt; habe sie dir durchwacht.

Traum

Auf einmal standst du vor mir, standst und sahst mich an,
ließest schweigen mich durch nichts als der Augen Bann.
Tatest deine Kleider ab mit der weißen Hand,
bis du groß dich, Königin, hast zu mir gewandt;
führtest mich zum Lager hin, daß ich bei dir schlief,
kühl warst du und stumm, bis ich deinen Namen rief.
Da erschloß sich mir das Heil, daß ich wüßte nun,
welch Geheimnis mich betraf, daß ich durfte ruhn,
ausruhn von so langem Leid, dir entzweit zu sein.
Sieh, gekommen schien die Zeit, da wir Zwei zu Zwein.
Heimat, Herrin, Holdeste, bliebst du doch bei mir.
Bliebst du doch; ach wär ich doch endlich ganz bei dir!

*

MORGENRITT

Über morgenbunte Hügel
reit ich in den Tag hinein,
fröhlich funkeln Sporn und Bügel,
golden strahlt der Sonnenschein;
golden strahlen meine Zügel.

Morgendüfte, Morgenklänge,
Taugeglitzer längs dem Rain;
Farben, Lichter, welch Gedränge
will in meine Augen ein,
da ich frisch durchs Frische sprenge.

Sonne läßt uns dann ermatten,
so will ich ein Träumer sein,
und ich lenke in den Schatten.
An der Quelle schenk ich ein,
und mein Fuchs begrast die Matten.

Heimwärts nun mit munteren Schritten,
leicht verbrannt vom Sonnenschein.
Wie erfüllt sind alle Bitten,
alle Wünsche frei und rein.
Immer auf zu neuen Ritten.



VON EINEM AUSSÄTZIGEN

(LEGENDE EINER KLOSTERGRÜNDUNG)

VON REGINA ULLMANN

ICH bin der Einzige weit und breit, der solch ein Rößlein besitzet.
Ich besitz es als wie eine Blum. Es duftet. Ich hab es eitel gemacht, einen Spiegel hab ich ihm gezeiget. Auch hab ich es ein wenig berauscht.
Ja, es hüpfet und galoppieret. Es ziehet sein Bein hinauf. Auch neiget es gar melancholisch den Hals. Das stehet ihm mehr als einem Menschen. Dieweil das Kreatürliche der eitlen Frau Welt inniger zu Herzen gehet.
Viel Tage ließ ich ihm also seine Freiheit, die ihm nur mein Hund verwahret vor den schrecklich wilden Tieren, so in den Wäldern sind. Denn ich vermeinte, jeglichem Menschen müsse ein Glück geschehen sein, indem er mein Rößlein erblickte.
Aber wer verstund mich da, wer begriff es, daß ich mein Pläsier solchermaßen vergrößern wollt. Wer lachte nicht meiner. Wer verwunderte sich nicht drum. Und wer tadelte mich nicht drum. Ich fürcht, sie schmähen mich allesamt.
Drum soll ich der Welt gehorchen und lasse sein das nackte Pferd.

Gestern begann da der Lenz. Ich holt einen Sattel für das Rößlein. Der war gemacht worden einstmalen einem sarazenischen Fürstenkind. Und soll selbiges beim

Kreuzzug elend ums Leben gekommen sein. Wie man nämlich saget: vom Aussatz behaftet.
So, daß aus einem schönen reichen Knaben ein Bettler worden ist. Eine Kreatur vor den Tod; ohne allen Trost des christlichen Mitleidens und der Barmherzigkeit. Dieweil die Menschheit ein groß Grausen hat vor solchermaßen Gezeichneten und selbigen verbietet, sie um Hilf anzuschreien. Denn auch ihr Atem ist pures Gift.
Ja, solch Kreaturen müssen als wie ein Tier leben und sterben. Aber um welches Verschuldens willen sie die göttliche Straf auf sich gezogen, ist mir unbekannt.
Ist mir auch gar sehr befremdlich, daß solches an diesem Platz mir in den Sinn kommt von der Red meines Herrn Vaters, so Jahr und Tag her ist, allein um eines Sattels willen. Ich will es nicht ergründen. Ich will kein Sterbenswörtlein mehr drum verlieren. Ich will abermals mein Rößlein zeigen. Ich will es euch zeigen als wie ein schön Weibstück; schön in seinem Schmuck und Harnisch. Ich will es zeigen im Mantel. Ihr sollet wissen, daß dies hier mein nackt Rößlein war, das ich euch jetzund vergeblich hab vorgaloppieret und also vorgeführet. Als wie auf dem Pferdemarkt zu Zunderndorf.

Heut ist Chartag. Das seelige Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi. Es sind traurige Zeitläuft. Ich bin ein Waisenknab worden. Die Lieb von meinen Eltern hat ein End. Sie sind beide im Grab. Also fallet mir ein Blütenregen vor der Zeit. Deß ist noch nicht der Mond. Ich sehe von einem Saal aus durch das Gezweige den Gottesacker und ihren Grabhügel, gezieret mit einem

Denkstein, so am Himmel lehnet. Ein lieb Konterfei von ihrer ewigen Seeligkeit. So habe ich sie vor mir allzeit. Aber lieber wäre mir das: sie lebten noch. Ihre Lieb war ein weich Pfühl. Konnt aber auch sein ein Lustwäldchen, oder als wie ein Traubenles. Ein völlig Vergessen aller Ansehung und Person, aus Wonne und Innigkeit.
Wie wird das Paradies ihnen süß dünken, gleich dem Lindenhonig unserer Bienenkörb, so duftet und wie Licht aussiehet unter Laubbäumen, grün und golden. Dieweil die Erd den Himmel bedeutet für eine gläubige Seel.

Aber nunmehr ist mein Lamento ein groß Präludium worden vor dem Herrn, weil ein Stimmlein sich darein gemenget hat, welches Sanctus schreiet. Nämlich seiner Lieb zu Ehren, so es gefaßt hat. Doch kann ich es nicht sagen, da es zu meinem Lob geschieht.
Hat ihm mein Leid das Herz gerührt? Oder ist die Lieb das Herz eines von abertausend Blümchen, darein das Licht eines Tages hineinscheinet ... Mir ist es unbekannt. Das weiß Gott. Auch lobpreiset es nur mit den Augen. Ansonst ist es stumm. Nur an den Zaun geneiget, wartet es meines Ganges, wo ich ihn immer wende hin.
Du arm Kind. Hat dich die Liebe stumm gemacht? Hangest mit deinen weißen Ärmlein über den Hag. Ich spür es alsobald, ehe ich deiner ansichtig werd.
Es ist deine Lieb ein Vogel unter einem Netze. Die armen Flüglein dauern mich ... Soviel Himmel über ihnen ... Auch Bäum sind allda. Ganze Wälder ... Und der Grasboden so weit man siehet. – Aber das Netz darüber ... Arm Kreatürlein. Wer hat dich denn gefangen? Und

so listiger Art? Ich weiß es nimmer. Ich war es doch nicht selbst? Ich bin doch nicht auf ein Jagen nach dir gangen . . . War fort schon am grauen Morgen. Denn mein Herr Vater wollt schon, da ich ein Knäblein war von sieben Jahren, ich sollt Mut lernen und ein Ziel haben. Vermeinete, die Welt sei eine gewaltige Fibel vor dem A-B-C-Schützen. Man sollt ihm zeigen mit Pfeil und Bogen, wie sie sei zu gebrauchen.

Einmal befahl er, als ich einen Hasen sah nahen: „Bet ein Gebet an Gott, aber so, daß dein Antlitz unbeweglich bleibet, dann magst du ihn an den Löffeln hochziehen.“ Deß wunderte ich mich nun. Aber ich hatt einen gar gewaltigen Respekt vor meinem Herrn Vater. Da betete ich denn. Und siehe, das Häslein kam bis an meine Füße.

Deine Lieb ist also von mir erlistet durch ein Gebet. Weiß aber nicht, wer mich solches Gesetz gelehret hat. War nicht mein Herr Vater. Auch nicht unser Gottvater im Himmel. Ist vielmehr eine Magia. Also, daß ich nicht fühlen mag, sondern bin wie der Jäger: ich harre . . .

Aber ihr vergesset, meine lieben Leut, wie es in der Natur ist: Auch die Häslein warten allda und sind Jäger. Haben allerhand Gelüst. So da ist ein Krautgarten, suchen sie ihn heim. Ja ein Rübenfeld am hellichten Tage... Wissen sie gleich die Rüden in der Näh und wittern deß. Und aber es hat unser Herrgott eine Gefahr so gewaltig groß in das Herz gemalet, daß wir unser Verbot schmählich übersehen haben, so wir es doch wagen, in den Krautgarten zu gehen . . . So ist es beschaffen. –

Ihr Mägdlein seid gar wunderlich. Wahrlich, ihr dünket mich töricht mehr als verwegen. Aber mitnichten seid ihr es anders als kraft der Magie, so man Liebe heißet.

Drum deuchte mir, daß mirs nicht sollt an Mut gebrechen, bin ich gleich noch zu jung zur Eh. Ja, ich meinte, daß ich mich ihr versprechen sollt und verloben.
Aber ich kam nicht in ihr Haus. Es kamen beide Eltern auf meinen Weg zu, und als ob ich geredet, sagten sie mir das harte Wort: Ich sei ein elternloser Knab.
Und drum bin ich gänzlich verstummt. Und nur meine Seel redete also: „Sehet, ihr Leut, ich hab einen Weinberg und viele Felder, leuchtend als wie ein See. Ich hab Rinder zehn Joch und Rösser schwer. Zu dem dies Reittier.“ Jedoch zögerte ich, seine Tugend zu rühmen. Ich fürchtete mich zu mißfallen. Denn spielerische Freud ist ernsten Männern verhaßt. So meint ich nur, eine große Jagd hätt sein Ansehen. Und seinen Respekt.
Und zudem ein Garten um das Schloß, darin man sich konnt verlieren und fürchten in den hohen Wandelgängen, so der Taxus mit seinem uralten Wachstum und seiner sorgsamen Wartung ausgerichtet.
„Ich habe viele Leut. Die lieben alle meinen Herrn Vater und meine Frau Mutter, als lebten sie noch und regiereten ihr Haus. Und sie vergessen der Guttaten nimmer, die sie genossen. Ja, sie geben mir weise Lehr und guten Rat.“
Verschwiegen hab ich ihnen vor mir selbst das feierabendliche Spiel in ihrer Mitten, welches oft mehr als simpel ist. Ferner unsere heilige Anrufung für die

armen Seelen im Fegfeuer, so der Anschauung Gottes harren.
Aber wie ich es so im geheimen anstellte, es nützte mir nichts: es bliebe beim ersten Wort. Das fühlt ich gar sehr. Wir haben eine Lieb, welche nicht wagen darf herfürzugehen. Wie wäre sie denn so stumm? Ihr Angesicht ist als wie ein kleiner Marmelstein. Und so ein Licht drauf glühet, ist es nur das Sonnenlicht.
Ihr Wachstum ist mir beinah ganz verborgen hinter dieser Hecken. Aber besitzet es solch Ebenmaß als wie das Häuptlein, so ist es überaus schön. Das Mägdlein, sagt man, sei behext. Und man sagt recht so. Dieweil Lieb allzeit ein Hexenwerk gewesen ist. Keiner konnt es entzaubern, keiner als Gott im Himmel.

Ist abermals einer in meinem Haus tot.
Ein anderer aber will Musketier werden und ein Krieger.
„Willst du dann als ein Feind kommen“, sprach ich, „und mein Haus zerstören, meinen Garten, meine Felder und meinen Weinberg? Willst du meinen Weinberg vernichten? Sag, möchtest du meinen Weinberg vernichten?“
„Tut nicht not, Herrlein,“ gibt der die schreckliche Antwort, „sind allda nicht mehr vorhanden.“
Seither hab ich keine reine Freud mehr. Mein Besitz dünkt mir in seiner Hand. Ist ein gar grimmiger Musketier. Hab ihn nie vorher so gekannt. Meine Eltern sind ihm gut gewesen . . .
Solche, die da verstreuen Krieg und Unfrieden, sollten gerichtet werden, Aussatz und Pest sollt sie erreichen.

Das sind Leiden, damit man allein sein muß und in diesem Leben eine Heerschar nimmermehr bilden kann. Dieser Unbild habe ich schon Erwähnung getan bei meinem Rößlein. Da ich erzählt hab, was mein Herr Vater gesagt hat von der sarazenischen Rüstung.

Ich bin geritten an einem heißen Tag. Die Sonne blitzte. Saget man, dies große Leuchten kommt von Eden. Von eines Engels doppelschneidigem Schwert. Mein Roß schwitzte gar fürchterlich, wollt nicht weiter in der sarazenischen Rüstung.
Ich versuchte es dem Wald zuzureiten.
Derweil ich aber von seinem Rücken herabgestiegen bin, fällt es um und ist tot.
Ich hab gar sehr geschrien. Ja, ein großes Geschrei hab ich gemacht, bis daß alle kamen und schaueten. Ohne alle Ursach ist dies Rößlein verendet. Ist mir ein liebes Gespiel gewesen. Ein Frohmut, eine Tröstung. Ein schönes Tier ist Labsal, gibt Stolz und Mut seinem Herrn.
Alle, die da waren und schaueten, haben Leids geklagt und das Rößlein mitnichten auf den Schindanger getan, sondern verscharrt an Ort und Stell.
Ich will eine Kapell bauen daselbst, den heiligen Georg auf meinem Pferd.

Das Mägdlein von meinen Nachbarn schauet mich an und spricht nicht ein Wort. Ich meinte, es sei zungenlahm worden. Einen Tag lang hab ich solches gemeint.
Aber dermalen ist von einer Ulme ein Vöglein aus seinem Nest auf die Hecke niedergestürzt, zwischen



meinen Garten und ihren. Deß erbarmte sie sich gar sehr und tat ihr Tüchlein vom Busen und hüllte es ein. Und solchermaßen hält sie dem Vogelpaar das junge Tierlein unter die Augen, daß sie sich seiner erbarmen sollten, und redete so süß, daß ich vermeinte, ein Vöglein hätt es verstehen sollen. Also redet sie gar innig einem Vogel ins Herz. Bis daß er um ihre Schulter fliegt und gar sehr schreit. Aber getrauet sich nicht an das Mägdlein heran und flattert nur immerzu.
Dazu rauschen die Felder. Ein Wind hebet an, und ein schauerlich Blitzen fährt durch das Haferfeld. Und es donnert. Aber das Mägdlein steht wohl noch die Nacht da und deutet auf die Heck, wo das Vöglein lieget. Denn seine Geduld und sein Erbarmen ist gar groß. Aber da kommen die Frauen und nehmen es fort.

Ja, es war eine gar schreckliche Nacht. Wacheten allesamt.
Aber schreckhafter ist mein Tag anjetzt. Als wie ein Kornacker, daraus das himmlische Feuer ausgebrennet und ausgesenget etliche Plätze. Solche Unbill erleide ich jetzt. Weiß nicht von wannen. Ist das Rößlein mein Tod? Ist kaum glaubhaft, daß sein sarazenisch Rüstzeug mir diesen gottsträflichen Aussatz vermacht hat. Denn selbiger Sattel ist gar alt. Der Knab, welchem er einmal Leid gebracht, ist Staub und Moder.
Nein, anders ist es nicht, als daß mich Gott geschlagen hat bis in den Tod. Ich muß elend sterben. Muß sterben viel Tage und Nächte. Kann aber nicht. Also hat mir mein Herr Vater einmal, da ich noch ein Knäblein war,

erzählet von selbigem kreuzfahrenden Sarazenenknaben.
Und daher weiß ich es gar genau: Ein Tod, als meine Eltern traf in Fried und Seeligkeit, ist ein Schalmeien der Hirten, vor dem Leben des armen Aussätzigen.
Oh, die grausame Schand und Verspottung, so mir Gott zugemutet hat. Größer als das Leiden selbst. Und von wannen kommt mir die Strafe? Hab ich gespottet oder gehöhnt wider die Heiligkeit? Hab ich unterdrükket oder pfänden lassen? Bin ich der Unzucht schuldig? Hab ich das Mägdlein verfolget wider der Eltern Gebot? Habe ich meine Eltern verhöhnt und in Schande gebracht? Ist das eine Prob auf meinen christlichen Glauben? Nun, so klag ich die Schickung an, so mir zugefallen ist. Brauchet kein Musketier mehr sein teuflisch Werk anstellen. Ist schon getan. Item ich von dem Aussatz betroffen bin.
Ich hoffte gar sehr, ich könnt das Mäntelein nehmen und zudecken und bergen meine Schand. Item: es ist nicht unterm Mäntelein. Es ist im Angesichte. Ja, in meinem Angesichte. Da sitzet es. Als wie ein greulich und gefräßig Tier. Hat gar sehr Hunger. Solches beweist eine einzige Nacht.

Erstmals, da es offenbar ward, ging unser Zwerg. Und schon ists hiedurch, als sei'n tausend Jahr dahin. Ist aber erst zu dreimalen meine Stundenuhr abgelaufen.
„Sag, du Abgott einer menschlichen Häßlichkeit, reuet dich dein Angesicht? Ist ein solches Leiden zu schrecklich für ein Angesicht? Sag an, so das Opfer, das ich von

dir erbitt, zu groß ist für dein Angesicht, was ist mein Angesicht? Ist es ein Abscheu vor dem Herrn? Fluchte er ihm schon, da es noch in der Wiegen lag und auf Kleinkinderart vermeinete, die Welt sei ein weich Mutterbrust, daraus Milch fließet ...
Sag, du Zwerglein, du kropfhalsiges Ungetüm, ist dein Dank als wie ein Licht, das mein Leiden ausgeblasen hat? Ist schwarze Nacht vor deiner Seel, daß sie keine Christenpflicht mehr kennet? Hat sie die Wohltat ganz vergessen, so mein Herr Vater an ihr vollbracht, da ich noch gar jung war und hilflos? Von selbiger Stund an, da eines diese Kreatur in Sack getan und mit Steinen beschweret; als da ist gewesen sein eigen Mutter ...
Die wollt dich ersäufen in dem Fluß. ‚Solch eine Kreatur kann nicht leben', sagte sie und fühlte nimmer, daß eine Seel ist, was sie ersäufen will.
Ist dir nicht bekannt, wie mein Herr Vater dich annahm und aufzog und kleidete als einen Lustigmacher, der aus unserm Schüßlein aß? Vermeinetest du, das sei nur ein Spiel und Übermut gewesen?
Nun wohl, so du das glaubest, wünsch ich dir, daß die Steine, so mein Herr Vater aus dem Sack getan, dich blutig träfen und zu Tod. Denn Undank ist eine größere Sünd denn Meineid.
Ja, Unheil wünsch ich dir auf deinen Hals, du kropfhalsiger Zwerg, darob, daß du von mir fliehest und mein Leiden fürchtest also."

Ich hab das Mäntelein und Rüstzeug von meinem Rößlein genommen und den Aussatz darinnen gesucht. Ist

aber nichts sichtbarlich, denn lauter uralt eitle Pracht. Darauf hab ich der Schwermut nachgehangen und darin geruht als wie in einem Grab. Und bin in die Küche und hab all das verbrennet und, so es sich nicht schmelzen ließ, verscharret unter die Erd. Hat aber schrecklichen Gestank gemacht. Ärger als eine Hex im Feuerlein.
Oh, es ist leer und tot allda. Denn da ich kam mit des Rößleins Rüstzeug und Mäntelein, floh die Muhme, so ich also anrede. Ist eine alte Schaffnerin. Ja, ein alt Weib ist geflohen. Sie hat meine Frau Mutter, da selbige noch ein klein Kind war, auf dem Schoß gehabt. Fort ist sie. Fort, ohne Hab und Gut, das sie sich ersparet und erdarbet für ihr Alter und ihre kommende Bresthaftigkeit zu jeder Stund. Sie ist fort.
Da mein Frau Mutter starb, hatt sie mich als wie ein Kind. Meine Tränen war ihr Ysop. Ihr Mantel hanget da als wie am Galgen. Die Ärmel hangen hernieder. Sie ist allein und zu Fuße gegangen.
Aber nicht allein und zu Fuß ist fort, wer allda seine schönen Tage im Garten verbracht hat, im Forst, im Weinberg und Acker. Fort sind die, die die Truthühner, Pfauen und gemeineren Geflügel in ihrer Obhut gehabt. Ja, die Küh sind allein auf der Wiesen. Da weiß ich eine, welche kalbet. War das gesehen, daß so schnelle ein Schloß samt Garten und Waldung verödet war?
Von der Kapellen sehe ich noch die letzte Fuhr. Jetzt stehet sie ... Jetzt holet der Fuhrmann aus ... Kann sein, daß mich einer erblickt und mein Kommen gefürchtet hat ... Oh, ihr treuen Diener und Knecht,

ihr Mägd, ihr Kind: ich verfolge euch nicht. Es ist eine Demut mir aufgezwungen worden als wie Chyrene das Kreuz. Heilige sind demütig von Herzen. Bettler aber sind es aus Not. Und die Aussätzigen, weil sie armseelige Kreaturen sind, Hunde ohne Herren.

Ja, ihr möget mich sehen. Von ferne möget ihr mich anschauen. Es ist ein gruslig Vergnügen, als keines ihm gleichet, weder Erdbeben noch Brandschatzung.
Ein Mensch ist zum Fluch Gottes worden. Nicht ein Volk, nicht eine Hausgemeinde, nein, ein alleiniger Mensch.
Nicht ein Armer in Lumpen, verstoßen in der Fremde, auf daß er eine andere elende Ruhestatt finde für seinen schwärigen Leib ... nein, ein adelig Kind, ein Kind, deß Reichtum ausgebreitet war wie ein Teppich zu seinen Füßen ...
Ihn verlässet ein jeglicher und machet dadurch, indem er fliehet, seine Pracht und seinen Reichtum zur Wildnis. Wo soll mehr Korn wachsen, so keines geschnitten wird? Wie soll ein Brot kommen, so der Müller sich verkreucht und unsichtbar machet vor seinem Herrn? Ja, ihr Lieben, von allem ist noch eine Ernt. Diese verfallet von selbst. Dann hat alles ein End. Wird Wildnis. Amen.
Da mir die Muhme, als ich ein zart Kindlein war, Liedlein gelehret und Gesetzlein, da wollt ich, daß sie kein End hätten. Ich klagete einer solchen Weis nach voll Unverstand. Einzig darum, weil sie ein End hat. Nun hab ich ein solches Gesetzlein und eine solche Weis. Die ist mein Leid. Das nimmt nie ein End.

Ja, ihr lieben Leut, wollet mich sehen ganz aus der Fern. Wenngleich es euch graut vor mir . . . Denn die Nas ist aus dem Angesicht. Eine Nas als wie ein Pfirsich. Weich, gesund und gestülpt nach oben zu ihrer eigenen Lustigkeit und anderer Pläsier. Sie ist vom Aussatz fort. Sie ist aufgespeiset von selbiger Pestilenz. Ich aber bin noch ohne sie. Ich schau in mich hinein. Und werd zusehends von mir selbst aufgespeist, wenngleich ich nicht will.

Ich bin allein und schrei um mich. Ich schrei als wie ein Tier. Ich schreie Gott. Ich schreie ihm, als da die Not seinen Namen schreiet. Ich schrie immerdar und fürchterlich.
Aber Gott ist auch fort aus diesem Haus. Es hat mir mein Ingesind seine Kleider gelassen und seine Silberlinge, seine Truhen und Kasten. Aber sie haben mitsamt das Tabernakel aus der Kapellen des St. Georg gehoben und die Monstranz und das Ziborium, darinnen die heilige Speisung verwahret ist. Ist es da also nicht wahr und offenbar, so ich sag: Gott ist mit ihnen gangen, er ist fort aus diesem Haus. Ging er gleich auch gebunden und in Stricken . . .
Nun kommet, ihr bösen Geisterlein, die ihr so gern in einem leer gewordenen Haus einziehet. Kommet und nehmet von mir Besitz. Auch ich bin leer und hohl. Mein Spiegel saget mir, wie hohl als ich bin.
Mein Herr Vater war ein vielgelehrter Mann. Meine Frau Mutter ist eine Heilige gewesen. Eine fromme Weltfrau. Solches find ich bei ihr, nun ich viel lange Zeit hab und alle meine Tage such, so ich verloren hab. Aber

nicht Brettspiel nutzet mir mehr, noch Erdkund und Sternkund. Keine Musik ist mehr in einem Instrument. Sie sind alle gesprungen. Aber Psalmen, so in grobem Pergament eingemalt sind, die scheinen wie für mich gedichtet. Einen Bruder fand ich darinnen, das ist der Hiob. Der hat all solchen Schmerz. Aber Gott hat ihm lassen seine Nas und seinen Mund. Er hat ihm lassen sein Angesicht.

Der Wein ist reif. Ohn eines Menschen Hand. Da mich gar sehr hungerte, ging ich zum Speisen in den Weinberg. Da kamen die Hunde. Aber es waren andere, wenngleich es die gleichen sind. Die kannten auch nicht mehr ihren Herrn. Sondern vermeineten, es sei ein Bettelmann. Fürchterlich fletschten sie mir nach und gingen in meiner Spur. Wenn ich eine Weintraub langen wollt, bissen sie mich. Eine Traub, hatt ich sie schon, riß mir einer von den größeren Weinberghunden mit dem Maul fort.
Solcherweis kam ich an das Pförtlein, von welchem aus man unsere Ortschaft siehet. Und da mir bei diesem Anblick ein groß Verlangen nach meinesgleichen erwachete und ein Hunger nach Menschenwort und nach Menschenart, öffnete ich die Pforte, so zu dem Fußsteig gehöret als wie eine Hand zu ihrem Arm. Aber war bislang nur ein Knurren und Fletschen der Weinberghunde hörbar, ein Schnappen und in der Fußspur Folgen, fand jetzund ein Kampf statt als wie mit wilden Tieren. Es blutete meine Hand und meine Füß, und sie fürchteten nicht meinen Aussatz.

Einer machte mich fallen, indem er mir zwischen die Beine lief. Darum ließ ich ab eine kleine Weil und rastete. Da ließen sie ab von dem Kampf und schaueten mit mir in das Tal. So erkannt ich, daß sie mich als einen rochen, der allein sein muß und nimmermehr unter die Menschen kann.
Da ließ ich mich an einem Stein nieder und weinete bitterlich. Und die Hund leckten an meinen Schwären und bewegten die Rute und heuleten gar noch mehr, als sie sahen, daß meine Tränen kein End nahmen. Da kam mir ein Trost. Ich streichelte ihr rauh Fell und lobete ihr klug Ansinnen, so seinen Ursprung allein in Gottes Ratschluß hat.
Ich allein bin vom Aussatz heimgesucht. Es ist niemand, der außer mir davon behaftet wäre. Ein Hund ist mein Herr. Er lässet nicht geschehen, daß ich zu Menschen gehe. Weder bei Tag noch bei Nacht.
Wenn meine Hund meine Herren sind, sag mir, Gottvater, als wer ich stehe vor dir.

Seit etlichen Tagen find ich nichts mehr zu essen. Bald ist Christmonat, und suchen die Tiere ihren Bau, ihr Erdloch, einen hohlen Stamm, oder aber der Menschen Wohnung. In meinem Haus tappet es von Eichhorn und Wiesel und Vogelart. Ein Kakadu, so meinen Eltern aus Afrika durch einen Gast geschenket worden, naget an Tisch und Polster, so nichts ist für seinen desperaten Magen, der Welschkorn mahlete alle Tage. Ein Rab ist in meinem Haus und fürchtet sich nicht. Er sitzet auf einem Brotlaib und fürchtet sich nicht,

konnt aber samt seinem harten Schnabel nichts von dem Brot haben, denn es ist hart als wie ein Stein. Schlag ich aber mit einem Stock nach ihm, so krächzet er, als ob er in einem Brachfeld wär.

Was ist nur aus dem Mägdlein worden, so der vergiftete Pfeil Amors so schwer verletzet hat? Ist es auch geflohen, gleich wie die anderen und also schnell und ohne ein Zeichen mir zu lassen. Ein armseelig kleines Pfand?
Es ist wohl fort. Solches habe ich selbst mit angesehen. Aber einer nahm es an seinem schönen Gelöck wie ein Lämmlein, es aber stand und hielt sich an der Hecke und fürchtete kein Schlagen und Dräuen. Aber helfen durft ich ihm nicht, sintemal es vom Aussatz behaftet werden konnte gleich mir. Darum mußt ich es geschehen lassen und mit ansehen, wie sie an ihm Gewalt übten in zu großer Lieb und es auf den Armen davontrugen. Nicht aber eher, bis daß ich ging, unritterlich, wider mich selbst in Streit.

Ich bin heut auf dem Dachfirst gewesen. Mir war, als wenn mich ein Gespenst dazu antrieb: da hab ich unter meiner Wiege eine Klapper gefunden, eine Klapper, so den Aussätzigen zugeteilet ist.
Ich hab geweint. Ihr wisset nichts vom Weinen. Ich hab nur mehr ein Aug, das andere ist wie ausgelöscht und fortgeschwemmt von meinem Tränenguß.

Der Weinberg ist verschneit. In einer Nacht.
Das Mägdlein ist wieder da. Wie ein klein Hündlein ist es zurückgelaufen, von wannen man es verkaufet hat.

Ei ja, wie gern hätt ich meine Arm ausgestreckt und es hineingedrückt. Nun ist es aber eine Straf Gottes, daß ich entbehren muß aller guten Worte und aller Gebärde. Solches gehet mir ein. Denn auch das Mägdlein schweiget als wie zuvor. Und ich fürcht meinen eignen giftigen Hauch so, daß ich nicht an die Hecke tret, so es sich derselben naht.
O, was ist eine warme Speis. Sie ist als wie ein Mäntelein.

Ich kenn den Sonntag. Da präludiert das Mägdlein auf seinem Instrument. Auch ist ein Honigkuchen gebacken auf der Hecken.
Wenn ich mit meiner Klapper nah, gehet sie von dannen. So habe ich es ihr angedeutet. Alsbald geh ich hin und speis, was sie gerichtet hat.
Ihre Eltern beide sind längst fort. Sie sind geflohen allesamt. Sie aber ist wiedergekommen. Gott lohn ihr diesen hohen Mut und die Barmherzigkeit, so sie geübt hat an meinem Elend.
Lieb hab ich nimmermehr. Die Lieb ist mir erloschen.
Aber ich hab ein Staunen und Gebet, als wie vor einem Engel.
Ich kniet einmal, da sie kam. Da ging sie rückwärts hinaus und kam eine Zeit nimmer.
Gott geb dir die ewige Fröhlichkeit. Hier auf Erden ist dann dein Glück dahin.
Von ferne sehe ich dich am Brunnen. Da wringest du, als wolltest du zeigen als ein Gleichnis deinen Schmerz um mich. O, ich verstehe dich wohl, wenn du schon nicht mit mir redest.

Eine Tanne ist entwurzelt und an den Dachfirst niedergestürzt. Nun ist ein Loch darinnen.
Eine Treppe hat sich losgelöst, als wie ein Schiff vom Land gehet. Nun steig ich von dieser Seit nicht mehr hinab. Ich fürchte mich. Ich kann solch einen Sprung nicht tun.

Hab keine Zung mehr zum Essen. Der Gaumen, so Freud der Mahlzeit bedeutet, ist hin. Und dennoch will ich nicht sterben, will an der Stufe nicht stürzen. Aber wäre das Mägdlein nicht, möchte ich tot sein. Es ist ein heiliger Samaritan.

Hab gelernet, im Freien nächtigen. Im Haus ist es fürchterlich. Da kommen die Mäus und die Ratten. Kein Schlaf ist da.
Eine Tanne, unter der ich ruh, ist nachts als wie ein silberig Dach vom Mond. Die Sterne sind zum Zählen.

Die Wasserkunst ist eingefroren. Es regnet. Alsdann gefrieret es. Alles siehet aus wie Glas. Aber grau und traurig.

Der Schornstein auf dem First meines Schloßnachbarn raucht nimmer.
Die Supp stand nimmer auf der Heck.
Auch nicht am zweiten Tag.
Am dritten Tag hör ich ein Singen als wie eine Stimm aus fallenden Tropfen.
Ich vermein, ich dürft ihr nicht nahn. Dieweil meine Pestilenz ein Atemhauch schon übertraget.

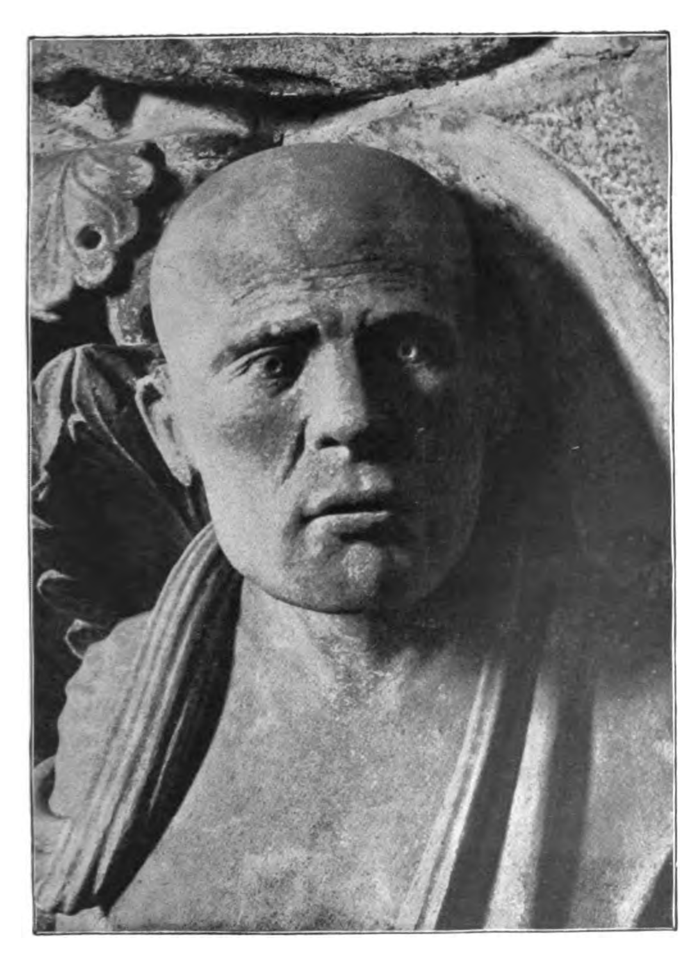
Und dennoch ist mirs schrecklich bange um die Maid.
Ich wach und brenn ein Licht. Da hör ich leis ein Weinen.
Wie wenn sie, schon von der Pest heimgesuchet, nicht wagte herfür zu gehen.
Im Mondlicht gehe ich mit meiner Klapper in ihren Garten.
Nirgends ist sie zu finden.
Aber an der Tür lieget sie. Das Schüßlein Suppe ist zerbrochen und die Speis verdorben.
So hab ich ein Fell geholt. Drauf mußt sie sich legen.
Und ein Fell darüber.
Nun bin ich ein Samaritan worden an ihr. Denn das Kind stirbt ohn meine Hilfe.
Zu viel Trost das.

Gott, du nimmst alles und lehrst uns, daß wir kein Trost haben sollen.
Ich fürchte Gott. Seine Strenge habe ich wohl kennen lernen. Da das Mägdlein wieder genesen sollt, begriff ich, daß ich seiner nimmer bedarf in Zukunft.
„Geh du!“ sag ich mit meiner Hand. Ich sags zu dreien Malen. Dann gehet sie. Aber zögernd nur. Ich sehe, ihr tut das Herz weh. Ein Lieb der Barmherzigkeit lässet man ungern.
Wo ist ihres Bleibens fortan?
Unter Menschen nimmer. Einsiedlerin werden ist nichts für Weiber, keine christliche Übung für sie.
Mir kommt in Sinn, daß ein Kloster sechs Stund von da stehet, als wie eine Burg. Fromme Jungfrauen sind wohl

einhundert Stück darinnen. Das sag ich ihr. Ich sag es ihr, bis daß sie es versteht. Ich sag es ihr als wie ein Mysterienspiel. Ich mache es ihr vor. Ich zeig es ihr. Da gehet sie. Und kehrt nimmer um.

Nun bin ich allein. Ich bin von Wildnis umgeben. Ich bin als wie ein hohler Baum. Manchmal schreit Schmerz aus mir.
Viele Wildschweine sind durch meinen Forst gezogen. Fürchten mich nimmer. Jagd ist als wie zur Lust. Ich aber hab kein Bogen. Tod soll nicht mehr sein um meinetwillen.
Pfauenweiblein nächtiget am Fenster. Füchslein holet es. Blut ist. Aber habs nimmer mehr vergessen. Sind die Tiere, die jagen als ein Jäger. Pirschen voller List und Wachsamkeit.
Hörte einen Bär brummen.
Sechs Wölf als wie ein Schatten ziehen über den Schnee.
Hab zwei Raubvögel sich in der Luft töten sehn, bis daß der eine auf den andern herniederfiel in den Schnee. War gar schrecklich anzusehn. Leben um Leben. Ist gar bald dahin. Alle müssen gehen. Da ich noch selber Weidspiel trieb, merkte ich solches nicht. Dieweil ich selbst den Tod verursacht hab viel hundertmal.

Nun vergehet der Winter und ein gut Jahr beginnet. Brüten allda viel Tierlein.
Zeit ist um. Wieviel mal ist das Jahr wiedergekehret?
Sind keine Jäger da, kein Landmann, keine Knecht und Mägde. Ich Aussätziger, ich Gezeichneter bin alleinig.



Prophet Jonas
Relief im Dom zu Bamberg

Wann sind meine Eltern von dieser Erde gangen? Ich weiß es nimmer, und ihr Denkstein ist eingestürzt und völlig überwuchert.
Auch auf dem Friedhof sind die Füchslein.
Ein Mensch ist eine Kreatur, so ich nimmer glaub.
Meine Küh sind böse Tiere worden. Lassen mich nur schwer mehr an das Euter, so mir Nahrung gibt.
Ich zähl die Tage um des Sonntags willen, daß er mir verbleiben soll. Er bleibet nicht.
So ist ein Jahr ein Tag vor Gott.

Ich hab ein Grab gerichtet, da wo die Kapell für mein Rößlein stehet.
Da kommt eine Prozession.
Sind Männlein wie Weiblein. Sind Menschen. Sind lebendige Personen.
Nach Menschengedenken wieder meinesgleichen, so ich ihresgleichen noch bin.
Ich weiß es nicht.
Vermeinen sie denn, ich sei tot und sie können nun den Besitz antreten? Ich nehme meine Klapper und schrei ihnen entgegen fürchterlich.
Es kommet aber bald von da und bald von dort.
Als wie ein Echo.
Bis daß ich merke, daß es zwei Pilgrimzüge sind.
Mönche als wie Nonnen. Wollen allhier zwei Klöster errichten. Allwo meine Heimstatt ist und der Jungfrau Heimstatt ist.

Ich muß weinen. Menschen sind gar wunderbarlich. Diese hier sind gar tugendhaft. Die Jungfrau, welche meiner pflegte, hat sie dazu angestiftet. Sie fürchten sich allsamt nicht vor mir.
Jene Heck aber ist nach Jahr und Tag eine hohe Mauer worden.
So sehe ich nimmer mein Samaritan und Gespons, pfleget sie samt ihren heiligen Jungfrauen fernerhin der Barmherzigkeit an Gezeichneten und Ausgestoßenen.
Nur ein Instrument singt statt ihrer.
Und im Konvent wurde als Brauch beschlossen und als Wahrzeichen unserer Klostergründung, daß eine Nonn einmal des Jahres ein Tellerlein auf die Heck trägt.
Da speisen dann die Vögel.

Mein Weinberg ist geschnitten und gebunden.
Im Garten spielt wieder die Wasserkunst.
Die Mönche lesen in ihrem Brevier.
Ich knie an mein Grab und gedenk des Rößleins und des Spiegels.
Noch zu barmherzig ist unser Gott, noch zu gnädig. Ich fürcht mich um so vieler Güt. Ich fürchte Gott. Die Erd ist ein Paradies. Wenngleich sie auch ein Jammertal ist. Ein Paradies ist sie, so wir das Leiden verstehen. Ein Paradies ist sie, solches wir leiden müssen. Solches wir durchleiden müssen.



APHORISMEN
VON WILHELM HEINSE

VON DER ITALIENISCHEN REISE 1780—1783

Petrarca, Dante, Boccaz

PETRARCA war in den Augen der Vernunft ein schmachtender Narr sein Lebenlang, ohne alle Hofnung. Laura hätte ihn gewiß drüber gelassen, wenn er kein Poet gewesen wäre, und schon so viel Lärm geblasen hätte. Sie konnte nicht anders und mußte aushalten, so weh es ihr auch vielleicht in der Seele that; denn Petrarca war gewiß ein Mensch von dem feinsten Gefühl und außerordentlichem Talent. Nur äußerst schwach war er, und von allen Menschen seines Jahrhunderts umpfangen, die etwas zu bedeuten hatten; und dabey eben so eitel. Man muß gewiß Mitleiden mit ihm und der Laura haben; es war Schicksal; sie konnten nie zusammen, es war zu weltkundig. Er war am meisten Schuld aber, warum hörte er nie auf zu leyern? Großes hat er ganz und gar nichts sonst gethan, seine Poesie erhebt sich über andre, weil er beständig in guter Gesellschaft lebte.

Dante war ein Mann wie ein Fels, voll hohen Ehrgeitzes, deßwegen seine Theologie und Philosophie, er wollte über die berühmtesten seines Zeitalters hervorragen. Wenn er Kraft genug gehabt hätte, sie zu verachten, und einen bessern Plan zu seinem Gedicht genommen hätte, als so ein gothisches Gewirr: so wäre er der welsche Homer, oder ein ebenso originaler Mann für Italien wie Homer für Griechenland. Er hat Stärke, Feuer, tiefes

Gefühl, Einbildung, und männliche Würde; und Adel und Herrschungsgeist. Der Fürst unter den welschen Dichtern wird er deßwegen immer bleiben. Die Schicksale nach seiner Verbannung haben ihm nicht Ruhe und Heiterkeit genug gelassen.
Boccaz war unter beyden am mehrsten Mensch und der klügste. Er genoß das Leben, und wickelte sich durch die Welt, wie's am besten gehn wollte. Er lernte besser die niedrige Klasse von Leuten kennen, als jene, als Kaufmannsbursch, und Reisender mit allerley Art. Mit Leuten von Stande kam er aber nicht so zu recht, und vermochte wenig über sie. Deßwegen machte er auch so emsig den Bücherwurm, weil er wenig in Geschäften gebraucht wurde. Dante und er sind am mehrsten wahr; Petrarca geht meistens in der Luft mit den Füßen über der Erde. Der Mensch mit seinen fünf Sinnen hat mehr an ihnen.
Alle dreye sind wilde Stämme ihres Zeitalters, für sich selbst hervorgeschossen und nicht gesäet und gepflanzt. Sie haben Nahrung gesucht wie sie sie um sich her fanden aus Trieb ihrer Natur. Sie sind groß geworden und hernach hat sich alles unter ihren Schatten gesetzt. Dante und Boccaz sitzen eigentlich recht fest unter ihren Menschen und leben und weben mit ihnen, und sind nothwendig da und das was sie sind. Petrarca ist ein luftig Phantasiewesen, was zu jeder andern Zeit seyn konnte, wo gerad auch ein schönes reizendes Weib war, das sich nach Schicksal ihm nicht preis geben durfte; aber doch ist auch er bey seiner Laura aufgewachsen und kein Mäcen hat ihn gemacht.

[Goethes] Torquato Tasso

Ein geringes Haus mit den edelsten Materialien aufgeführt. Ein mittelmäßig Stück voll der lieblichsten Poesie, schönsten Bilder, sinnreichsten Gedanken.
Antonio, auf den alles gebaut ist, ist ein Unding, ein Widerspruch, sein Charakter außer aller poetischen Wahrscheinlichkeit. Grob bis zur Plumpheit in Gegenwart des ausgebildetsten Fürsten gegen einen seiner Günstlinge: und dabey ein ausgelernter Hofmann; ein Dichter ohne Ader und Phantasie: und spricht originel, in dem schönsten Ausdruck; alt und kalt wie ein Felsen: und will höllisch eifersüchtig die Gunst schöner Weiber mit Niemand theilen. – Welch ein Wort über die gesellschaftliche fast unbedeutende Krönung des Tasso im Garten: „Mir war es lang bekannt, daß im belohnen Alphons **unmäßig** ist!" Welch ein bestialischer Neid!

Im 3ten Akt

„Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen."
Man sieht hier erst, daß Antonio als Dichter auf den Tasso neidisch ist. Und dann ferner bey dem, was Tasso von ihm sagt:

Er der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint.

So erscheint Antonio im ganzen Stücke nicht. Seine Sprache verräth einen ganz andern Mann.
Tasso ist am besten dargestellt. Doch sollte zur Täu-

schung mehr von seiner ersten unglücklichen Jugend gesagt werden, die ihn so mißtrauisch gemacht hat. Uebrigens erregt er bey seiner tollen Heftigkeit wenig Interesse. Es ging Göthen mit ihm wie mit seiner Maria, der Französin im Clavigo, auf diese sollte auch alles Interesse fallen. Das heißt sich sein Spiel selbst verhunzen. Marien machte er als eine schwindsüchtige Französin verächtlich und lächerlich, so daß es nicht mehr zu ersetzen ist: und so kann man nach der unbesonnenen heftigen Aufführung des Tasso auch kein Mitleiden mehr mit ihm haben; besonders wo er den Antonio zur Freundschaft zwingen will, welches überhaupt gegen seinen eignen Charakter und die Geschichte ist. Der Zweck eines Stücks ist nicht bloß Darstellung; diese ist nur Mittel.

Erhaben, und recht ins Ganze eingreifend wie Geist und Seele ist das Bild, das Tasso auf die letzt von sich gibt, mit der Welle, der sturmbewegten Welle:

> In dieser Woge spiegelte so schön
> Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
> An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.

Die Prinzessin ist gar nicht theatralische Hauptperson, das sie doch seyn soll; sie weiß nicht recht, was sie will. Leonore San Vitale ganz gut, doch auch nicht theatralisch. Sie allein könnte Zweck haben, den Tasso in jeder Rücksicht zu gebrauchen. Der Herzog ist gut; nur zu geleckt. Alle drey gar zu gute Menschen; und Italiäner und Hofleute.

Göthe spricht übrigens zu sehr aus allen. Es spricht fast eins wie's andre.

Aus dem Stoffe hätte etwas ganz vortreflich hohes tragisches können gemacht werden: so bald Göthe den Tasso als großen Dichter aufstellen wollte, wie er gethan hat. Der Stoff ist ohngefehr, wie im wüthenden Ajax von Sophokles. Aber da ist Ulysses ein ganz andrer Mensch als Antonio. Und Ajax ohne Vergleich theatralischer als Tasso.

So gleicht dieser fast den neuern Italiänischen Stücken des sechzehnten Jahrhunderts, die man den Griechen nachmachte; kleinliche Leidenschaften.

Das Ganze ist eins von Göthens ausgearbeitetsten Werken; und es ist Schade, daß so viel göttliche gediegene Poesie für bloße müßige Lectüre ohne weitern Zweck verschwendet ist.

Die Personen kommen und gehen wieder, man weiß nicht, warum; sie fangen Gespräche und Abhandlungen an, man weiß auch nicht recht warum. Nichts im Zuge des Ganzen ist kräftig entschieden. Bloß das ist sichtbar: Tasso soll aus einem glücklichen Zustand durch seine Empfindlichkeit und Heftigkeit in einen unglücklichen gestürzt werden. Aber weder Glück noch Unglück ist theatralisch und bedeutend. Und die Mittel dazu unnatürlich, künstlich und unerheblich. Lächerlich ists so gar, wie auf die letzt die kleine Mittlerin Leonore, und dann der Herr Antonio und der Herzog durch die Scenen zucken, herbeygelaufen kommen und das armseelige Liebespaar überraschen. Ganz unweiblich ists, daß die Prinzessin der Leonore zuvor ihre Liebe gegen Tasso entdeckte, welche sie selbst gleich im Anfange mit ihrer Neigung gegen Tasso foppt. Eifersüchtig

hätten sie beyde auf einander seyn, und einander sich ihre Liebe verbergen sollen. Das ist Weiberart. Ueberhaupt ein paar matte gelehrte Creaturen. Das ganze Stück ist Widerspruch auf Widerspruch.
Göthe scheint immer eifersüchtig auf die Geschöpfe seiner eignen Phantasie zu seyn. Man merkt überall die Absicht, daß er der Meister und mehr seyn will, als sie – den Don Carlos im Clavigo vielleicht ausgenommen.

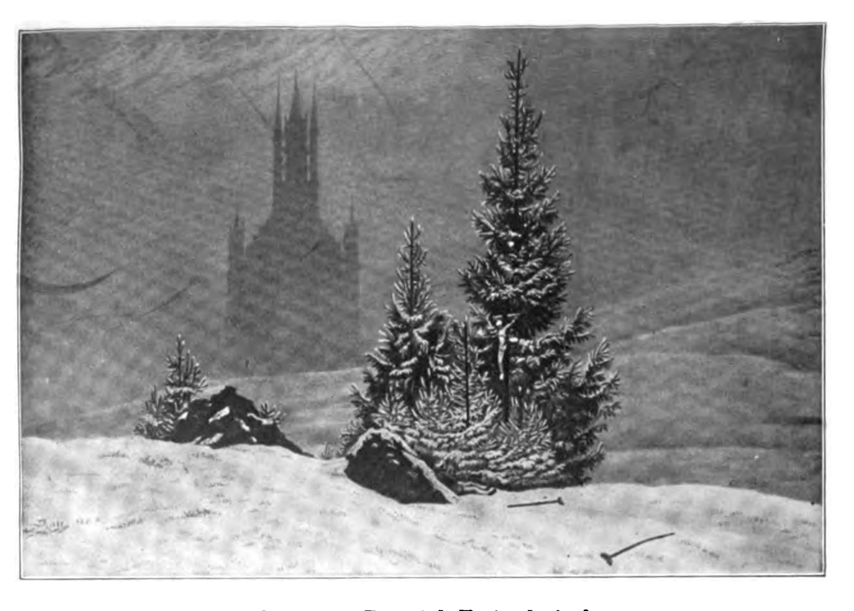
Aus Heinses sämtlichen Werken, Band VIII

*

EIN BRIEF

VON FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN AN CHRISTIAN AUGUST HEINROTH IN LEIPZIG

Gleich den Tag darauf als ich Ihren letzten, so reichhaltigen Brief bekommen hatte, mein theurer Freund! schrieb ich vier Seiten zur Antwort an Sie nieder. Mancherlei Störungen hinderten mich an der baldigen Vollendung des Angefangenen. – Jetzt will ich Ihnen schreiben, ohne mir vorzunehmen Ihnen gerade zu antworten. Vielleicht nähere ich mich zufällig der interessanten Bahn welche Sie mir eröffnen, u. wage um so unbefangener einige Schritte, wenn ich mir nicht bewußt werde, in welches erhabene Gebiet der herumschweifende Geist sich verlohren hat. In solch einer Art geistiger Mondsichtigkeit allein unternehme ichs einen Thurm



Caspar David Friedrich
Winterlandschaft

zu erklettern, aber wie selten überzeugen mich ein paar erbeutete, armselige junge Vögel, daß ich die Reise wirklich bestanden habe.
Innig freue ich mich, mein Freund! daß Sie uns nicht entrissen werden, wie es eine Zeitlang zu fürchten war. Ich weiß nicht, hat meine Begier nach geläuterter Seelennahrung, seit einigen Jahren noch mehr zugenommen, od. bin ich mich ihrer jetzt nur mehr bewußt? – Aber das weiß ich, daß ich mit heißer Sehnsucht nach Quellen umherblicke, den Durst zu kühlen. Mannigfaltiges both sich in dieser Hinsicht uns hier dar. In der Kunst hat sich mir ein ganz neues Feld eröffnet, Urtheil u. Gefühl zu beschäftigen. Eine Reihe interessanter Menschen, Fremde u. Einheimische sind in meiner Nähe vorübergegangen. Ich habe das charakterisirende der verschiedenartigen Wesen mit Gier aufgesogen, u. in meinem Gedächtnisse stehn eine Menge Menschen Skitzen die, obgleich unendlich von einander abweichend, wie die Formen in der bildenden Kunst, doch nach ein u. demselben Gesetze sind was sie sind. Was der messende Zirkel giebt, liegt den gröbern Umrissen der Figur zum Grunde, wie die bekannten Seelenvermögen der geistigen Gestalt des Menschen. Je nachdem aber die Natur bey der geistig. Formung ihres Lieblings mit dem Gesetzlichen frei umging, je nachdem sie die Augenlinien des Einen mehr oder weniger mit Urtheil, die Stirne mit Phantasie – die Brust mit Gefühl zeichnete, entstanden doch wohl einzig u. allein die zahllosen Verschiedenheiten, welche, bey aller Einfachheit der geistig. Elemente, die Menschenmasse zur buntesten Gallerie

machen. Auch der königliche Göthe – beneiden Sie mich — ist innerhalb meines Gesichtskreises aufgegangen.[1] Ehrfurchtsvoll habe ich nach dem herrlichen Sterne, leuchtend vor allen am Horizonte, gesehen, überzeugt, ich sähe eine Welt. Aber einen nähern Blick ließ die, schon äußerlich, erhabene Erscheinung in ihre innere Natur nicht leicht thun. Weder der almächtigen Harfe entfloh im Gesellschaftlich. Kreise nur ein leiser Ton, der die Hirten hätte ahnden lassen Phöbus weile unter ihnen, noch zeigte es der Lippen geflügelte Rede. Der Mann – der eine Sprache erfinden würde wie Raphael eine Maria dichtete, – fand selten den Ausdruck; mann mußte ihn oft errathen, u. im Ideen Reiche habe ich ihn gar nicht sich bewegen gesehn. Und doch war er heiter, sogar scherzhaft; das Letztere aber mit Schwerfälligkeit, u. ohne allen Witz. Dieser mächtige Geist, der sein Dasein in den dunkeln, durchborenden Augen verkündet, die in der That zuweilen einem tödlichen Geschoß gleichen, dessen Herrschaft sich in der ganzen ungeheuer despotisch. Gestalt ausspricht, daß mann meint, wenn die Thüren sich öffnen sie einzulassen, die Wände müßten eben so vor ihr zurückweichen – dieser Geist trägt doch auch seine Fesseln; – würde er sonst nicht überall Göthe sein? Daß auch solche Genien eine Bannung erfahren können, ist wohl einestheils beruhigend für uns dienende Schaaren, immer bleibt aber die mangelhafte Freiheit des Menschen ein Gegenstand meiner schmerzlichen Trauer. Erschöpft vom Ringen

[1] bei dem Besuch mit Riemer in Dresden 1810, von Teplitz kommend.

danach bin ich oft hingesunken. Bald hat meine moralische Gestalt Verwandlungen erfahren, daß ich bey den entgegengesetztesten Erscheinungen nicht gewußt habe, welche Physionomie mir eigentlich gehört? – Bald habe ich bey allem lebendigen Willen etwas Bestimmtes zu sein, meinen Zweck nicht zu erreichen vermogt, Unsinnig hat das Herz sich oft von der Einsicht getrennt – u. eben so oft ist mirs nur durch das Herbeyrufen guter Gefühle gelungen, den Spruch der Vernunft zu erfüllen. Ist das Freiheit wenn mann sich so durchs Leben betteln muß? – Was werden Sie sagen wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Göthens Fähigkeit uns die verschiedenartigsten Erscheinungen mit gleicher Wahrheit zu zeichnen, weit mehr in – Charakterlosigkeit als Willkühr suche? Göthe, meine ich – drückt wie Faust, Himmel u. Hölle an seine Brust. In der lezten mag er nicht bleiben, in dem Ersten kann er sich nicht halten. Er ist selbst hoch wo er Hoch – platt wo er platt erscheint. Ich erschrecke wenn ich bedenke was ich Göthen durch diese Meinung abspreche, als Mensch u. Dichter, meine Meinung stützt sich aber auf Beobachtung der Menschlich. Natur. Und wie viel Verdienst bleibt Göthe als Dichter immer noch übrig. Wer als Er konnte eine Mariane zeichnen? Nach meiner Einsicht eins seiner größten Meisterstücke, u. ein Werk vollkommener Freiheit. Durch welche seine Organe der Mann dahin gekommen ist, die schöne einfache Mädchen Natur zu begreifen, ist mir ein unbegreifliches Wunder ...

Ich habe Göthe recht wohl verstanden, mit seinem Gesetz der Anziehung im Geisterreiche; ähnlich dem in der

Physischen Natur; u. soll ichs Ihnen gestehn? Ich stimme ihm (wie ichs genommen habe) bey. Es werden uns oft Menschen, deren überwiegende Unvollkommenheiten wir einsehen, durch einen leisen, nicht zu benennenden Ton in ihrem Wesen, der eine Seite des unsrigen trift die in die dunkeln Hallen des Gefühls aufgezogen ist, unnennbar angenehm. Das Nahmenlose was von ihnen ausgeht, unser uns selbst Unbekanntes zu berühren, erregt ein so angenehmes Erzittern unseres Wesens, wie es sonst durch nichts hervorgerufen werden kann. Wir, die wir sonst so scharf rechnen mit den Leistungen unserer Nächsten, bemerken die Mängel unseres a. aber es ist uns doch theuer weil wir nun einmal b. sind. Damit ist ja aber unsere Freiheit nicht verlohren. Es ist ein ganz gewöhnlicher Tummelplatz wo die Vernunft mit dem Gefühle sich turniert. Charlotte u. der Hauptm. verhielten sich, von dem Augenblicke an wo es ihnen Licht über sich selbst geworden, als wäre der wunderbare Einklang nicht unter ihnen. Ist das nicht frey, dem Naturzwange zum Trotz? – Kann denn etwas Größeres geschehen als das physische Ich dem geistigen Ich opfern? Und zwar so daß in unserm Wirkungskreise nichts zertrümmert wird, durch unsere gewaltsame Bewegung, wie Ottilie durch ihre confulsivischen Bewegungen alles Glück zerriß, das von ihr ausgehn sollte. Charlotte zertrümmerte ihr Glück ja nicht, Ottilie u. ihr Mann zertrümmerten es ihr eine Zeitlang, aber die starke Seele hat es nothwendig in sich selbst wiedergefunden, weil das Geisterreich (dessen Unterthanin sie doch warlich war) beseeligte – ...

Der Mahler **Friedrich** hat für **mein** Gefühl wieder Etwas herrliches geschaffen. Zwei kleine Winterlandschaften. Dicker Schnee bedeckt auf beiden die Flur. Auf dem einen hängt der dunkelblaue ganz verschloßne Himmel voll Schnee, nirgends ein Lichtpunkt. Von einem gefällten Eichenheine, dessen Sturze zum Theil sichtbar sind, stehn noch zwei Steineichen, kräftig, u. doch leicht in die Luft hinein gezeichnet, u. füllen beinah das ganze Bild. Ein Greiß **schwankt** auf Krücken durch die Einöde u. den Schnee.
Auf dem 2ten Blatte sehen wir eine Gruppe **junges** Nadelgehölz von Schnee belastet sich über der weiten beschneiten Fläche erheben. Das warme Grün leuchtet frisch durch das kalte Weiß. Vor der Baumwand ist ein Kreutz errichtet. Bis hierher ist der **Wanderer** gekommen. Auf den Boden gestreckt, das Haupt auf einem Stein ruhend – die Krücken von sich geworfen, starrt er nach dem tröstenden Simbole. Ein rosiges Abendgewölk am Horizonte erhellt die Umrisse eines fernen gotischen Doms.[1] — Hier sage ich Ihnen u. Ihrer Geliebten Lebewohl! u. fühle bey Allem was heilig ist daß ich bin

Ihre Freundin

d. 22t. Juni 1811. Fr. Volkmann.

---

[1] Die beiden Bilder Caspar David Friedrichs waren nicht zu ermitteln. Nach dem zweiten existiert ein farbiges Aquatinta-Blatt, das auf einer Tafel (vgl. Seite 56) wiedergegeben wird.

Aus „Die Jugendfreunde des alten Mannes“, herausgegeben von Ludwig Volkmann.



ZWEI GEDICHTE
VON ERNST BERTRAM

DER WEISSE WALD

SCHÖN ist der Tod, der so weich aus der innigsten Luft
Flockt und flimmert herab. Stumm ist der Tann.
Schlafen, schlafen ist gut. Schwarz war der Wald.
O wie lieb ist das Licht! Weihnacht ist nun.

Heben Wolken mich auf, wollen mich leicht
Hin in die Heimat tun, die mich verlor?
Süß ist Ruhe dem Fuß, Fliegen dem Leib.
Ferne tobt schon die Jagd, ferner der Mord.

Tut sich das Tannichte auf? O du erscheinst,
Heilige Wiese des Tods! Siehe das Tier
Riesigen Blicks: zwischen dem wilden Geweih
Hoch das demantene Kreuz. Tötendes Licht —

*

NÖCK IM STROMFALL

Hört ihr ihn harfen im Fall?
Seht ihr den froschichten Mund
Klagen, den runden Blick
Gehn in dem regnenden Glas?
Schön ist das tödliche Lied.

Hört, wie die Weise ihm kehrt
Immer älteren Lauts,
Sonderbareren Grams.
Riesiger greift sein grün
Harfender Daumen das Lied.

Aber singt es nicht nach!
Säng es ein Menschenhaupt,
Tanzen müßte die Welt
Gräßlichen Tanz. O bewahrt!
Zucken würden die Berge
Und Gelächter aus Tieren gehn.
Hütet, hütet! Er schweigt
Runderen Augs. Sein Mund
Faltet sich.
        Singt ihm nicht nach!

*

BEETHOVENS
LIEDER AN DIE FERNE GELIEBTE
VON MAX FRIEDLAENDER

ALS Beethoven diesen Zyklus, seine persönlichste Liedschöpfung, i. J. 1816 komponierte, stand er im 46. Lebensjahre und im Zenit seines äußeren Ruhmes. Zwei Jahre zuvor hatte er jene berühmte Akademie im Redoutensaale abgehalten, unter deren 6000 Besuchern sich fast sämtliche zum Wiener Kongreß versammelten

Monarchen Europas befanden. Die wiederholte Aufführung der „Schlachtsymphonie“ – dieses äußerlichsten, aber effektvollsten seiner Orchesterwerke – hatte ihm gerade damals nicht nur die höchsten Ehren seines Lebens gebracht, wie z. B. die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien, sondern ihm auch bei den breiten Massen eine Volkstümlichkeit gewonnen, die sich manchmal in rührender Weise kundgab. Das Decrescendo seiner äußeren Umstände mag ihn für diese kleinen Freuden doppelt empfänglich gemacht haben, da ihm das Leben größere immer unerbittlicher versagte. Sein Gehörleiden, dessen erste Anzeichen ihn schon 19 Jahre früher beunruhigt hatten und das sich seitdem ständig verschlimmerte, schnitt ihn immer mehr von der Außenwelt ab. Es zeigte sich, daß er nicht mehr fähig war, eine Aufführung zu leiten. In dem erwähnten Konzert vom Jahre 1814 hatte er zwar vom Kapellmeisterpulte dirigiert, Orchester und Chor aber folgten dem Violinbogen des Konzertmeisters Umlauff. Von nun an war ihm Hören nur möglich, wenn man in seiner unmittelbaren Nähe stand und ihm laut ins linke Ohr sprach, – bis schließlich die tückische Krankheit sein Gehör auch dem letzten äußeren Hall und Schall verschloß. Fortan sah er sich des schönsten Lohnes des schaffenden Musikers beraubt, des Lohnes, sich die eigene Schöpfung in kräftiger Lebensfülle wie ein Fremdes entgegenkommen zu lassen – jenes Pygmalionwunders, das jeder Komponist bei der ersten Aufführung eines neuen Werkes erlebt.

Nächst den tiefen Seelenschmerzen, die dem Meister das Bewußtsein von der Unabänderlichkeit des Geschickes

schuf, nagten an ihm schwere Sorgen um seinen als Mündel angenommenen Neffen Karl, der alle aufopferungsvolle väterliche Liebe mit unwürdigem Verhalten belohnte und den Namen Beethoven schändete, – der empfindlichste Schmerz, der dem stolzen, tief sittlich empfindenden Meister bereitet werden konnte. Dazu kamen tausend Verdrießlichkeiten des Alltags, die ihm das Leben vergällten: Unregelmäßigkeit des Haushaltes, fortwährender Wechsel von Wohnung und Dienstpersonal, Geldverlegenheiten. Oft hatte Beethoven Schulden aufnehmen müssen, auch Vorschüsse bei der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, bei den Verlegern Steiner-Haslinger in Wien, bei Peters in Leipzig: Vorschüsse auf später zu schreibende Werke, die er aber zum Teil gar nicht, zum Teil erst lange nach der verabredeten Frist lieferte.

Es leuchtet ein, daß Beethovens Schaffenskraft durch die geschilderten Umstände stark beeinträchtigt wurde. Die Unerfreulichkeit seiner Lage verschärfte sich noch durch den Verlust und die Abwesenheit mancher Freunde, deren Teilnahme er gerade in jener kritischen Zeit schmerzlich entbehren mußte; seine einflußreichsten und zugleich kunstverständigsten Gönner: die Fürsten Lichnowsky und Kinsky, waren gestorben, Fürst Rasumowsky in materieller Bedrängnis, die Gräfin Erdödy lebte in Kroatien, Baron Zmeskall war krank, sein Schüler Ferdinand Ries in London, der große Geiger Schuppanzigh in Rußland, und von dem ihm ans Herz gewachsenen jüngsten Sohn seiner mütterlichen Bonner Freundin, Stephan von Breuning,

trennte ihn eine Entfremdung, die damals dauernd zu bleiben schien. Kein Wunder, daß der Arbeitsertrag jener Jahre verhältnismäßig gering erscheint, namentlich wenn man ihn an Beethovens sonstiger Fruchtbarkeit mißt; hatte doch der Meister seit 1795, als er aus der Schule Jos. Haydns und Albrechtsbergers ins Leben trat, volle 18 Jahre hindurch seine Werke in wahrer Eruption herausgeschleudert. Und was waren es für Werke: die Symphonien I bis VII, die Streichquartette op. 18, 59, 73, 95, Streichtrios op. 3, 8 und 9, das Violinkonzert, die fünf Klavierkonzerte, die 26 Klaviersonaten op. 2 bis 81a, die zehn Violinsonaten, die Klaviertrios op. 1, 70 und 97, der Fidelio, die Musik zum Egmont -- kein Semester war ohne reiche, beglückende Frucht geblieben, und noch das Jahr 1814 hatte neben der dritten Bearbeitung der Oper die schöne Klaviersonate op. 90, die Ouvertüre in C-Dur op. 115, den Elegischen Gesang und Bearbeitungen schottischer und irischer Volkslieder gebracht, daneben allerdings auch Nieten wie die Kantate „Der glorreiche Augenblick". Weniger reich war der Ertrag des Jahres 1815, der außer weiteren Bearbeitungen von Volksliedern nur noch die beiden Violoncellsonaten op. 102 und den Chor: „Meeresstille und glückliche Fahrt" aufweist, – ein überaus geringes Ergebnis, verglichen mit den vorangegangenen 18 Jahren. Und doch stellt die Periode nicht einen Stillstand dar. Ähnlich wie man in Rembrandts Schaffen in den fünfziger Jahren, der Zeit des Überganges zur letzten Periode der braunen gesättigten Farben, von produktiver Unfruchtbarkeit sprechen kann, in

der sich seine letzten gewaltigen Schöpfungen vorbereiteten, so auch bei Beethoven: begann doch auch bei ihm nach wenigen Jahren eine neue Eruption von Meisterwerken: die neunte Symphonie, die Große Messe, die letzten Sonaten, die letzten Streichquartette.
Seit dem Jahre 1815 zog sich Beethoven immer mehr von der Welt zurück; äußere Impulse regen ihn nur zu unbedeutenden Gelegenheitsarbeiten an, zu allen größeren Kompositionen nimmt er den Trieb zum Schaffen aus dem eigenen Innern. Dies aber war seit langer Zeit förmlich aufgewühlt durch eine reine Liebe zu einem Mädchen, dessen Namen bis jetzt nicht sicher festgestellt werden kann, – eine Liebe, die ihn viel tiefer als irgendeine seiner früheren ergriffen hat. Es ist keine andere als die „unsterbliche Geliebte", an die Beethoven im Jahre 1812 den ergreifendsten Brief seines Lebens geschrieben hatte:

Am 6. Juli, morgens

Mein Engel, mein alles, mein Ich – nur einige Worte heute, und zwar mit Bleistift (mit Deinem) – Warum dieser tiefe Gram, wo die Notwendigkeit spricht – kann unsere Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen, kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin. — Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüt über das Müssende – die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir — nur vergißt Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß – wären wir

ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche ebensowenig als ich empfinden.

... Die Brust ist voll Dir viel zu sagen – ach – es gibt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist – erheitere Dich – bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein alles, wie ich Dir; das übrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll. –

Dein treuer Ludwig

Guten Morgen, am 7. Juli

... Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksale abwartend, ob es uns erhört – Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht, ja, ich habe beschlossen in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen kann und mich ganz heimatlich bei Dir nennen kann, meine Seele von Dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. – Ja, leider muß es sein – Du wirst Dich fassen, um so mehr da Du meine Treue gegen Dich kennst, nie kann eine andere mein Herz besitzen, nie – nie – o Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt, und doch ist mein Leben in W. so wie jetzt ein kümmerliches Leben – Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich – in meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens – kann diese bei unserm Verhältnisse bestehen? – Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht – und ich muß daher schließen, damit Du den B(rief) gleich erhältst – Sei ruhig – liebe mich – heute –

gestern – welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir – Dir – Dir – mein Leben – mein alles – leb wohl – o liebe mich fort – verkenne nie das treuste Herz Deines geliebten

L.

ewig Dein
ewig mein
ewig uns.

Näheres über die in diesen ergreifenden, in ihrer Leidenschaft geradezu stammelnden Worten angeredete Geliebte erfahren wir durch zuverlässige Aufzeichnungen der Tochter des Wiener Schuldirektors Giannatasio del Rio, dem Beethoven seinen Neffen anvertraut hatte. Sie lauten:
„Mein Vater meinte, Beethoven könne sich von dem traurigen Übelstand seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er denn niemanden kenne usw. Da war denn unsere langgehabte Ahnung bestätigt: Er liebe unglücklich! Seit fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher er sich näher zu verbinden für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Jetzt aber sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. ‚Dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tage.'"
Diese Harmonie, setzte er hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüt bringen können.
Oben berichtete ich bereits, daß es trotz eifrigster Bemühung der Beethovenforschung bisher noch nicht gelungen ist, völlig Sicheres über die Persönlichkeit der

„Unsterblichen Geliebten“ festzustellen. Große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es die damals 37jährige Gräfin Therese Brunswick war, die Schwester eines der besten Freunde Beethovens, der er i. J. 1810 seine Fis-Moll-Sonate op. 78 gewidmet hatte und deren Bild mit der schönen, monumentalen Widmung:

Dem seltenen Genie
Dem großen Künstler
Dem guten Menschen   von T. B.

sich in Beethovens Nachlasse fand. – Andere Spuren könnten auf eine ähnlich begabte und reizvolle junge Berlinerin führen: Amalie Sebald, deren Anmut bereits Carl Maria v. Weber bezaubert hatte. Von Beethoven, der ihr i. J. 1812 von neuem in Teplitz begegnet war, sind Briefe von ungewöhnlicher Wärme und Schalkhaftigkeit erhalten. Und wenn der in der folgenden Tagebuchnotiz stehende verschnörkelte Buchstabe wirklich A bedeutet (was beinahe sicher ist), so ließe sich daraus schließen, daß Beethovens Neigung zu Amalie alles in ihm aufgewühlt hat. Lückenlos ist aber noch kein Beweis geführt.

Früher einmal, als Beethovens Herz ähnlich bewegt und eine Hoffnung fehlgeschlagen war, hatte er in sein Tagebuch geschrieben:

„Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibts kein Glück mehr, als in dir selbst, in deiner Kunst – o Gott! gib Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts mehr an das Leben fesseln. Auf diese Art mit A. geht alles zugrunde!“

Aus den großen Schmerzen, die ihm Leben und Liebe brachten, hat er im allgemeinen nicht kleine Lieder gemacht, sondern mächtige Sonaten und Symphoniesätze. Diesmal aber sprach er sein Sehnen und sein Leid in einem Liederkreis aus, dem ersten wirklichen Zyklus von Liedern, den wir besitzen. Beethoven selbst gab ihm den Titel: „Liederkreis an die ferne Geliebte"....
Eigentümlich ist sein Verhältnis zu den Dichtungen. Beethoven schreibt Musik, und zwar wundervolle Musik zu den Worten, aber er saugt die Dichtung nicht so völlig auf, wie es vor ihm Mozart, nach ihm Weber, Schubert, Wagner taten. Vielmehr benutzt er den Text mehr als Grundlage zu selbständigem Musizieren. Und der Instrumentalmusiker verleugnet sich hier ebensowenig wie in seinen meisten größeren Vokalkompositionen....
Über die einzelnen Lieder des Zyklus mögen hier noch einige Worte folgen. Gleich in „Auf dem Hügel sitz ich spähend" tritt das Wesentliche des vorher erwähnten Variationsprinzips deutlich zutage: Beethoven verändert in diesem Eingangsliede nur die Begleitung, während die Singstimme im wesentlichen dieselbe bleibt....
Von Einzelheiten seien hervorgehoben zunächst der ausdrucksvolle Sprung der Melodie nach der unteren Sext zu den Worten: „spähend", „geschieden", „dringen", „weichet"; ferner in der 3. Strophe die drängende Synkope bei „glühend", wie auch die eindringlich malende Begleitung bei „Seufzer"; endlich der für Beethoven so charakteristische Übergang vom Crescendo zum Piano,

dem wir in seinen Symphonien und Sonaten so oft begegnen, der aber hier, wo es sich um das Wort „klagen" handelt, von besonderer Wirksamkeit ist. Sehr eigen wirkt zum Schlusse der Übergang in die zweite Nummer des Zyklus.

Von wenigen Werken in kleinerem Format haben sich so zahlreiche Skizzen gefunden wie vom Liederkreis. Sie zeigen, daß Beethoven vom ersten Beginn an den gesamten Zyklus im Auge gehabt hat. Denn unmittelbar an die Entwürfe zum ersten Liede schließen sich in bunter Reihe die zum sechsten, zweiten und vierten, öfter unterbrochen durch wiederholte Ansätze zu: „Auf dem Hügel sitz ich spähend". – Für die Beethovenforschung ist es ein besonderer Glücksfall, daß der Meister der Nachwelt tiefere Blicke in seine geistige Werkstatt gegönnt hat als irgendein anderer Komponist. Ihm war es Bedürfnis, alles aufzuzeichnen. Und so enthält die Fülle von Skizzenblättern und -büchern die oft unscheinbaren Keime seiner Melodien, unfertige Motive, die erst durch eine lange Zeit währende Umbildung ihre abschließende Gestalt gewinnen. Hier belauscht man Beethoven wirklich an seinem Schreibtisch, hier sieht man ihn im Schweiße seines Angesichts ringen, sieht, wieviel Not und Pein ihm jedes neue Werk schuf. Er arbeitete nicht alles in Gedanken aus, vielmehr scheint er das meiste am Schreibtisch geschaffen zu haben, und hier wurde das Papier unter seiner Feder zu einer Wüstenei, einem Dickicht von Strichen, Klecksen, unsicher taumelnden Buchstaben, und nur selten leuchtet, wie eine Blume aus der dürren Spreu, eine

reine, auf den ersten Wurf gelungene Melodie hervor. – Prüft man die Skizze zum ersten Liede, so ermißt man den Weg, der noch zurückgelegt werden mußte, bis die endgültige Fassung gefunden war.
In dieser ersten Skizze:

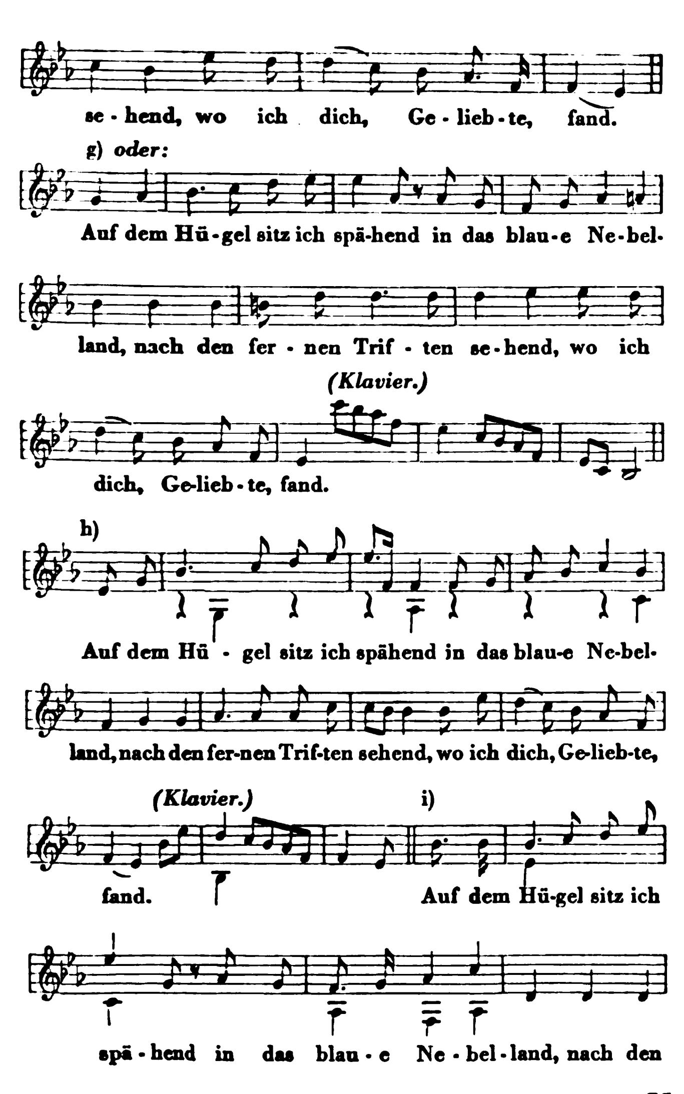


bewegt sich die Melodie vom hohen Es an abwärts und macht nicht gerade einen bedeutenden Eindruck. Auch der zweite Entwurf (a) erscheint fast trivial, und aus den folgenden, weiteren Versuchen (c, d, e, f bis h) ersieht man, wie der Sprung, der für das Wort „spähend“ so charakteristisch ist, zunächst immer eine Septime umfaßt, gelegentlich auch eine Quint, bis endlich (i) der Sextensprung den Vorzug erhält. Es hat etwas Ergreifendes, auch in diesen Skizzen (und wieviel mehr noch aus denen der C-Moll-Symphonie) das prometheische Ringen des Meisters zu verfolgen.






land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend,
c) oder
in das blau-e Ne-bel-
land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend, wo ich
d)
dich, Ge-lieb-te. Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend.
e)
Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend in das
Änderung:
blau-e Ne-bel-
blau-e Ne-bel-land, nach den fer-nen Trif-ten se-hend.
f)
Auf dem Hü-gel sitz ich spä-hend in das
blau-e Ne - bel-
blau - e Ne-bel-land, nach den fer-nen Trif-ten


se - hend, wo ich dich, Ge - lieb - te, fand.
g) oder:
Auf dem Hü - gel sitz ich spä-hend in das blau-e Ne-bel-
land, nach den fer - nen Trif - ten se - hend, wo ich
(Klavier.)
dich, Ge-lieb - te, fand.
h)
Auf dem Hü - gel sitz ich spähend in das blau-e Ne-bel-
land, nach den fer-nen Trif-ten sehend, wo ich dich, Ge-lieb-te,
(Klavier.)
i)
fand.
Auf dem Hü-gel sitz ich
spä - hend in das blau - e Ne - bel - land, nach den



Aus Max Friedländers Nachwort zu Nr. 371 der Insel-Bücherei

*

DICHTUNGEN
VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

BREMEN

URALTE Stadt am grauen Strom,
Verwittert Giebelwerk und Zinnen;
Und blickst doch zum bewölkten Dom
Des Norderhimmels auf voll Minnen,
Als wärest du die junge Braut,
Die sich begibt der spröden Wehre,
Daß sie vom Gott, vor dem ihr graut,
Halbgöttliches Geschlecht gebäre.

Wohl bricht der Quell, der dich verjüngt,
Aus Deutschlands mittem Herzensgrunde,
Wo's unterm Berg dem Alten dünkt,
Ihm schlage bald die neue Stunde,

Wo Eichen über dem Gebein
Erschlagner Überwinder rauschen
Und mit zerbröckelndem Gestein
Verschollenes Geheimnis tauschen.

Wohl raunt der Strom ohn Unterlaß
Und redet dir von Hermanns Mute,
Der seiner Welle nüchtern Naß
Wie Wein gefärbt mit welschem Blute,
Und raunt und redet Tag und Nacht
Vom Sachsenherzog und vom Kaiser,
Der ihn am Ende zahm gemacht,
Ein Dränger und ein Unterweiser.

Wohl wehn herein mit jeder Flut
Im salzigen Wind Tritonenchöre
Und murrn und murmeln von dem Gut,
Das in der Fremde dir gehöre,
Und singen mehr und sagen wahr
Von dem, das noch die Schriften weisen,
Da sie zuzeiten dunkel-klar
Des Nordens Leuchte dich geheißen.

Oh, wohl verstehst du solche Mär,
Du, die noch stets den Nacken straffte,
Und ob dir auch durch Schild und Wehr
Bis in den Leib die Wunde klaffte.
Ja, ob um deinen alten Ruhm
Manch stolzre Schwester aufbegehre,
Du stehst, der Freiheit Heiligtum,
Und herbergst Vaterlandes Ehre.

Ja, Vaterstadt, ja, sei gegrüßt
Und bleibe deinem Sohn gewogen,
Der keine Flur so selig wüßt,
Daß du ihn doch nicht heimgezogen.
Verging mit Leben und Gedicht
Der Dienst, drin ich dir, Mutter, fröne,
So sprich: er war der beste nicht,
Doch war er einer meiner Söhne.

*

AUS DEN „STANZEN" VON VOLTAIRE

Die Leiden des Alters

Wohl, ich weiß, es ist süß, auf eigner Flur zu schaun
Den reifen Inkarnat der Frücht' aus Oriente,
Der eignen Rebe Saft zu kosten und am Ende,
Was man bewundert, zu verdaun.
Ich liebe den Fasan, den man mit Sorgfalt briet;
Die bloße Witterung des Rebhuhns und der Ente
Verlockt mich – doch was hilfts? Mir fehlt der Appetit.

Auf dem beblümten Hang, durchrieselt von Kaskaden,
Durch dieser Wiese Schmelz, durch diese Wälder her
Flög ich – wie gern! – im Reihn mit etlichen Dryaden,
Nur – meine Wade will nicht mehr.

Gern laß ich ihren Wuchs, ihr Auge mich betören,
Den lieblichen Gesang, die Wange voller Scherz:
Nur freilich müßte man noch selber schaun und hören;
Verbirg dich, wenn du nichts mehr dein nennst als dein
Herz!

Ihr werdet sein wie ich, fahrt ihr auf meiner Reise,
Abt, Bischof, Kardinal im purpurnen Ornat,
Prinz, König, Zöllner und Soldat,
Die Zeit macht jedermann auch wider Willen weise.

All unsre Lust ein Ungefähr,
Verweht woher, wohin – sagt an –, und wie genossen?
Erst Nichtigkeiten; dann – nichts mehr.
Du schufest uns. Das war, o Jupiter,
Die traurigste von deinen Possen.

An Herrn von Cideville

Du willst, daß ich von neuem liebe?
So ruf die Jugend mir herbei,
Mach, daß der Abenddämmrung Trübe
Noch einmal Morgenröte sei.

Da, wo der Gott der Reben sich
Und Amor in die Herrschaft teilen,
Am schönen Ort bedeutet mich
Die Zeit, ich dürfe nicht mehr weilen.

Ein unerbittlicher Bescheid. –
Wir wollen ihn als Lehre nutzen:
Wer seinen Jahren wagt zu trutzen,
Fühlt seiner Jahre ganzes Leid.

Vergönnen wir der holden Jugend
Ihr überschwenglich Wohlgedeihn;
Zween Augenblicke währt das Sein:
Gehöre einer denn der Tugend.

Ah! wollt ihr fliehn auf immerdar,
Entzückung, Schwärmerei – vergebens,
Daß euch der Himmel mir gebar,
Trost für die Bitterkeit des Lebens?

Das Herz, – nun weiß ich, zweimal brichts,
Nicht weiter Lieben, Liebe werben,
Das ist ein unerträglich Sterben;
Nicht weiter Leben, das ist nichts.

Also beweint ich, was vergangen,
Den Jugendwahn, der mir entbrach;
Und meine Seele voll Verlangen
Hing jeder alten Torheit nach.

Da, daß ich nicht verlassen bliebe,
Ließ Freundschaft sich zu mir herab.
An Sanftmut glich sie fast der Liebe,
Wiewohl sich jene muntrer gab.

Gerührt von ihrer neuen Schöne,
Gebändigt durch ihr sanftes Joch,
Folgt ich ihr nach – und weinte doch,
Daß ich nur ihr noch folgen könne.

An Madame du Deffant
(die blinde Achtzigjährige)

Wie? Nimmt dichs wunder, zu gewahren,
Nun achtzig Winter mir entflohn,
Daß meine Muse hoch an Jahren
Noch trällert den gewohnten Ton?

Zuweilen kommt ein wenig Grüne
Auf unsern Eisgefilden fort;
Es tröstet die verlassene Bühne
Und ist in kurzer Frist verdorrt.

Auch hörst du wohl noch Vogelsingen,
Da längst das Jahr sich abwärts neigt;
Doch wird sie nicht zu Herzen dringen,
Die Kehle, die von Liebe schweigt.

So rühr ich noch nach altem Brauche
Der Leier widerspenstigen Strang
Und übe stümpernden Gesang
Im Augenblick, da ich verhauche.

Ich will im letzten Abschiedsschmerz,
So sprach zu ihr, die sein Verlangen,
Tibull, dich drücken an mein Herz,
Mit Armen sterbend dich umfangen.

Doch wenn du spürst, es ist geschehn,
Wenn Seel' und Leben dich verlassen,
Hast du noch Hände, zuzufassen,
Und Augen, Delia zu sehn?

In dem Moment vergißt, ich wette,
Der alten Kurzweil jedermann;
Den möcht ich sehn, dem schmeicheln kann
Ein Stelldichein am Sterbebette.

Auch Delia geht ihrer Zeit
Ins Dunkel fort und hat vergessen,
Daß sie vor Tagen schön gewesen
Und nur gelebt um Zärtlichkeit.

Wir weilen, Schäferin, beim Feste,
Geboren, sterbend ohne Sinn.
Gekommen aus dem Nichts; wohin
Wir gehn? – Gott weiß es, meine Beste.

*

AUS DEM TRIPTYCHON VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN

VON FELIX TIMMERMANS

Auch wenn das Mondlicht noch so klar über das tiefverschneite Land flutet, das aus sich selber Helligkeit verbreitet, – der Bettler Schrobberbeeck nimmt doch seine brennende Laterne in die Hand, um zur Mitternachtsmesse zu gehn.

Er tut es aus Angst vor Gott.

Es ist nun nicht so wie in den früheren Jahren, da er an diesem Tag mit seinen Freunden die heiligen drei Könige spielte und von Hof zu Hof den Stern drehen ging.

Das war der Tag, an dem er den meisten Spaß hatte und die meisten Groschen einsteckte.

Angst vor Weihnachten ist in ihn gefahren.

Angefangen hatte das schon vor zwei Jahren, als er, mit Pitjevogel dem Fischer und Suskewiet dem Hirten von der Dreikönigsfahrt kommend, die heilige Familie in einem Kirmeswagen gesehen hatte.

Das Jahr darauf hatte er mit Pitjevogel allein die Stern-Runde gemacht; und als sie angetrunken zurückkehrten, den Bauch voll von heißem Genever, da hatten sie Suskewiet, der seit dem Vorfall mit der heiligen Familie fromm geworden war, tot auf seinem Bette sitzen sehn, einen Stern in seinen Händen und umleuchtet von himmlischem Licht.
Die Christnacht wollte etwas von ihm; er fühlte in ihr Gottes Hände am Werk.
Die Angst umkreiste immerfort sein Herz, und aus Angst ging er nun alle Sonntag zur Messe. Jedesmal fürchtete er, daß ihm etwas Heiliges begegnen würde, und davor hatte er noch mehr Angst, als vor dem Teufel, mit dem sich Pitjevogel nun abgab.
Denn man erzählte sich, es sei, als der Fischer im letzten Sommer nackt zum Baden in die Nethe gegangen, plötzlich ein gewaltiges Unwetter ausgebrochen; Pitjevogels Kleider wehten fort, und in furchtbarem Schrekken lief er nackt über die Felder und geriet in ein Haus, worin ein abgesetzter Pfarrer wohnte, der Umgang mit dem Teufel hatte. Der Pfarrer dachte zuerst, der Teufel wäre es, da Pitjevogels Körper ganz mit schwarzen Haaren bedeckt war, und er sprach ihn an: „Sei gegrüßt, Satan!" „Ich bin nur Pitjevogel", sagte der Fischer schüchtern. Der Pfarrer hatte sich nun verraten und lehrte Pitjevogel mit dem Mirakelbuch „Der Höllenzwang" die schwarze Kunst.
Seit jenem Tage gab der Fischer so viel silberne Taler aus, als man nur denken konnte, mußte aber alle Abend vor Sonnenuntergang zu Hause sein.

Saß Pitjevogel sonst in den schwülen Sommernächten, wenn der Aal gut anbeißt, in seinem Boote beim Angeln, so war nun, wenn die Sterne am Himmel erschienen waren, nichts mehr von ihm zu sehn, und kein Vergnügen war groß genug, um ihn aus seinem Hause herauszulocken, wenn es Abend geworden war.
Und Schrobberbeeck, der früher viel von Pitjevogel gehalten hatte, denn der Kerl konnte einen zum Lachen bringen, daß es sprudelte, ging ihm aus dem Wege.
Er mied ihn, um nicht Gottes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.
Er stahl zwar nicht weniger, denn das saß ihm nun einmal in den Knochen; er brachte es nicht fertig, etwas liegen zu lassen, das er mitnehmen konnte. Und er trieb sich wie sonst in der Gegend umher, bettelte auf den Höfen, verzog das Blau seiner entzündeten Augen, so daß nichts mehr zu sehen war, als gelbweiß, und plapperte dann ein leieriges Paternoster herunter.
Er war nun auch zu einer Behausung gekommen, nämlich zu einer Holzhütte, worin der Bauer vom Wasserschanzenhof früher seine Gerätschaften aufbewahrte. Sie wurde nicht mehr benutzt, aber Schrobberbeeck nahm sie in Beschlag; schlief und wohnte dort und hamsterte darin zusammen, was er nur erbetteln und fassen konnte. Er hatte sogar eine Spiegelscherbe, worin er sein graurotes Gesicht mit dem brandroten Stoppelbart sehen konnte. Es regnete durchs Dach der Hütte, die Winde rüttelten und schüttelten sie wie ein Aushängeschild, aber er hatte doch das stolze Gefühl, ein Haus zu besitzen, und legte sogar ringsherum ein

Gärtchen an, wie einen Tisch so groß, um Radieschen darin zu ziehen.
Aber auch er kam abends nicht zum Vorschein, aus Furcht vor dem Heiligen, das ihn zu verfolgen schien.
Und wenn er tagsüber das Land durchbettelte, nahm er nun, immer aus demselben Grunde, nämlich sich gut mit Gott zu stellen, vor jedem Muttergottesbilde seinen schmierigen Hut ab. Und es standen viele Mütter Gottes in der Gegend, wohl an die zwanzig. Sie standen da in ihrem steinernen, hölzernen oder gipsenen Gewande; die eine in einem Kästlein, das an einem Baume hing, die andere auf einem Pfahl, wieder andere in steinernen Kapellen. Und indem er diesen Gruß Tag für Tag wiederholte, kannte er sie alle miteinander; er wußte aus dem Kopf, welche Farbe sie hatten, wie groß sie waren, wie sie hießen und wogegen sie halfen.
Er kannte sie alle, von der großen Muttergottes der Sieben Schmerzen aus dem Beginenwäldchen bis zur fingergroßen Muttergottes Zur Ruhe, die in der Vogelhöhle einer vom Blitz gespaltenen Kappweide stand.
Und er kannte auch den ragenden Christus am Kreuz, am Großen Tümpel, aus dem die Kühe zu trinken pflegten.
Voller Angst hatte er Weihnachten erwartet, denn er fürchtete, daß ihm etwas Heiliges begegnen würde. Erst hatte er die Absicht, die Nacht im Krug „Zur Wassernixe“ zu verbringen. In eine Wirtschaft, wo geflucht und Genever getrunken wird, kommt Gott nicht, dachte er. Aber dann fürchtete er wieder, wenn er das täte, dann würde die Strafe in einer anderen Nacht nicht ausbleiben.

Ach, wo war seine Bettlerruhe geblieben? Lebte er früher nicht seelenvergnügt von einem Tag zum andern?
Aber Weihnachten rückte näher und näher. Er wagte nicht, mit dem Stern zu gehen, so gern er es auch getan hätte, denn es kam ihm vor, als wäre es nicht gut für ihn, mit einem Stern zu spielen, und so kam ihm der Gedanke, zur Mitternachtsmesse zu gehn. Nicht aus Liebe, Glaube oder Frömmigkeit, sondern um das Geheimnisvolle von sich abzulenken. Und um sich Mut zu machen in der weißen, mondbeschienenen Einsamkeit, zündete er die überflüssige Laterne an und ging zur fernen Kirche.
Er wäre am liebsten mit geschlossenen Augen gelaufen, um nur nichts von dieser seltsamen, feierlichen Schneenacht zu sehen, die ihn anblickte wie ein starres Katzenauge, worin es schwefelt.
Ganz in der Ferne läutete dröhnend die Glocke, und er suchte nach den anderen Menschen, die doch auch zur Messe gehen mußten; aber von ihnen war keine Spur zu sehen. Er war mutterseelenallein auf dem Weg. Sein Herz klopfte, und er fühlte sich kleiner und kleiner werden, als ob er ertränke in der mondhellen, weißen Einsamkeit. Als er an der schwarzen, beschneiten Mühle vorbeigekommen war, schien die Ferne ihm noch einmal so fern, und die Angst preßte ihm wie eine Klammer das Herz.
Er schritt aus, so schnell er konnte, wagte aber nicht zu laufen. Warum wagte er denn nicht zu laufen?
Ach, da kam er an den Baum, wo die Muttergottes Zur Zuflucht hing, ein Porzellanfigürchen mit goldenen

Lilien auf dem Kleid. Das gab ihm Vertrauen; er zog seinen Hut und sah flehend hinauf. Aber die Muttergottes war nicht mehr da! Und eben, da er Laternenöl zu holen gegangen war, stand sie doch noch in ihrem Kästchen! „Heruntergefallen", dachte er; aber der Schnee lag glatt und unberührt da, nur bemerkte er, daß just ein Mäuschen über den Schnee gelaufen war, denn man sah Spuren von zierlichen Schritten.
„Es wird gestohlen sein", sagte Schrobberbeeck und ging hastig weiter.
Er überquerte die Landstraße, um schneller zur Kirche zu gelangen. Und er dachte, an der Brücke jenseits des Baches die Muttergottes Zur Anbetung zu grüßen, die auf einem Pfahl stand; aber die war auch nicht da! Er blieb erstaunt stehen, die Glockentöne erstarben, und wieder drückte die Stille auf das Land, die geheimnisvolle Stille. Er leuchtete mit seiner Laterne, und wieder sah er die Spuren von zierlichen Schritten im Schnee.
Die Schweißperlen blinkten ihm auf der Stirn. Aber nun fing er an zu laufen! Oh, nun kam das Wunder, nun wollte es ihn erwürgen! Und in all seiner Angst war er neugierig wie ein Weib, ob wohl das Muttergottesbild Für den guten Tod sich noch in der steinernen Kapelle hinter dem Gitter befände.
Nein, es war auch verschwunden! Der verschnörkelte Sockel aus nachgemachtem Marmor war leer, und zwecklos standen nun die silbernen Blumen unter Glasglocken drum herum, die wächsernen und die blau ausgeschlagenen silbernen Votivgeschenke und die verräucherten Engelköpfe.

Schrobberbeeck war in seinem Leben noch nicht so schnell gelaufen; aber wie schnell er auch lief, er nahm sich doch das Herz, einen Blick auf die Muttergottesbilder, an denen er vorbeikam, zu werfen: – sie waren alle verschwunden!

Es war etwas geschehn, ja, es war etwas furchtbar Heiliges geschehen!

Wenn er das Tannenwäldchen da drüben mit seinem Saum von silbernen Birken hinter sich hätte, dann würde er die Kirche erblicken, mit ihren schön und einladend erleuchteten Fenstern.

Jeden Augenblick konnte es nun zwölf Uhr schlagen.

Er lief an den geheimnisvoll schweigenden Tannenbäumen hin. Aufzublicken wagte er nicht. Noch eine halbe Minute, dann kamen die Kirche und die Häuser zum Vorschein, und dann war die Gefahr vorüber.

Aber da hörte er von links her, immer näher, ein Geräusch, und nun kam durch den Schnee keuchend eine kleine Gestalt, einen halben Meter groß, angelaufen. Sie hatte ein rotes Kleid und einen lichtblauen, wehenden Mantel an, und in der keuchenden Brust staken sieben blecherne Schwerter!

„Unsere Liebe Frau aus dem Beginenwäldchen!“ stammelte Schrobberbeeck. Und er glaubte vor Schreck tot hinzufallen, als plötzlich diese Gestalt auf ihn zukam und ihm mit ganz alltäglicher, ängstlicher Stimme, die nichts Muttergottesartiges hatte, zurief: „Ach, Herr Schrobberbeeck, liebster Freund, Ihr grüßt mich ja immer, wenn Ihr an mir vorübergeht, helft mir, helft mir! Ich laufe schon eine Stunde lang, meine Füße tun mir so

weh, mein Herz bricht, tragt mich doch bitte zu meinem gekreuzigten Sohn am Großen Tümpel! Sonst komme ich zu spät, um sein Weihnachtsfest zu feiern!"
Und sie streckte flehend ihre Arme aus, der Mantel fiel in schönen Falten an ihr herab, und Veilchendüfte umschwebten sie wie Falter.
Schrobberbeeck stand starr vor Schreck, er stammelte, konnte aber kein Wort herausbringen. Das Heilige war wieder da in all seiner Furchtbarkeit! Er sah sie stumm, verstört an, die Haare sträubten sich ihm unter dem Hut, und seine Augen quollen aus den entzündeten Rändern.
Aber Unsere Liebe Frau flehte verzweifelt weiter: „Ach, tragt mich doch, Herr Schrobberbeeck! Ihr könnt fix laufen, ich bin so leicht wie eine Feder. Wenn ich alleine gehen muß, so dauert es noch eine Stunde, und dann ist das Fest vorüber! Oh, helft mir, ich will auch alles für Euch tun! Aber ich konnte nicht weg; seht Ihr, es saß da ein Mann vor mir an meinem Kapellchen, ach Gott, und betete: jemand, der um einiger Taler willen seine Seele dem Teufel verschrieben hat, jemand, der in einem Unwetter zu einem abgefallenen Priester hineingelaufen und da an die schwarze Kunst geraten ist. Ach, der Mann flehte so in die Tiefe der Nacht hinein um meinen Beistand, daß er vom Teufel erlöst würde, der kerzengerade hinter ihm stand, wie eine Schlange auf der Spitze ihres Schwanzes! Ich mußte ihm doch erst helfen, nicht wahr, Schrobberbeeck? Ach, ich habe fürchterlich mit der Schlange kämpfen müssen, um den Mann zu retten!"

„Ist Pitjevogel denn gerettet?“ fragte Schrobberbeeck auf einmal zutraulich.
„Ja,“ sagte die Muttergottes der Sieben Schmerzen; „aber jetzt tragt mich zu meinem Sohn am Großen Tümpel.“
Nun überfloß ein schönes Licht Schrobberbeecks Seele.
„Ach liebste Liebe Frau,“ klagte er, „ich wage nicht, Euch zu tragen, meine Seele ist so schwarz wie meine Füße!“
„Ich will sie bescheinen, bis sie glänzt! Aber nun tragt mich, nun tragt mich!“
„Wenn es das nur ist!“ sagte Schrobberbeeck und nahm die Muttergottes auf, trug sie leicht wie ein Kind auf seinem Arm und rannte, soviel seine langen Beine nur hergeben wollten, durch den finsteren Tannenwald, über das Feld, auf den Großen Tümpel zu.
Dahinten stand das Kreuz in mildem Licht!
„Nun laßt mich nur, und schönen Dank, Schrobberbeeck!“ Ganz verdutzt setzte er die Muttergottes nieder, die eilig davonlief.
Es war Schrobberbeeck, als wäre er im Himmel gegangen, so süß war es ihm ums Herz gewesen, solange er dies Bild getragen hatte. Gedankenlos lief er weiter, aber was sah er nun! Er kniete in Verzückung nieder.
Das Kreuz stand leuchtend da, der Christus schien ein lebender Leib zu sein, und in einem Halbkreis standen vor dem Kreuz beieinander all Unsere Lieben Frauen der Gegend, jede in ihrer Größe, aber nun in echten, nicht in gemalten, steinernen oder hölzernen Kleidern.

Er kannte sie alle: die porzellanene Zur Zuflucht, die aus Gips Zur Anbetung, die der Fünf Wunden, die Für den guten Tod, die der Roten Rosen, die der Liebenden, die Fürs gute Brot, die Fürs Fegefeuer, die Für den Weizen, Für die Kartoffeln, Für den Regen, ja sogar die fingergroße Zur Ruhe, die ganz vorne stand, weil sie so klein war. Alle standen sie da und warteten. Sie hatten den Kopf dem Tannenwäldchen zugekehrt, doch da sahen sie die Muttergottes der Sieben Schmerzen angelaufen kommen, und plötzlich kam frohe Bewegung in die fünfundzwanzig lebendigen Standbilder. Und als die Muttergottes der Sieben Schmerzen angelangt war und ihren Platz in der Mitte eingenommen hatte, da knieten sie alle nieder und hoben ihre Hände lobpreisend auf zu ihrer aller Sohne, der seine schönen Augen aufschlug und sie alle freundlich anblickte.

In dem Kranz von Licht sah Schrobberbeeck, wie die Wunde in der Brust des Herrn Jesus wie eine Traube barst und langsam blutete.

Und Schrobberbeeck bat, daß es ewig so bleiben möchte. Denn das war der Himmel.

– –

Am andern Tag standen all die Lieben Frauen wieder in ihrem steinernen und hölzernen Gewande in ihren Kästen, Bäumen und Kapellen.

Aber vor der Kapelle Unserer Lieben Frau der Sieben Schmerzen, im Beginenwäldchen, fand man Pitjevogel tot auf den Knieen liegend; seine Hände hielten noch krampfhaft die eisernen Stäbe des Gitters umklammert.

Eine gelbe Schlange, wie ihrer so viele in dem Beginenwäldchen leben, lag tot neben ihm, mit aufgerissenem Bauch, fürchterlich anzuschauen.

— —

Schrobberbeeck war nun ein ganz anderer Mensch geworden, innen, in seinem Herzen. Er hatte all seine Angst verloren und sehnte sich nach mehr so hohen Augenblicken. Des Nachts saß er sogar und wartete darauf, und auch in der Kirche schaute er danach aus.
Äußerlich aber blieb er derselbe, wohnte in seiner verfallenen Hütte, bettelte, und wenn er etwas mitnehmen konnte, was nicht niet- und nagelfest war, so ließ er es nicht liegen.
Das saß ihm nun einmal in den Knochen, und das brachte auch die stärkste Erschütterung seiner Seele nicht aus ihm heraus.

Aus Nr. 362 der Insel-Bücherei, übertragen von Anton Kippenberg.

*

ECKERMANNS KÜNSTLERISCHE LEISTUNG

VON JULIUS PETERSEN

GEGEN die verbreitete Geringschätzung seiner Produktivität und schriftstellerischen Eigenleistung hat Eckermann 1844 in einem offenen Brief an Heinrich Laube Verwahrung eingelegt. Er hat dabei sein intuitives Verfahren durch Vergleich mit einem Bildhauer veranschaulicht, der eine antike Statue aus ein paar Bruchstücken zu ergänzen weiß. Er will sein Werk

nicht als maschinenmäßige Reproduktion eines guten Gedächtnisses angesehen wissen und lehnt die photographische Wirklichkeitstreue ab: „Wäre bloß diese eine Fähigkeit bei der Hervorbringung des gedachten Buches wirksam gewesen, so würde etwas entstanden sein, ohne alle höhere Wirkung, ähnlich der ganz gemeinen Realität der Licht-Bilder."

Als Gegenstück zu diesem Verhalten des Halbkünstlers darf man den Vollkünstler Arnold Böcklin anführen, der die Frau eines Freundes zehn Jahre nach ihrem Tode zu malen hatte und dem Witwer die Photographie ungenutzt zurückschickte mit dem Bemerken, er bedürfe ihrer nicht. Das Gemälde gewann trotzdem volle Ähnlichkeit. „Die Erinnerung an die teure Gestalt hatte ihm den Pinsel geführt und ihm alle Züge der Verstorbenen vor die Seele gezaubert."

Eckermanns Arbeitsweise war nun eigentlich eine Vereinigung der drei hier gegeneinandergestellten Methoden: teils materielle Wirklichkeitstreue des Lichtbildes, teils einfühlende Rekonstruktion einer plastischen Ergänzung, teils freie Neuschöpfung aus farbiger, lebensvoller Gesamtauffassung. Wie jenes Böcklinsche Porträt, so hat auch sein Goethebild gerade bei den Nächststehenden die Anerkennung vollkommener Ähnlichkeit gefunden. Das war nur möglich, weil die Verschmelzung der drei Elemente zu einer gewissen Einheit gelang, indem das Erinnerungsbild stark genug war, auch den erstarrten Rohstoff des ersten Niederschlages noch nach einem Jahrzehnt großenteils neu in Fluß zu bringen und zu beleben.

Eckermann hatte sich während der neun Jahre so vollgesogen von Goethe, daß auch für den Rest seines Lebens nur Goethisches in Anschauung und Wort aus ihm hervorgehen konnte. Dieses Hineinwachsen in Goethes Denkform war durch eine weiche Natur und leichte Anpassungsfähigkeit des Autodidakten begünstigt, der keine starke eigene Individualität zu opfern brauchte. Sein niederdeutscher Sinn für Ordnung und Klarheit, der bei einem frühen Hang zu versonnener Mystik wenig stürmisch gärende Jugendlichkeit hatte, gab von vornherein eine Disposition zur Aufnahme von Goethes Altersanschauungen. Schon bei seiner Erstlingsschrift, den „Beiträgen zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe", ist die Anpassung an Goethes Altersstil bemerkenswert; er schreibt wie Goethe, noch ehe er ihn hat sprechen hören; er bevorzugt dabei eine aphoristische Form, in der sich Goethe gerade im letzten Jahrzehnt seines Lebens mit Vorliebe ergehen sollte, während damals erst die Gedanken „Aus Ottiliens Tagebuch" und die Kunstbetrachtungen der ersten drei Bände von „Kunst und Altertum" öffentlich vorlagen. Auch in der von ihm vertretenen konservativen Kunstauffassung hat Eckermann Goethische Gedanken nicht nur weitergebildet, sondern geradezu vorausgedacht, und R. M. Meyer hatte gewiß recht, wenn er in dieser Gabe produktiven Lesertums den anziehenden Reiz erblickte, den Eckermanns Persönlichkeit für Goethe besaß. Auf diese Einfühlung gründet sich auch die von Goethe besonders geschätzte Fähigkeit, „literarische Leistungen zu extorquieren".

Den formgebenden Einfluß, den Goethe auf seine Umgebung ausübte, hat sogar Achim von Arnim, der doch nur gelegentlicher Besucher war, an sich selbst beobachtet: „Den Ton seiner Stimme, seine Haltung und Bewegung, sogar Lieblingsausdrücke sah ich unwillkürlich zu den Besuchenden übergehen, ja, sie überraschten im eigenen Munde." Bei Eckermann ist diese Einwirkung von einer so ununterbrochenen Stetigkeit gewesen, daß sie ihm kaum mehr in vollem Umfange bewußt war; jedenfalls tat er nichts, um ihr gegenüber seine Eigenart zu behaupten; er stellt sogar einmal Auguste Kladzig gegenüber mit Befriedigung die Sympathiewirkung fest, durch die ihre Handschrift sich nach der seinigen entwickelt und damit auch der Goethischen genähert habe. Wie wenig er aber zwischen Goethes Sprachgebrauch und dem eigenen einen Unterschied machte, beweisen die Gespräche, in denen er selbst das Wort führt; so wenig er den Versuch gemacht hat, Goethes Redeweise direkt zu charakterisieren, so wenig ist die eigene ihm gegenüber nuanciert.
Wenn Ewald A. Boucke die sichere Handhabung der Prägnanzen wie die Erfassung und Nachbildung feiner Wortnuancen und typischer Ausdrücke als einen ganz einzig dastehenden Fall restlosen Aufgehens im fremden Muster ansieht und dabei die Tatsache für gegeben hält, daß Goethe genau so sprach, wie er schrieb, so bedarf mindestens die letzte Bemerkung einer vorsichtigen Nachprüfung. Die Meinung, daß Goethes mündliche und schriftliche Ausdrucksweise im Alter identisch war, beruht ja zum guten Teil auf der Übereinstimmung zwischen Eckermanns Gesprächüberlieferung und

Goethes Schreibweise. Um dem circulus vitiosus zu entgehen, müssen wir andere Zeugen für die Sprechweise des alten Goethe heranziehen, und dabei verdienen gerade die einmaligen Besucher, die das Charakteristische des ersten Eindrucks festhielten, besondere Beachtung. Ein scharfer Beobachter ist z. B. der Maler W. Zahn, der im September 1827 in Weimar weilte. Er beschreibt die gedrungene Redeweise, bei der die Pronomina gern wegblieben, und gibt dafür anschauliche Beispiele: „Waren also in Italien? . . . Freut mich! Höre das gern! . . . Haben wohl einige Zeichnungen in Ihrem Reisekoffer?“ Solche Abbreviaturen hat Goethe auch in vertraulichen Briefen des Alters gern gebraucht, z. B. gegenüber Zelter, der sich gleiches angewöhnte: „Nur mit wenigen Worten begleite Beikommendes“ (6. Juni 1825), „Auf das Publikandum habe nichts zu erwidern“ (29. April 1830), „Um nunmehr mit dem unternommenen Wappen abzuschließen, sende das Modell unsrer guten Künstlerin zurück und lege noch ein anderes bei“ (9. Juni 1831). Eckermann hat die naturalistische Wiedergabe dieser Redeweise vollständig verschmäht, ebenso wie das heftige Sichgehenlassen ärgerlicher Erregung und die Freude an Paradoxien, wovon andere zu berichten wissen. Eher kann man einmal eine Nachahmung des schwerfälligen Amtsstiles, in dem Goethe diktierend sich erging, beobachten, z. B. 11. Juni 1823: „Demnächst, bey einer sorgfältigen Redaction, würde sich denn auch finden, ob man nicht gut thue hie und da eine Kleinigkeit auszulassen, oder nachzuhelfen, ohne im Ganzen dem Character zu schaden.“

Von jenen überflüssigen Wendungen und Flickwörtern der Umgangssprache, die Goethe für Kunst und Altertum zusammengestellt hat als „Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt", ist Eckermanns Dialog arm. Aber auch von den Lieblingswendungen Goethes, die Riemer als sogenannte „Brocardica" sammelte, kommt bei ihm nicht viel vor; die Gewohnheit, italienische und lateinische Brocken einzustreuen, hat er nicht wiedergegeben, und die aus dem Französischen stammende Redensart: „Es ist ein Meer auszutrinken" ist das einzige Brocardicum Riemers, das sich auch bei Eckermann findet. Dagegen hat Eckermann eine von Riemer nicht bemerkte Redewendung gern festgehalten, nämlich den absoluten Gebrauch des Wortes „etwas" im Sinne des lateinischen „aliquid esse", z. B. „es hat etwas" (23. März 1829), „es ist was" „es war etwas" (22. März 1825 im 3. Teil).
Ein Wörterbuch der Sprache Goethes oder eine reicher belegte Sammlung seiner gebräuchlichsten Wendungen würde Eckermanns Anlehnung an Goethes Sprache sicherer überschauen lassen und zugleich alles Ungoethische, das er aus seinem eigenen Sprachgebrauch beibehalten hat, kenntlich machen. Denn nicht nur in Taktgebung, Rhythmik, Satzbau und Wortfolge blieb Eckermann schließlich doch an seine eigene in der Beckingschen Personalkurve erkennbare Lautmelodie gebunden, sondern bei aller äußeren Anpassung an Goethes Redeweise und Einfühlung in die innere Form seiner Sprache konnte er auch in der Wortwahl von seinem

persönlichen Sprachgebrauch nicht ganz loskommen. Auf ein Beispiel dafür hat mich Otto Pniower zuerst aufmerksam gemacht. Der alte Gebrauch von „überall“ im Sinne des Wortes „überhaupt“, das erst seit Ende des 17. Jahrhunderts in der Schriftsprache zu allmählicher Aufnahme und Verbreitung kam, herrscht in Eckermanns Schriften und Briefen durchaus vor. Er hat sich am längsten in Niederdeutschland erhalten, z.B. bei Hebbel; zu Goethes Zeit findet er sich auch noch in Oberdeutschland; am frühesten scheint er sich in Mitteldeutschland verloren zu haben. Für Goethe bringt das Grimmsche Wörterbuch (11, 2, Sp. 128) nur zwei Belege, die beide zu Unrecht herangezogen sind, denn der eine hat einen andern Sinn, während der andere nicht auf Goethe, sondern auf Eckermann zurückgeht. Dieser Gebrauch des Wortes ist also nicht als Goethisch zu erweisen. In den „Gesprächen“ aber ist es Goethe nicht weniger als fünfmal in den Mund gelegt, während das Wort „überhaupt“ sich zufällig nur in einer Rede Eckermanns nachweisen läßt, und zwar in einem Gespräch des dritten Teiles (20. Juni 1831), das nach Castles richtiger Beobachtung die Dialogisierung eines Goethischen Aufsatzes ist. So sehr sind also Eckermanns und Goethes Sprachgebrauch bis zum Rollentausch miteinander vermischt.

Wenn auch durch mancherlei Mittel, z. B. durch die Anredeformen „Liebes Kind“ und „Mein Guter“ oder durch das vertrauliche „ihr“ („Geht nur und laßt mir das Publikum“), oder durch zahlreiche rhetorische Fragen für den Eindruck eines lebendigen Konversationstones

gesorgt ist, so bieten sich die eigentlichen Aussprüche nicht in Goethes Redeweise, sondern in der prägnanten Schreibweise der „Maximen und Reflexionen“ dar, an deren Formgebung Riemer sowohl als Eckermann so viel Anteil hatten, daß ihre Besonderheit nicht ohne weiteres herauszulösen ist. Beim Kanzler v. Müller gibt sich Goethe ganz anders. Da bestehen seine Aussprüche aus viel kürzeren, oft durch Interjektionen wie „ei ei“ oder „o Gott!“ belebten Sätzen, während manche lange Pause nur durch ein „hm! hm!“ ausgefüllt wird. Da werden Wörter in den Mund genommen, die niemals geschrieben worden wären. Niemals hätte Eckermanns Goethe seinen Wilhelm Meister als einen „armen Hund“ bezeichnet, und wenn er einmal von sich und Schiller als ein „paar Kerlen“ spricht, ist das schon weitgegangen, aber wie anders klingt es beim Kanzler v. Müller, „daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir anderen armen Hundsfötter gewesen“.

Dabei hat der Kanzler alle wechselnden Stimmungen Goethes verzeichnet; wenn er ihn an einem Tage (24. April 1830) „lebhaft, aufgeregt, geistreich, aber mehr ironisch und bizarr als gemütlich, mehr negativ als positiv, mehr humoristisch als heiter“ gefunden hat, so bewundert er „seine Proteusnatur, sich in alle Formen zu verwandeln, mit allem zu spielen, die entgegengesetzten Ansichten aufzufassen und gelten zu lassen“. Bald findet er ihn „einsilbig und abgespannt“, bald „überreich an Witz, Humor, Gemütlichkeit und Phantasie“, bald „nichts weniger als zutulich“, bald „negierend, ironisch,

widersprechend", bald „innerlich gedrückt, sichtbar leidend", bald „aufgebracht und zornig", wobei er in seiner Heftigkeit „immer beredeter, immer geistreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung seiner Aussprüche" sich zeigte. Diese Schärfe scheint sogar so weit Regel gewesen zu sein, daß Müller einmal (31. März 1824) ausdrücklich bemerkt: „keine Piken, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes".

Solche Schattierungen fehlen bei Eckermann vollständig. Von dem lebhaften, zornigen, ironischen, sarkastischen Goethe hat er kein Bild gegeben; das einzige Mal, wo er ihn in mephistophelischer Laune erscheinen läßt, ist es ein durch Soret überliefertes Gespräch (17. März 1830); bei dem einzigen Mal, wo sein erhaben-heiteres Wesen sich verfinstert, ist eine Einwendung gegen die Farbenlehre an der Verstimmung schuld (19. Februar 1829), aber diese Disharmonie ist nur deshalb erwähnt, weil sie durch späteres Einlenken wieder gelöst wird (20. Februar 1829, 20. Februar 1831).

Gewiß stand Goethe immer in einer gewissen Abhängigkeit von seinen Besuchern und hat sich ihnen gegenüber verschieden gegeben; gerade der Kanzler v. Müller hat z. B. beobachtet, daß Goethe in Heinr. Meyers Gegenwart sich scheute, Gefühl zu zeigen. Auch Eckermann gegenüber mag er sich, namentlich in den ersten Jahren, gemessener verhalten haben. Die Gesprächsthemen wurden in mancher Hinsicht auf Eckermanns Persönlichkeit und Aufnahmefähigkeit zugeschnitten; die Ratschläge beispielsweise, in der Dichtung alles

Große beiseite zu lassen, galten, wenn sie überhaupt in dieser Weise ausgesprochen wurden, nur dem bescheidenen Talent Eckermanns und sollten gewiß keine allgemeinen Maximen darstellen, sonst hätte Hebbel mit seiner Verzweiflung recht gehabt.

Wenn die stille Andacht seines Hörers eine dämpfende Wirkung auf Goethe ausübte, so hat umgekehrt der Hörer gerade die Stimmungen in sich aufgenommen, die seiner Seelenlage entsprachen; er glich dem Geiste, den er begriff, ohne vor der gewaltigen Totalität, der er gegenübergestellt war, faustisch zusammenzubrechen. Die Frage, welche Seiten seines Wesens Goethe vor Eckermann enthüllte, ist deshalb kaum zu trennen von der andern, welche Seiten der Empfangende sehen wollte, weil sie seinem feststehenden Bilde entsprachen. Gewiß hat Eckermann mit der Zeit den ganzen Goethe kennen gelernt; er hatte Gelegenheit, auch seine unberechenbaren Stimmungen und Launen, seine dämonischen Temperamentsausbrüche und seine unzugängliche Verschlossenheit zu beobachten. Aber das alles schien ihm an der Peripherie zu liegen, während er das von allen Zufälligkeiten geläuterte Wesen schauend offenbaren wollte in künstlerischer Einheit. Daß Goethe manchmal stumm und einsilbig, ja von eisiger Kälte gewesen sei, gibt die Vorrede zum dritten Teil wohl zu, aber an derselben Stelle ist auch ausgesprochen, daß es nur darauf ankam, die glücklichen Momente festzuhalten, in denen sein Gespräch jugendlich frei dahinbrauste gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrom.

Mit dieser festgehaltenen Vorstellung ewiger Jugend verträgt sich kein äußerer Verfall. Während der Kanzler v. Müller beim Achtzigjährigen mit Schmerz bemerkt, wie die Augen sich immer mehr umgrauen und die Pupille sich verknöchert, während er über peinliche Stunden der Abspannung klagt, wo kein Gespräch mehr Interesse erregt und jede Frage abgelehnt wird mit den Worten: „da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu", läßt Eckermann die neun letzten Jahre dieses Lebens vor seiner Ewigkeit wie ein Tag sein. Ohne ein fortschreitendes Symptom des Alters ziehen die Jahre spurlos an dem Greise vorüber, und an den Schluß des Werkes tritt als großes Symbol körperlich-seelischer Harmonie die Enthüllung des nackten Leibes in seiner göttlichen Gliederpracht: „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir."
In glücklichen Stunden, wo das eigene Innere „an geistiger Kraft und sinnlichem Behagen auf einer Höhe stand, um zur Einkehr Goethischer Gedanken und Empfindungen eine würdige Behausung zu sein", ließ Eckermann die in ihm lebendige Idee Wort werden. Sein Held durfte in keiner Weise sinken. „In der ganzen Milde der Gesinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geistes und in der gewohnten Würde einer hohen Persönlichkeit mußte er erscheinen, um wahr zu sein." Diesen Worten ist in dem offenen Brief an Laube, wo sie sich zuerst finden (Zeitung für die elegante Welt 1844), noch ein Nachsatz beigefügt, der bei der Wiederholung in der Vorrede zum dritten Teil wegfiel: „Ich stellte mir die Aufgabe, alle Kunst zu verbergen und

bloß den reinen Eindruck eines Naturwerkes hervorzubringen." Dieser Satz war in der Tat mißverständlich, weil er auf ein realistisches Prinzip hätte gedeutet werden können, während Eckermann, wenigstens in den Jahren nach Goethes Tod, bei der Idealisierung angelangt war. Je ferner ihm der lebendige Goethe rückte, desto lebendiger wurde ihm die Nähe der Idee. Er sah sie in der majestätischen Heiterkeit vollendeten Menschentums. Unter der verhältnismäßig geringen Zahl von Ausdrucksbewegungen, die er zeichnete, überwiegt das erhabene Lächeln. Das Bild des Olympiers Goethe, gegen das sich nachmals der stürmische Lebensdrang junger Generationen immer wieder aufgelehnt hat, ist recht eigentlich von Eckermann der Nachwelt übermittelt worden; es war seine Schöpfung; es war der Ton, in dem sein Instrument allein nachklingen konnte; es war sein Leben; es war, um ein Wort Börnes über Bettina anzuwenden, nicht sein Gott, aber sein Tempel.

Dieses Goethedenkmal, dessen subjektive Geltung sein Schöpfer selbst zugab, darf das Recht einer künstlerischen Leistung beanspruchen, auch wenn es kein reines Kunstwerk ist. Die gebrochene Persönlichkeit Eckermanns zeigt ein doppeltes Gesicht; der treue Diener am Wort und der Künstler stehen nebeneinander. Keines von beiden ist er ganz gewesen; und wo er überhaupt keines von beiden sein konnte, wo sowohl die zuverlässige Grundlage unmittelbarer treuer Überlieferung als die Fähigkeit gestaltbildender Intuition versagte, wurde er ein Drittes, nämlich Kompilator, und füllte die Form seiner Konzeption, indem er fremdes Material in die Masse hineinwarf.

Es wäre ein Unrecht, ihn einseitig als den Gewährsmann wörtlicher Zuverlässigkeit zu kritisieren und damit einem Gericht zu unterstellen, das für seinen Fall nicht zuständig ist. Wenn seine Berichte zum großen Teil der strengsten historischen Glaubwürdigkeit entzogen werden müssen, so rücken sie vom Kanzler v. Müller ab in die Nähe Bettinas, und damit kommen sie Goethe selbst nur näher. Wenn meine Untersuchung an ihrem Eingang Eckermanns Gespräche neben Goethes Selbstbiographie stellte, so neigt sie am Ende dazu, ihnen denselben Titel zu geben: Dichtung und Wahrheit.

Vielleicht hat Eckermann bei den letzten Worten, die er Goethe in den Mund legte, an sein eigenes Werk gedacht. Sein letztes Gespräch im dritten Teil stellt eine Verteidigung der biblischen Apokryphen dar, und daran knüpft sich eine grundsätzliche Ablehnung der Frage ‚echt oder unecht' überhaupt: „Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute!" Gilt dieser Satz und darf er hier zur Anwendung kommen, so tragen Eckermanns Gespräche in ihrer Wirkung den Beweis der Echtheit. Auch aus ihnen leuchtet, wie es in der Fortsetzung dieser Rede heißt, der Abglanz einer Hoheit, die, wenn nicht Erscheinung des Göttlichen, so doch höchste Vollendung des Menschlichen auf Erden gewesen ist.

FÜNF GEDICHTE
VON RAINER MARIA RILKE

VORFRÜHLING

HÄRTE schwand. Auf einmal legt sich Schonung
an der Wiesen aufgedecktes Grau.
Kleine Wasser ändern die Betonung.
Zärtlichkeiten, ungenau,

greifen nach der Erde aus dem Raum.
Wege gehen weit ins Land und zeigen's.
Unvermutet siehst du seines Steigens
Ausdruck in dem leeren Baum.

*

SPAZIERGANG

Schon ist mein Blick am Hügel, dem besonnten,
dem Wege, den ich kaum begann, voran.
So faßt uns das, was wir nicht fassen konnten,
voller Erscheinung, aus der Ferne an –

und wandelt uns, auch wenn wirs nicht erreichen,
in jenes, das wir, kaum es ahnend, sind;
ein Zeichen weht, erwidernd unserm Zeichen . . .
Wir aber spüren nur den Gegenwind.

*

EROS

Masken! Masken! Daß man Eros blende.
Wer erträgt sein strahlendes Gesicht,
wenn er wie die Sommersonnenwende
frühlingliches Vorspiel unterbricht.

Wie es unversehens im Geplauder
anders wird und ernsthaft... Etwas schrie...
Und er wirft den namenlosen Schauder
wie ein Tempelinnres über sie.

O verloren, plötzlich, o verloren!
Göttliche umarmen schnell.
Leben wand sich, Schicksal ward geboren.
Und im Innern weint ein Quell.

*

DER MAGIER

Er ruft es an. Es schrickt zusamm und steht.
Was steht? Das andre; alles, was nicht er ist,
wird Wesen. Und das ganze Wesen dreht
ein raschgemachtes Antlitz her, das mehr ist.

O Magier, halt aus, halt aus, halt aus!
Schaff Gleichgewicht. Steh ruhig auf der Wage,
damit sie einerseits dich und das Haus
und drüben jenes Angewachsne trage.

Entscheidung fällt. Die Bindung stellt sich her.
Er weiß, der Anruf überwog das Weigern.
Doch sein Gesicht, wie mit gedeckten Zeigern,
hat Mitternacht. Gebunden ist auch er.

*

VERGÄNGLICHKEIT

Flugsand der Stunden. Leise fortwährende Schwindung
auch noch des glücklich gesegneten Baus.
Leben weht immer. Schon ragen ohne Verbindung
die nicht mehr tragenden Säulen heraus.

Aber Verfall: ist er trauriger als der Fontäne
Rückkehr zum Spiegel, den sie mit Schimmer bestaubt?
Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne,
daß er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt.

*

GESANG DES MAGISCHEN HAHNES
VON GIACOMO LEOPARDI

Es gibt jüdische Lehrer und Schriftsteller, die behaupten, zwischen Himmel und Erde, oder besser noch halb im einen und halb auf der andern, lebe ein magischer Hahn; und zwar stehe er mit den Füßen auf der Erde, und mit Kamm und Schnabel stoße er an den Himmel. Dieser riesige Hahn hat, abgesehen von mehreren Besonderheiten, über die man bei den genannten Schriftstellern lesen kann, die Gabe des Verstandes, oder es ist ihm von irgend jemandem wie einem Papagei gelehrt worden, menschliche Worte hervorzubringen. Denn man hat auf einem alten Pergament, mit hebräischen Lettern und in einer aus Chaldäisch, Targumisch, Rabbinisch, Kabbalistisch und Talmudisch zusammengesetzten Sprache geschrieben, einen Gesang mit dem Titel: Scir detarnegòl bara letzafra gefunden, was soviel heißt wie: „Morgendlicher Gesang des magischen Hahnes“. Es ist mir, nicht ohne große Anstrengung und nicht ohne mehr als einen jüdischen Rabbiner, Kabbalisten, Theologen, Rechtsgelehrten und Philosophen zu befragen, gelungen, diesen zu entziffern und in unsere Sprache zu übertragen, wie man hier sieht.

Bisher habe ich nicht ermitteln können, ob dieser Gesang vom Hahn von Zeit zu Zeit oder allmorgendlich wiederholt wird, oder ob er nur einmal gesungen worden ist, auch nicht, wer ihn singen hört oder gehört hat, noch ob die genannte Sprache dem Hahn eigen ist, oder ob der Gesang aus einer andern in sie übertragen wurde. Was die untenstehende Übersetzung angeht, so habe ich, um sie so getreu wie möglich zu gestalten, was ich auch sonst in jeder Weise angestrebt habe, lieber Prosa als Vers anwenden wollen, wenngleich der Stoff ein poetischer ist. Den abgerissenen, manchmal vielleicht geschwollenen Stil darf man mir nicht anrechnen, da er dem Original entspricht, das darin den orientalischen Sprachen, besonders deren dichterischem Stil gemäß ist:
Auf, Sterbliche, erwacht! Der Tag erneuert sich. Die Wirklichkeit kehrt auf die Erde zurück, und es verflüchtigen sich die leeren Traumbilder. Erhebt euch! Ladet euch die Bürde des Lebens wieder auf! Tretet aus der Welt des Truges in die der Wirklichkeit!
Jeder sammelt und durchläuft jetzt im Geiste alle Gedanken an sein gegenwärtiges Leben, ruft sich Pläne, Arbeiten und Geschäfte ins Gedächtnis, hält sich die Freuden und Leiden vor, die ihm im Laufe des neuen Tages begegnen können. Jeder wünscht jetzt mehr als sonst frohe Aussichten und freundliche Gedanken im Geiste zu finden. Aber wenigen wird dieser Wunsch erfüllt, und für jeden ist das Erwachen ein Schade. Der Elende ist kaum rege, so fällt er seinem Unglück wieder in die Hände. Das Süßeste ist der Schlaf, den zu beglücken Heiterkeit oder Hoffnung sich bemüht hatten.

Adalbert Stifters Totenmaske

Diese erhalten sich rein und unversehrt bis zum Anbruch des folgenden Tages; dann aber versagen sie oder schwinden hin.
Wäre der Schlaf der Sterblichen ein dauernder und so lang wie das Leben selbst: und unter dem Tagesgestirn, weil auf Erden alles Leben in tiefster Ruhe dahindämmerte, wäre kein Wirken; kein Rindergebrüll zöge über die Wiesen, kein Toben wilder Tiere durch die Forste, Gesang der Vögel nicht durch die Luft und nicht das Summen der Bienen und das Schwirren der Falter über das Land; und nie und nirgend höbe sich eine Stimme, eine Bewegung, außer von Wasser, Winden und Unwettern: gewiß wäre das All dann unnütz, aber gäbe es darum wohl eine geringere Menge Glück oder mehr Elend, als man jetzt findet? Ich frage dich, Sonne, Schöpferin des Tages und Lenkerin der Nacht: sahst du im Laufe der Zeiträume, die du unterschieden und vollendet hast, zwischen deinen Aufgängen und deinen Untergängen bis heute jemals einen einzigen Lebenden glücklich? Glaubst du, daß von den zahllosen Werken der Menschen, die du bis jetzt erblickt hast, auch nur eines seinen Zweck erreicht hat, nämlich dauernde oder vorübergehende Befriedigung dessen, der es schuf? Und siehst du in diesem Augenblick, oder sahst du jemals das Glück innerhalb der Grenzen der Welt? Auf welcher Flur hält es sich auf, in welchem Haine, in welchen Bergen, in welchem Tal, in welchem bewohnten oder verlassenen Weiler, auf welchen der vielen Planeten, die dein Feuer erleuchtet und wärmt? Versteckt es sich vielleicht vor deinem Anblick und

hockt im Finster der Höhlen oder in den Tiefen der Erde oder des Meeres? Welches beseelte Wesen hat an ihm teil, welche Pflanze oder was du sonst ins Leben rufst, welches Geschöpf, mag es pflanzliche oder tierische Eigenschaften haben oder ihrer entbehren? Und du selbst, die du wie ein unermüdlicher Riese geschwinde Tag und Nacht ohne Schlaf und Ruhe den unermeßlichen Weg durchläufst, der dir vorgeschrieben ist: bist du glücklich oder unglücklich?

Sterbliche, erwacht! Noch seid ihr nicht vom Leben frei. Einst kommt eine Zeit, wo keine äußere Kraft, keine innere Bewegung euch der Ruhe des Schlafs entreißen wird; und so werdet ihr dann immer und ohne Sättigung verharren. Noch ist euch aber der Tod nicht vergönnt. Nur in Abständen wird euch für kurze Zeit etwas zugestanden, das ihm ähnlich ist. Denn das Leben könnte sich nicht erhalten, würde es nicht häufig unterbrochen. Zu langes Ausbleiben dieses kurzen und vergänglichen Schlafes ist an sich schon ein tödliches Übel und führt zum ewigen Schlaf. So ist das Leben: um es zu ertragen, muß man es von Zeit zu Zeit abtun, ein wenig Atem schöpfen und sich mit einem Vorschmack und sozusagen Teilchen des Todes wiederherstellen.

Das Dasein scheint als ihm eigenes und einziges Ziel den Tod zu haben. Weil das, was nie war, nicht sterben kann, so brach das Vorhandene aus dem Nichts hervor. Sicherlich ist nicht Glück der letzte Zweck des Seins; denn nichts ist glücklich. Wohl setzen die beseelten Wesen sich dieses Ziel bei jedem ihrer Werke, sie gelangen aber bei keinem dazu, und wie sie sich während

ihres langen Lebens auch mühen, anstrengen und leiden: sie dulden und quälen sich für nichts anderes, als um den einzigen Zweck der Natur zu erreichen: den Tod.
Doch ist die frühe Tageszeit für die Lebenden meistens am erträglichsten. Wenige finden beim Erwachen freundliche und heitere Gedanken, aber fast alle schaffen und bilden sich welche in diesem Augenblick. Denn das Gemüt neigt zu dieser Stunde, auch ohne besondere und entschiedene Veranlassung, mehr als gewöhnlich zur Freude und ist mehr als sonst zum Tragen des Unglücks bereit. Wer von Verzweiflung beherrscht war, als der Schlaf ihn überwältigte, läßt im Gemüt die Hoffnung wieder zu, wenn er wach wird, mag sie sich auch noch so wenig für ihn schicken. Manches eigene Unglück und mancher eigene Kummer, manche Veranlassungen zu Angst und Sorge erscheinen nun viel geringfügiger, als sie am Abend vorher erschienen waren. Oft haben sich auch die Ängste des vorhergehenden Tages in Nichtachtung oder wohl gar in Lächeln verwandelt, als seien sie nur eine Folge von Irrtümern und Hirngespinsten. Der Abend ist dem Alter vergleichbar, der frühe Morgen aber der Jugend ähnlich. Dieser meistens voll Trost und Vertrauen, der Abend traurig, mutlos und zur Verzweiflung neigend. Aber wie die Jugend des gesamten Lebens, so ist auch die von den Sterblichen täglich empfundene sehr kurz und vergänglich. Und schnell rückt auch der Tag für sie in ein vorgeschrittenes Alter.
Die Blüte der Jahre, wiewohl das Beste im Leben, ist doch etwas Erbärmliches. Denn auch dieses armselige

Gut schwindet in so kurzer Zeit, daß der Lebende, wenn er den Höhepunkt noch kaum erfahren hat, an etlichen Anzeichen schon ein Abnehmen seines Daseins bemerkt und die eigene Kraft schon nachläßt, ehe er sie voll hat empfinden und erkennen können. Bei sterblichen Geschöpfen jeder Art ist das Leben zum größten Teil ein Dahinwelken. So sehr ist die Natur bei allen ihren Werken auf den Tod bedacht und gerichtet, und aus keinem anderen Grunde ist auch das Alter im Leben und in der Welt so offenbar und so weitaus überwiegend. Jeder Teil des Alls drängt unermüdlich zum Ende, mit erstaunlicher Eilfertigkeit und Hast. Nur das All selbst scheint vor Verfall und Ermüdung geschützt. Denn, zeigt es sich auch im Herbst und Winter gleichsam krank und alt, so verjüngt es sich doch immer wieder in der neuen Jahreszeit. Aber wie die Sterblichen, obschon sie zu Anfang jedes Tages einen Teil ihrer Jugend zurückgewinnen, trotzdem täglich altern und zuletzt vergehen, so wird auch das Universum, wenngleich es sich mit dem beginnenden Jahre erneut, beständig älter; und eine Zeit wird kommen, wo selbst das All und die Natur erloschen sind. Und wie von den gewaltigsten Königreichen und Kaiserreichen der Menschen und ihren wunderbaren Äußerungen, die zu anderen Zeiten den größten Ruhm genossen, heute nicht Zeichen noch Kunde geblieben ist, desgleichen wird auch von der gesamten Welt und dem unendlichen Schicksalswechsel und Elend der Schöpfung nicht eine Spur bleiben, sondern reines Schweigen und tiefste Ruhe werden den unermeßlichen Raum füllen. Und so wird

das wundersame, furchtbare Geheimnis alles Daseins, bevor es erklärt und begriffen wurde, schwinden und vergangen sein.

Aus Leopardis „Ausgewählten Werken“ übertragen von Ludwig Wolde.

*

MYSTISCHE DICHTUNG

HEINRICH VON NÖRDLINGEN AN MARGARETA EBNER
15. August 1346

„. . . Ich winsch dir ze stüir zu diser heiligen zit ain unschuldigs leben, ein luter hertz, ein durchglestig sel, ain minenden geist, ein brinenden ernst, ein senenden jamer, ein stetigs hinziehen, ein begirigs gejegd, ain wises schawen, ein warhaftz bekenen,

ein heimlichs dringen, ein creftigs überspringen,
ein gewaltigs vahen, ein lieblichs begriffen,
ein tieffes sincken, ein lustigs trincken,
ein früintlichs enpfahen, ein gütigs widerschawen,
ein süezes grüszen, ein zartlichs niessen,
ein inners intrucken, ein wilds ufflucken,
ein parmhertzigs umbfahen, ein unschidlichs nahen,
ein geschwindes durchplicken, ein ewigs zusamen stricken

dein und sein in drier person drutkemerlin.
ob du macht, da gedenk mein . . .“

---

ze stüir: als Aussteuer. – durchglestig: durchleuchtet. – niessen: genießen. – ufflucken: auflodern. – ob du macht: wenn du vermagst.



AUS DEN OFFENBARUNGEN DER SCHWESTER MECHTHILD VON MAGDEBURG

Herre, min schult, damite ich dich verloren han,
Die stat vor minen ougen gelich dem groesten berge
Und hat lange vinsternisse gemachet zwischent mir und dir
Und ewige verrunge von dir und von mir.
Eya liep vor allen liebe,
Ziuch mich wider in dich.
Aber herre, der zuokünftige val
Stât ouch vor minen ougen, gelich
Einem fürinen trakenmunde,
Der mich ze allen ziten gerne versclunde.
Eya min einiges guot, nu hilf mir, daz ich
Unbefleket möge vliessen in dich.

Herre, min irdensch wesen stat vor minen ougen,
Gelich einem dürren akker,
Da wenig guotes uffe ist gewahsen.
Eya suesser Jesu Christe,
Nu sende mir den suessen regen diner menscheit,
Und die heisse sunnen diner lebendiger gotheit
Und den milden towe des heligen geistes,
Daz ich verclage min herzeleit.

Herre, din ewig rich
Stat offen vor minen ougen gelich
Der edelstein brutlofte und der groesosten hochgezit
Und der langesten wirtschaft.

Eya min trut,
Dar solt du ane underlas
Zu dir voegen din minnelustige brut.

Herre, alle dine gabe,
Die ich enpfangen habe
Von dir, die ist vor minen ougen
Glich einem ellendigen orschlage an mich,
Wan mich nideret hie din hoheste gift.

Alsus antwurt got, der es alles gibet:
Din berg sol versmilzen in der minne.
Dine viande sollen keinen teil an dir gewinnen.
Dinen aker hat heisse sunne durschinen,
Und din fruht ist doch unverdorben bliben,
Und in minem riche soltu ein niuwe brut wesen,
Und da wil ich dir ein süsses muntküssen geben,
Das alle min gotheit
Dur din sele sol sweben,
Und mine drivaltigen ougen
Sollent jemerme ane underlas
In dinem zwivalten herzen spilen.
Wa ist denne din truren bliben?
Betest du denne tusent jar,
Ich woelte dir nit einen siufzen geben dar.

---

verrunge: Fernung. — fürinen trakenmunde: feurigen Drachenmunde. — versclunde: verschlänge. — towe: Tau. — verclage: ausklage, verschmerze. — edelstein brutlofte: edelsten Brautlauf (d. i. Hochzeit). — wirtschaft: Fest. — voegen: fügen. — brut: Braut. — orschlage: Ohrfeige. — gift: Gabe. — viande: Feinde. — jemerme: immermehr. — siufzen: Seufzer.



AUS DEM 62. KÜHLPSALM VON QUIRINUS KUHLMANN

In einer dunkler Nächte,
Als Liebesangst beflammend mich durchwerkt,
(O Fall vom Glücksgeschlechte!)
Entkam ich, allen unbemerkt,
Da schon mein Haus die Still und Ruh verstärkt.

Im Dunkeln, doch satt sicher,
Die Treppen warn geheim und ich verkleidt,
(O Fall vor Glückesbücher!)
Das Finstre gab Verhohlenheit,
Da schon mein Haus gestillt zu dieser Zeit.

In jener Nacht voll Segen,
In dem geheim, da keiner mich erblickt,
Noch ich sah was bewegen,
Da A.L.L.E.S. Licht und A.L.L.S. entrückt,
Ohn das im Herz auslodernd mich beglückt:

O lebend Liebesflamme,
Die lieblichst trifft den tiefsten Seelengrund!
Nun bäumst du sanft im Stamme!
Ei Lieber, mach das Ende kund!
Reiß das Geweb im süßen Anlaufsrund!

O lieblichzartes Brennen!
O sanfte Hand! O überzarter Griff!
Er schmeckt ein ewigst Kennen,
Löst alle Schuld, die mir nachlief!
Du tötst den Tod, durchlebst ihn ewigtief.

O feurge Lampenfeuer!
In deren Glanz die tiefsten Sinngrüft licht!
Vor: – dunkle Nachtgeheuer,
Nun: – voll gewohnter Prachtgesicht!
Ihr Hitzlicht strahlt dem Liebsten gleicher Pflicht.

Wie sanftmutvoller Liebe
Erwachst du mir, Geheimster, auf der Schoß?
Welch süßte Atemtriebe?
Voll Guts und Ehr, die sinnenlos!
Entzündst du so? Ich sink auf dich, mir bloß.

Das Bett ist ganz durchblümet,
Mit Löwen ist behöhlet rings sein Ring!
Bepurpurt, als geziemet,
Im Fried erbaut, voll Wunderding!
Ja tausend Schild von Gold warn hier gering.

Aus Blumen und Gesteinen,
Die höchster Früh erlesen aller Art,
Laß uns die Kränze feinen!
Sie blühn in Lieb aus dir gepaart:
Dies ein'ge Haar hat sie sehr fest bewahrt.

Zu Felses Höhlen Höhen
Eiln wir zugleich still zum Granatmoosstein.
Des Feindes sein Vergehen
Entlägert uns. Das Feld ist rein.
Der Wasser Schall macht A.L.L.E.S. dein und mein.

Aus dem Dombande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten deutscher Vergangenheit“

DIE
PATHOLOGIE DES GEFÜHLS BEI KLEIST
VON STEFAN ZWEIG

„Verflucht das Herz, das sich nicht mäßigen kann.“ *Penthesilea*

DIE Ärzte, die, von Berlin hergeeilt, den noch warmen Leichnam des Selbstmörders untersuchten, finden den Körper gesund und lebenskräftig. In keinem Organ ist ein Gebrest sichtbar und keine andere Todesursache erkennbar als die gewaltsame, als die Kugel, die sich der Verzweifelte mit zielsicherer Hand in den Schädel gejagt. Um aber den Befund mit irgendeinem gelehrten Wort zu verbrämen, schreiben sie in das Protokoll, der „p. p. Kleist“ sei ein „sanguino-cholericus in summo gradu“ gewesen und daß man „auf einen krankhaften Gemütszustand“ schließen könne. Man sieht: verlegene Worte, ein Befund a posteriori ohne Zeugnis und Beweis. Nur die Vorbedingung ihres Protokolls ist psychologisch wesenhaft, nämlich, daß Kleist körperlich gesund und lebensfähig, daß seine Organe durchaus intakt waren. Dem widersprechen auch die andern Zeugnisse seiner Biographie nicht, die von geheimnisvollen Nervenzusammenbrüchen, von der Stockigkeit seiner Verdauung, von mancherlei Leiden häufig berichten. Kleistens Krankheiten waren (um einen Terminus der Psychoanalyse zu gebrauchen) wahrscheinlich mehr Flucht in die Krankheit als eigentliches Gebrest, vehemente Ruhebedürfnisse des Leibes nach den ekstatischen Überspannungen der Seele. Seine preußischen

Ahnen hatten ihm eine solide, fast allzu harte Physis vererbt: sein Verhängnis stak nicht im Fleisch, zuckte nicht im Blut, sondern schwärmte und gärte unsichtbar in seiner Seele.
Aber er war auch eigentlich nicht ein Seelenkranker, eine hypochondrische, misanthropisch-verdüsterte Natur (obwohl Goethe einmal absprechend sagt, „sein Hypochonder sei doch schon gar zu arg"). Er war nicht belastet, war nicht wahnsinnig, höchstens überspannt, wenn wir das Wort im sinnlichsten wörtlichsten Sinn seines Ursprungs richtig aussprechen wollen (und nicht im verächtlichen wie der aufgeplusterte Primanerdichter Theodor Körner bei der Nachricht seines Freitodes vom „überspannten Wesen des Preußen" spricht). Kleist war über-spannt, im Sinn von: zu viel gespannt, er war von seinen Gegensätzen ständig auseinandergerissen und beständig bebend in dieser Spannung, die, wenn der Genius sie berührte, wie eine Saite schwang und klang. Er hatte zu viel Leidenschaft, eine maßlose, zügellose, ausschweifende übertreiberische Leidenschaft des Gefühls, die beständig zum Exzeß drängte und doch nie in Wort oder Tat durchbrechen konnte, weil eine ebenso stark aufgetriebene und übertriebene Sittlichkeit, ein kantisches überkantisches Pflichtmenschentum mit gewaltsamen Imperativen die Leidenschaft zurückstieß und versperrte. Er war leidenschaftlich bis zur Lasterhaftigkeit bei einem fast krankhaften Sauberkeitsempfinden, er wollte immer wahr sein und mußte sich immer verschweigen. Daher dieser Zustand ständiger Spannung und Stauung, diese unerträgliche Qual

seelischen Auftriebs bei verpreßten Lippen. Er hatte zuviel Blut bei zuviel Hirn, zuviel Temperament bei zuviel Zucht, zuviel Gier bei zuviel Ethos und war ebenso übertreiberisch im Gefühl wie überwahrhaftig im Geist. So spannte sich der Konflikt immer gewaltsamer durch sein ganzes Leben: allmählich mußte der Druck zur Explosion führen, wenn sich kein Ventil auftat. Und Kleist (das war sein Verhängnis im letzten) hatte kein Ventil, keinen Ausstrom: im Wort gab er sich nicht her, nichts von seinen Spannungen floß ab in Gesprächen, in Spielen, in kleinen erotischen Abenteuern oder verschwemmte sich in Alkohol und Opium. Nur in den Träumen (in seinen Werken) tobten sich schwelgerisch seine wüsten Phantasien, seine überhitzten (und oft dunklen) Triebe aus: wenn er wach war, duckte er sie mit eherner Hand, ohne sie aber ganz töten zu können. Ein Schuß Laxheit, Indifferenz, Knabenhaftigkeit, Sorglosigkeit, und seine Leidenschaften hätten das böse Gehaben eingesperrter Raubtiere verloren; aber er, der Ausschweifendste, Schwelgerischeste im Gefühl war ein Fanatiker der Zucht, er übte preußischen Drill gegen sich selbst und stand mit sich selbst ständig im Widerstreit. Sein Inneres war wie ein unterirdischer Käfig niedergeduckter, aber nicht gezähmter Gelüste, die er mit dem rotglühenden Eisen gehärteten Willens immer zurückstieß. Aber immer sprangen die hungrigen Bestien wieder in ihm auf. Und schließlich haben sie ihn zerrissen.

Dieses Mißverhältnis zwischen wahrem und selbstgewolltem Wesen, diese ständige Überspannung von Trieb

und Widertrieb schuf seine Qual in Schicksal um. Seine Hälften paßten nicht zusammen und rieben sich ständig blutig: er war ein russischer Mensch, ein Maßloser, lechzend nach Überschwang und dabei eingeschnürt in den Waffenrock eines märkischen Adeligen; er hatte große Begierden und dabei das strikte imperativische Bewußtsein, er dürfe ihnen nicht nachgeben. Sein Intellekt verlangte nach Idealität, aber er forderte sie nicht wie Hölderlin (ein anderer Tragiker des Geistes) von der Welt: Kleist postulierte das Ethos niemals für die andern, sondern einzig für sich. Und wie alles, so übertrieb er – der furchtbarste Übertreiber jedes Gefühls, jedes Gedankens – auch diese Forderungen der Sittlichkeit: selbst die starre Norm hitzte er sich rotglühend bis zur Leidenschaft. Daß ihm keiner unter den Freunden, den Frauen, den Menschen genügte, hätte ihn nicht zerstört. Daß er sich selbst aber, diesem innern Schwall von Gier und bösem Gelüst nicht gewachsen war, daß er sich, so heiß er war, nicht formen konnte, das vernichtete ihn immer wieder: daher das Anklägerische seiner Briefe, dies Gefühl des Selbstekels und der Selbstverachtung, dies Verbrechergefühl, das ihm den Blick nach innen verdeckt, den Mund verschlossen und die Seele wund macht. Ewig führt er (immer nur Ankläger) Prozeß mit sich selbst. Ständig hält er über sich Gericht, ein harter Richter – „es ging streng um ihn her", wie die Rahel sagte, und am strengsten in ihm selbst. Wenn er in sich hineinsah – und Kleist hatte den Mut, wahr zu sehn und bis in die letzte Tiefe zu sehn –, dann graute ihm wie einem, der Medusa erblickt. Er war ganz

anders, als er sich wollte: und niemand wollte mehr von sich; kaum hat je ein Mensch höhere moralische Prätensionen an sich gestellt (bei so geringer Fähigkeit, ein kategorisches Ideal zu erfüllen) als Heinrich von Kleist. Denn wirklich: ein ganzes Schlangennest von Dämonien brütete unter dem kühlen, verdeckten, undurchdringlichen Fels seiner äußern Starre, und eine hitzte sich an der andern. Die Fremden haben niemals diesen höllischen Knäul geahnt unter Kleistens kühler, beherrschter Verschlossenheit, aber er selbst kannte es furchtbar gut, dies verknäulte, züngelnde Gezücht von Leidenschaft im untersten Schatten seiner Seele. Der Knabe schon hatte es entdeckt und blieb ein ganzes Leben davon verstört: die sinnliche Tragödie Kleistens beginnt früh, Überreiztheit war ihr Anfang, Überreiztheit ihr Ende. Es besteht kein Anlaß, prüde dieser intimsten Krise seiner Jugend auszubiegen, nachdem er sie selbst seiner Braut und seinem Freunde vertraut; und dann: sie ist der dichterische Einstieg hinab ins Labyrinth seiner Leidenschaft. Als junger Kadett hatte er, vor der Kenntnis der Frau, das getan, was so ziemlich alle leidenschaftlichen Knaben seines Alters im Frühlingserwachen der Sexualität tun. Da er ein Kleist war, frönte er maßlos diesem Knabenlaster; da er ein Kleist war, litt er maßlos moralisch an dieser Schwäche seines Willens. Er fühlte sich von dieser Wollüstigkeit seelisch befleckt, körperlich schon zerrüttet, und seine gräßlich übertreibende Phantasie, die immer in furchtbaren Bildern schwelgt, täuscht ihm entsetzliche Folgen seines Knabenlasters vor. Was andere leicht

überwachsen wie eine nichtige Schramme der Jugend, das frißt sich bei ihm wie ein Krebsgeschwür bis tief hinein in die Seele: schon verzerrt der Einundzwanzigjährige den (wohl bloß imaginären) Defekt seines Sexus zu Gigantenmaßen. Er schildert in einem Brief jenen (gewiß erfundenen) Jüngling im Spital, der an den „Verirrungen seiner Jugend" zugrunde geht wie er, „mit nackten, blassen, ausgedörrten Gliedern, mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhängendem Haupt" sich selbst zur Warnung und Schrecknis; und man fühlt, wie dieser stolze Junker zerfressen sein muß von Selbstekel und Scham über die Erniedrigung, daß er sich nicht selbst gegen die eigene Lust zu verteidigen wußte. Und dazu kommt noch die wahrhaft tragische Steigerung, daß er, der sich sexuell unfähig fühlt, verlobt war mit einem keuschen, unwissenden Mädchen, der er Sittlichkeit in spaltenlangen Exerzitien dozierte (indessen er sich selbst unsauber und beschmutzt empfand bis in den letzten Winkel seiner Seele), daß er ihr die ehelichen Pflichten erklärt und jene der künftigen Mutterschaft (indes er bezweifelt, je die eheliche Mannespflicht noch erfüllen zu können). Damals beginnt jenes Doppelleben in Kleist, der furchtbare Riß, der sein Leben in Spannung ohnegleichen verwandelt, so früh sich in dieser noch aufgeweiteten Brust das ganze Gegeneinander der Leidenschaften, dies wilde Gequirl von Scham und Stolz und Sinnlichkeit und Sittlichkeit zu stauen. Schon damals beginnt jene entsetzliche Überfülltheit in Kleist, bis ihm doch einmal die Lippe aufspringt und er einem Freund den Wahngedanken, die vermeintliche Schmach

anvertraut, die ihn entnervt. Der Freund – Brockes hieß er – war kein Kleist, kein Übertreiber. Er übersah die Situation sofort in ihren klaren natürlichen Maßen, wies Kleist an einen Arzt in Würzburg, und in wenigen Wochen befreite ihn der Chirurg – scheinbar durch Operation, wahrscheinlich aber durch Suggestion – von der vermeintlichen Minderwertigkeit des Geschlechts.
Sein Sexus schien nun organisch geheilt. Aber Kleistens Erotik ist niemals ganz normal, ganz begrenzt geworden. Es tut sonst in einer menschlichen Biographie nicht not, an das „Geheimnis des Gürtels" zu rühren, aber gerade dieser Gürtel verschließt Kleistens geheimste Kräfte, und trotz seiner eminenten Geistigkeit ist sein Wesen urtümlich von dem merkwürdig oszillierenden und doch durchaus typischen erotischen Habitus bestimmt. Seine ganze schwelgerische, übertreiberische, zügellos ausschweifende Orgiastik, die gerne in Bildern wühlt und in Überschwängen sich ergießt, hat unzweifelhaft ihre Wesensart von jenen verborgenen Exzessen, und vielleicht hat niemals in der ganzen Literatur eine dichterische Phantasie so klinisch deutlich die Form (ich sage ausdrücklich nicht: das Stigma) einer vorlusthaften, sich schon an Träumen erhitzenden und an Träumen sich aufreibenden und erschöpfenden Knaben-Männlichkeit gehabt. Dichterisch sonst der sachlichste, taghellste Schilderer, wird Kleist in erotischen Episoden sofort schwelgerisch exzessiv, orientalisch-üppig, seine Visionen zu erregten Lustträumen, die sich in traumhaften Übersteigerungen überbieten (die Schilderungen der Penthesilea, das ewig wiederholte Bild der

Perserbraut, die nackt von Sandel triefend aus dem Bade steigt) – an diesem Nerv ist sein ganzer so furchtbar verborgener Organismus gleichsam offen und zuckt bei der leisesten Berührung. Hier spürt man, daß der erotische Überreizungszustand seiner Jugend ein unausrottbarer war, daß diese chronische Entzündlichkeit seines Eros fortbestand, so sehr er sie niederzwang und in späteren Jahren auch verschwieg. Aber etwas kam da niemals mehr ins Gleichgewicht, nie ist Kleistens Liebesleben (ein gräßliches Wort, das ich unwillig anwende) jemals in irgendeiner Beziehung ganz einlinig, geradlinig auf der normalspurigen Bahn gesunder Männlichkeit gegangen. Es ist immer (wie damals) ein Defiziens da, der Mangel an geradliniger triebhafter Handlung und immer ein Plus, ein Zuviel an Ekstase, ein Übertreibliches und Überhitztes: alle Beziehungen Kleistens behalten dies Zuwenig und Zuviel in den wandelnsten Formen, sie schillern durcheinander in den seltsamsten und gefährlichsten Betonungen und Nuancierungen. Eben weil ihm die gerade Stoßkraft des Begehrens (vielleicht auch des Könnens) im Sexuellen fehlte, war er aller Vielfältigkeiten und Zwischengefühle fähig: darum auch seine magische Kenntnis aller Kreuzwege und Seitenschliche des Eros, all der Vermengungen und Verkleidungen des Gelüsts, dies merkwürdige Wissen um das Transvestitentum des Triebs. In ihm sind alle Übergänge und Verwandlungen, die verwirrendsten Möglichkeiten, immer aber eine undurchdringliche Unklarheit des erotischen Triebs. Selbst die ursprüngliche Zielrichtung gegen die Frau ist nicht ganz

unwandelbar: während bei Goethe und den meisten Dichtern der Pol ganz rein der Frau zugewandt ist, so sehr er auch in vielfacher Schwingung oszilliert, tastet Kleistens unbeherrschter Trieb allen Zielrichtungen zu. Man lese die Briefe an Rühle und Lohse – „ich habe Deinen schönen Leib oft, wenn Du in Thun in die See stiegst, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet“, oder noch deutlicher, „Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei Dir schlafen können“ – und würde einen Homosexuellen in ihm vermuten. Aber Kleist ist nicht invertiert, seine Liebesempfindung hat nur (durch den Mangel an aktivem, stoßhaftem Abfluß) exaltierte Gefühlsformen. Nicht minder glühend und voll jener erotischen Überhitzung der seelischen Empfindung schreibt er an die „Einzige“, an Ulrike, die aber seine Stiefschwester war (und seltsam das Weibische seines Empfindens parodierend, in Manneskleidern mit ihm reiste). Immer mengt er jeder Gefühlsregung das brennende Salz seiner übertriebenen Sinnlichkeit bei, immer verwirrt er so die Empfindungen. Bei Luise Wieland, der Dreizehnjährigen, kostet er den Reiz der geistigen Verführung ohne tätliche Beziehung, an Marie von Kleist drängt ihn mütterliches Gefühl, an die letzte Frau, an Henriette Vogel, bindet ihn gleichfalls kein Verhältnis (wie gräßlich doch diese Worte sind), sondern nur die wütige Todeswollüstigkeit. Nie ist eine Beziehung Kleistens zu einer Frau, zu einem Manne klar und einfach, nie eine Liebe, sondern immer ein Vermengtes, Übertriebenes, immer jenes Zuviel und Zuwenig, das das Charakteristikon

seines Eros ist, immer geht er unbewußt – wie Goethe mit genialem Wort von seinem Werke sagte – „auf eine Verwirrung des Gefühls“ aus. Nie schöpft, nie erschöpft er, so tief er sich auch aufwühlt, in einem Erlebnis seine Liebesgewalt, nie wird er (wie Goethe) frei durch Tat oder Flucht, immer bleibt er verhakt, ohne ganz zu erfassen, der „sinnlich übersinnliche Freier“, gehitzt von den feinen Giften seines Blutes. Mann und Weib, Begehren und Hingabe, Güte und Grausamkeit, Geistigkeit und Sinnlichkeit, alle konträren Elemente binden sich funkelnd zu einer einzigen glühenden Kette, an die er dann selbst geschmiedet ist. Auch in der Erotik ist Kleist niemals der Jäger, sondern der Gejagte, untertan dem Dämon der Leidenschaft.
Aber eben weil Kleist sexuell so vieldeutig, so problemhaft und gerade darum vielleicht, weil er da physisch nicht ganz vollwertig und einlinig war, übertrifft er alle andern Dichter um ihn an erotischem Wissen. Die überhitzte Atmosphäre seines Blutes, die ständig bis zum Zerreißen vehemente Straffung seiner Nerven treibt aus den Untergründen die geheimsten Rückstände des Gefühls heraus: die seltsamen Gelüste, die bei andern im Unbewußten verdämmern und versickern, brechen bei ihm fieberfarben hervor und durchschweben den Eros seiner Gestalten. Durch die Übertreibung des Urelementes – und Kleist ist Künstler einerseits durch Präzision der Beobachtung wie andererseits durch Übersteigerung des Maßes – reißt er jedes Gefühl bis ins Pathologische hinaus. All das, was man grobschlächtig die pathologia sexualis nennt, wird bildhaft in fast

klinischen Bildern, so sehr steigert er das bei ihm nur Spurhafte des Triebs in gestaltete Isolierungen. Männlichkeit übertreibt er zur Männischkeit, zu Sadismus beinahe (Achill und Wetter von Strahl), Leidenschaft zur Nymphomanie, Blutschwelgerei und Lustmord (Penthesilea), weibliche Hingabe zu Masochismus und Hörigkeit (Käthchen von Heilbronn): dazu mengt er noch all die dunklen Mächte der Seele, wie Hypnotik, Somnambulismus, Wahrsagerei. Alles, was in der Naturgeschichte des Herzens am äußersten Blatte verzeichnet ist, das Exzentrische des Gefühls, das Herausgebogensein des Menschen über seinen letzten Rand, dies und gerade dies lockt ihn zu dichterischem Gebilde. Immer waltet dieser Charakter wüster, sinnlich überhitzter Träume in seinem Werke vor: er wußte die Kakodämonen, die glühenden Mächte seines Blutes, nicht anders zu beschwören, als daß er sie mit der Peitsche der Leidenschaft hineintrieb in seine Gestalten. Kunst ist für ihn Exorzismus, Austreibung der bösen Geister aus dem gefolterten Leib ins Imaginäre. Sein Eros lebt sich nicht aus, sondern träumt sich bloß aus: daher diese Verzerrungen ins Gigantische und Gefährliche, die Goethe erschreckt und manchen Unbelehrten abgestoßen haben.
Aber nichts Fehlerhafteres, als darum in Kleist einen Erotiker zu sehen (der Eros ıeutet bloß immer sinnlicher als die nur geistigen Leidenschaften den Habitus einer Natur). Zum Erotiker – im Sinne des Genießers, des Wollüstigen – fehlt ihm vollkommen das Moment der Lustbetonung. Kleist ist das Gegenteil eines Genießers, er ist der Erleider, der Gequälte seiner Leidenschaften,



Marcus Behmer: Flohbogenschützen

der Nichtverwirklicher, der Nichterfüller seiner heißen Träume: daher das Gestaute, Gepreßte, ewig Rückfließende und Aufkochende seiner Natur. Auch hier erscheint er wie überall als der Getriebene, als der Gejagte eines Dämons, ewig im Kr[illegible]einen Zwängen und Drängen, entsetzlich [illegible] unter dieser Zwanghaftigkeit seiner Natur. A[illegible]ler Eros ist nur einer in der schäumenden Kop[illegible]ie ihn quer durch das Leben hetzt: seine andern [illegible]denschaftlichkeiten sind nicht minder gefährlich un[illegible]lutgierig, denn jede treibt er ja – als der furchtbarste Übertreiber, den die neue [illegible]t – bis in den Exzeß, jede Not der Seele, jedes Ge[illegible]ebert er ins Manische, ins Klinische, ins Selbstmörde[illegible]he hinein. Ein Pandämonium der Leidenschaften tut sich auf, wo immer der Blick an ein Werk, an eine Wesensäußerung Kleistens tastet. Er war voll Haß, und wie furchtbar diese enttäuschte Machtgier in ihm wühlte, spürt man, wo das Raubtier sich von der niederdr[illegible]ckenden Faust befreit und die Gewaltigsten, einen G[illegible]e oder Napoleon, anspringt: „ich will ihm den Kranz [illegible]on der Stirne reißen", das ist das noch mildeste Wort s[illegible]es Hasses gegen den, zu dem er vordem „auf den Knie[illegible]eines Herzens" gesprochen. Eine andere Bestie aus der [illegible]urchterlichen Meute der exzedierenden Gefühle: der Ehrgeiz, verschwistert einem tollen, halsbrecherischen Stolz, der jeden Einwand mit der Fußsohle zertritt. Dann ein dunkler saugender Vampir in Blut und Hirn: eine finstere Schwermut, aber nicht wie jene Leopardis und Lenaus ein passiver Seelenzustand, eine musikalische Dämmerung des

Herzens, sondern „ein Gram, über den ich nicht Meister zu werden vermag“, wie er schreibt, eine aggressive glühende Todesfiebrigkeit, eine brennende Qual, die ihn wie Philoktet mit vergifteter Wunde in die Einsamkeit zurückjagt. Und daraus wieder eine neue Not: die Qual der Ungeliebtheit, die er im „Amphytrion“ den Gott der Schöpfung der Natur anvertrauen läßt, auch sie gesteigert zu einer Raserei der Einsamkeit. Was immer ihn bewegt, wird zu Krankheit und Exzeß: selbst die geistigen, die intellektuellen Neigungen zu Sittlichkeit, Wahrheit und Rechtlichkeit verzerrt sein Übermaß zu Leidenschaften, aus Rechtliebe wird Rechthaberei (Kohlhaas), aus Wahrheitsdrang ein wühlerischer Fanatismus, aus Sittlichkeitsbedürfnis eine eiskalte überspitzte Dogmatik. Immer schießt er über sich hinaus, immer bleibt der Widerhaken des rückstürzenden Pfeils im Fleische, das allmählich durchätzt wird von allen Laugen und Bitternissen der Enttäuschung. Denn all diese passionierten Triebe, diese aufreizenden virulenten Gifte können nicht aus ihm ganz heraus und geraten in gefährliche Gärung: es fehlt (wie in seinem Eros) die Entladung in die Tat. Sein Haß gegen Napoleon schwelgt im Gedanken, ihn zu ermorden, die Franzosen niederzuknüppeln – aber er faßt nicht den Dolch und nicht einmal in Reih und Glied das Gewehr. Sein Ehrgeiz will im Guiskard Sophokles und Shakespeare in einem überbieten – aber das Stück bleibt Ohnmacht und Fragment. Seine Schwermut drängt sich an die andern und sucht durch zehn Jahre vergebens Begleiter in den Tod – aber er wartet zehn Jahre, bis er endlich in einer

krebskranken enttäuschten Frau die Gefährtin findet. So wächst alle Leidenschaft in ihm, von Träumen noch gehitzt, tropisch auf zu einer Überreiztheit und Spannung, die ihm manchmal die Nerven durchriß, aber doch, nach Hamlets Wort, „dies allzu harte Fleisch" nicht zu schmelzen vermag. Vergebens stöhnt er „Ruhe, Ruhe vor den Leidenschaften", aber sie lassen ihn nicht, und bis in das letzte Rinnsal seiner Werke zischt der heiße Dampf, die Hypertrophie des Gefühls. Sein Dämon läßt nicht die Peitsche von ihm: er muß weiter durch das Gestrüpp seines Schicksals in ewiger Jagd bis zum Abgrund.

Ein von allen Leidenschaften Gejagter – das ist Kleist wie keiner. Aber nichts wäre irrtümlicher, als in ihm darum einen zügellosen Menschen zu sehn, denn das ist ja seine äußerste Qual, seine ureigene Tragik, daß er sich, mit allen Geißeln und Nattern seiner Leidenschaften fortgepeitscht, ständig zügelt, daß dieser starre Zaum seines Willens ihn zurückreißt, während er vorwärts will und sein Trieb ihn weiterstößt, indes er es „ganz rein zu haben" begehrt. Sonst steht bei jener ihm so tief verwandten Art der sich selbst zerstörenden Dichter, bei Günther, bei Verlaine, Marlowe, einer überschwingenden Leidenschaft ein ganz schwacher weibischer Wille entgegen, und sie werden überflutet und zermalmt von ihren Trieben. Sie vertrinken, verspielen, vergeuden, verlieren sich, sie werden zerrieben von dem innern Wirbel ihres Wesens: sie stürzen nicht jählings ab, sondern rutschen allmählich hinunter, sie fallen von Stufe zu Stufe mit immer schwächerem Widerstand des

Willens. Bei Kleist aber steht – und hier, nur hier ist die Wurzel der Kleistischen Tragödie – einer dämonisch starken Leidenschaftlichkeit der Natur ein gleich dämonischer Wille des Geistes entgegen (so wie im Werk ein wilder, berauschter Visionär sich einem kalten, nüchternen, unerhört klarsichtigen Könner und Errechner paart). Auch sein Gegenwille gegen das Triebhafte ist überstark wie der Trieb selbst, und diese widersätzliche Doppelstärke steigert seinen inneren Kampf ins Heroische. Manchmal erscheint er selbst wie sein Guiskard, der in seinem innersten Zelte (in seiner Seele), durchschwärt von Beulen, durchfiebert von allen bösen Säften, leidet, aber durch die Kraft seines Willens sich aufrafft und, mit ungeheurer Geste seinem Geheimnis die Kehle verschließend, vor die Menschen tritt. Kleist gibt sich nicht einen Fußbreit nach, er läßt sich nicht willenlos in den eigenen Abgrund hinabziehen: ehern stemmt sich der Wille gegen dies ungeheure Ziehen seiner Leidenschaft:

„Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will.
Beut deinen Scheitel, einem Schlußstein gleich,
Der Götter Blitzen dar und rufe: trefft!
Und laß dich bis zum Fuß hinab zerspalten,
Solang ein Atem Mörtel und Gestein
In dieser jungen Brust zusammenhält.“

– Diese heilige Hybris setzt er dem Schicksal entgegen, und gegen die heiße Wut seiner Selbstvernichtung dämmt er herrisch und stark den leidenschaftlichen

Trieb zur Selbsterhaltung, zur Selbsterhöhung. So wird Kleistens Leben zu einer Gigantomachie, zum Riesenkampf einer übersteigerten Natur: seine Tragik ist nicht, daß er wie die meisten Menschen von dem einen zuviel und von dem andern zuwenig hatte, sondern er hatte von beidem zuviel; zuviel Geist bei zuviel Blut, zuviel Sittlichkeit bei zuviel Leidenschaft, zuviel Zucht bei zuviel Zügellosigkeit. Er war einer der überfülltesten Menschen, und die „unheilbare Krankheit", von der dieser „schön intentionierte Körper" ergriffen schien (wie Goethe sagt), war eigentlich Kraft. Die Natur hatte ihm eben mehr von all ihren Ingredienzien gegeben, als ein einzelner Mann für ein Leben ertragen konnte: so wütete die Fülle gegeneinander, und die Überdosierung ward zu Gift und Verhängnis, unendlich mehr als die schwache Rinde eines irdischen Leibs an solchen Säften und Kräften in sich verschließen kann. Darum mußte er sich selbst zersprengen wie ein überhitzter Kessel: sein Dämon war nicht das Unmaß, sondern das Übermaß.

Aus einem Essay über Kleist, der mit zwei weiteren über Hölderlin und Nietzsche zu einem neuen Drei-Meister-Buche „Der Kampf mit dem Dämon" zusammengefaßt werden wird.

*

Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet.

GOETHE

LIEDER
AUS DEM LIBYSCHEN SANDMEER

DIE WÜSTE

AM ersten Tag wandelst du über Retube,
Am zweiten schreitest du durchs Serîr,
Am dritten, o Ausreißerin gleich dem Gazellenrudel,
Ist beschwerlich dein Marsch, wo der Alte ermüdet.
Am vierten werden alle klugen Tiere bestiegen
Auf dem langen Pfade, der durchs Serîr schlängelt;
Am fünften tauchen die Höhen auf,
Und es naht das eselreiche Land!

*

DER HUND

Die heimtückische Tötung seines Hundes wird vom Beduinen gleich dem Totschlag eines Mannes gerächt

Wer ihn erschlug, den werde ich töten,
Bei Allah und dem Propheten!
Ihn erschlagen auf wüster Stätte,
Nur die Holzleserinnen sollen ihn finden!
Eine von den Frauen soll ihm die Klagen singen,
Und er soll keine Familie mehr haben.
Ihn erschlagen in der schaurigen Wüste,
Ohne daß seine Söhne um ihn weilen;
Und jedes Jahr am Todestage soll es schmerzen.
Es war ein weißer, gefleckter Hund,
Dessen Verstand Bücher begriff,

Der Nachrichten brachte aus allen Gauen,
Dessen Ruhm bis nach Stambul drang.
Gesund bellte er auf dem Dach,
Seine Augen schweiften im Hof und Feld
Scharf, wie ich mein Leben lang keinen sah,
Wie ein silbergeschmücktes Pferd, wie die Hexe.
Wer ihn erschlug, den werde ich töten,
Bei Allah und dem Propheten!

*

SEI GEGRÜSST, MILCHWEISSE GAZELLE!

Sei gegrüßt, du Morgengabe, o milchweiße Gazelle,
Hörner von Zöpfen krönen deine Stirn!
Deine Wangen leuchten
Im Abenddunkel
Und glänzen wie ein neugebautes festes Schloß.
Deine hohe Brust
Gleicht des Fürsten Schwert
Und blinkt wie ein Wüstenhügel aus der Ferne.
Die Süße deiner
Vollen festen Brüste
Ist Arznei für mich Todkranken, den sie zu Grabe singen.
Ich beschwöre dich, Vater,
Was wird dem Mädchen geschehen?
Nimm hundert Pfund
Oder tausend Sklaven!
Ich liebe sie:
Wer sich einmischt, den erschlage ich
Oder send ihm jählings eine Kugel.

Es gibt (mir) Stiche
Mit dem Speer, mörderische –
Zwischen uns wird es trocken. –
Kommt Kunde von dir, kehrt Freude ein; bleibt sie fern, dann verdorrst du, o Liebe!

Aus No. 372 der Insel-Bücherei.

*

GOETHES WEIMARER AHNEN

VON ANTON KIPPENBERG

ALS Goethe im Jahre 1775 nach Weimar kam, seines Bleibens ungewiß, da ahnte er nicht, daß geheime Fäden, eine lange Ahnenreihe hinauflaufend, ihn seit Jahrhunderten an Weimar und dessen Fürstenhaus banden. Er, der so gern an Vorbedeutungen glaubte und sich von ihnen leiten ließ, hätte vielleicht auch darin bestätigt gefunden, daß Weimar ihm vom Schicksal zur zweiten und eigentlichen Heimat bestimmt sei. Zu Goethes Vorfahren gehörte der große Maler, dessen Haus der Ankommende noch am Markt zu Weimar fand, gehörten zwei Bürgermeister Weimars und ein Kanzler von Ahnherren seines herzoglichen Freundes; einer seiner Vorfahren war im nahen Gotha auf offenem Markt hingerichtet worden, ein anderer hatte zum Bruder den ersten Rektor der Universität Jena, deren heimlicher Rektor Goethe lange gewesen ist. Zeit seines Lebens hat Goethe von diesen Zusammenhängen nichts gewußt, und heute noch sind sie merkwürdigerweise nur wenig bekannt. Karl Knetsch hat sie aufgespürt und zuerst im Jahre 1902



Werner Schmidt

Zeichnung zu Goethes Gottfried von Berlichingen

(Urgötz)

im „Deutschen Herold“ dargelegt. Sein im Jahre 1908 erschienenes Buch „Goethes Ahnen“ wiederholt und erweitert diese Entdeckungen; da es aber nur wenige Lebensdaten der hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten enthält, so möge hier unter Benutzung alter und neuer Quellen ausführlich von ihnen gesprochen werden.
Goethe stammt mütterlicherseits in neunter Generation von Lucas Cranach dem Älteren und dem Kursächsischen Kanzler Gregorius Brück (Pontanus) ab. Des letzteren unglücklicher Sohn Christian Pontanus heiratete im Jahre 1537 Cranachs Tochter Magdalena (gestorben 1590 in Ehringsdorf bei Weimar); beider Tochter Barbara war mit dem Weimarischen Bürgermeister Jacob Schröter vermählt, dessen Vater Petrus Schröter gleichfalls Bürgermeister in Weimar gewesen war. Cranach, die beiden Pontanus und die beiden Schröter gehören also zu Goethes Vorfahren und sind insgesamt wohl deren weitaus bedeutendste Gruppe. Die nachfolgende Skizze veranschauliche das Verwandtschaftsverhältnis.

Gregorius Brück (Pontanus) · Lucas Cranach d. Ä.
1484—1557 gestorben 1553

Petrus Schröter · Christian Pontanus · Magdalena Cranach
1567 hingerichtet gestorben 1590

Jacob Schröter 1529—1612 · Barbara Pontanus gestorben 1609

Jacob Schröter
1570—1645

Frau Rath Goethe

Von Cranach (eigentlich Müller) braucht hier nur gesagt zu werden, daß er aus Kronach stammte, 1552 nach Weimar zog und dort 1553 gestorben ist.
Neben Cranach war der größte unter den genannten Vorfahren Goethes Gregorius Brück (1484–1557). Er war ein Sohn des Bürgermeisters zu Brück bei Wittenberg Georgius Heinse, nannte sich nach seinem Geburtsort Brück und latinisierte als guter Humanist diesen Namen später in Pontanus. Das Leben und Wirken Brücks hat Th. Muther in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" geschildert. Nachdem er in Wittenberg und Frankfurt a. d. O. die Rechte studiert hatte, wurde er 1509 in Wittenberg promoviert. Bald war er ein von Fürsten und Städten sehr gesuchter Advokat. Um 1520 zog Kurfürst Friedrich der Weise ihn in seine Dienste. Als juristischer Berater und später Kanzler Friedrichs des Weisen und des Kurfürsten Johann hat er sich dann zu einem der bedeutendsten Staatsmänner der Reformation, der er wie sein Vater mit tiefster Überzeugung anhing, entwickelt; er vornehmlich schuf der neuen Lehre den rechtlichen Unterbau. „Es würde gelten," – sagt Muther –, „eine Geschichte der Reformationszeit zu schreiben, wollte man überall die Tätigkeit und den maßgebenden Einfluß des Mannes ins rechte Licht stellen." 1520 war Brück im Gefolge Friedrichs des Weisen, als dieser in Köln das Gespräch mit Erasmus hatte, 1521 begleitete er den Kurfürsten zum Reichstag nach Worms, 1530 regte er die Kodifizierung der „Glaubensartikel" an, stand im selben Jahre ratend, schreibend und redend auf dem Reichstag zu Augsburg

im Vordergrund, ging 1534 mit Melanchthon nach Leipzig zum Religionsgespräch und war so, immer auf Reisen, als Kirchenorganisator, aber auch als diplomatischer Vertreter seiner Kurfürsten in weltlichen Dingen unermüdlich tätig, bis er gegen Ende seines Lebens nach Jena (vielleicht auch zeitweilig nach Weimar) zog. Bei aller Tatkraft und festen Entschlossenheit war Brück suaviter in modo, ein unermüdlicher Rater zum Frieden, der geborene „Mittler". Luthers Ungestüm wußte er oft zu zügeln. Wie sehr der charaktervolle und glaubensstarke Mann bei dem Reformator in Ansehen stand, zeigen dessen Worte, alle Juristen seien gottlos, außer Dr. Brück. Die gewaltige Rednergabe und Schlagfertigkeit Brücks, der Adel und Glanz seiner Erscheinung werden von seinen Zeitgenossen gerühmt. Nachdem er 1554 noch mit Niclas von Amsdorff und anderen auf Befehl der Weimarischen Herzöge, deren Berater er auch sonst war, die Kirchenvisitation in den Weimarischen Landen vorgenommen hatte, starb Brück am 15. Februar 1557 in Jena. Von seiner Gattin, der Mutter Christians, wissen wir nur den Vornamen: Barbara. Eine seiner Töchter war mit Lucas Cranach dem Jüngeren vermählt.

Gregorius' Sohn, Christian Pontanus, hat ein furchtbares Schicksal gehabt. Wann er geboren wurde, wissen wir nicht. Von 1532 ab studierte er in Wittenberg die Rechte, vermählte sich 1541 mit Magdalena Cranach und zog in den fünfziger Jahren mit seinem Vater nach Weimar. Im Jahre 1556 ernannte ihn der unglückliche Herzog Johann Friedrich der Mittlere zu seinem Kanzler, und als solcher wurde er in die sogenannten

„Grumbachschen Händel“ verwickelt, die Deutschland und einen Teil des übrigen Europa damals ein Menschenalter lang in Atem gehalten haben. Nach der Kapitulation Gothas am 13. April 1567 teilte Pontanus das Schicksal Grumbachs: während der Herzog nach Österreich in die Gefangenschaft ging, aus der ihn erst nach siebenundzwanzig Jahren der Tod befreite, und man die anderen Schuldigen auf etwas mildere Art vom Leben zum Tode brachte, wurden Grumbach und Pontanus nach peinlichem Verhör am 18. April auf dem Markte zu Gotha unter den Augen des siegreichen Kurfürsten August von Sachsen bei lebendigem Leibe gevierteilt. Die Güter des Pontanus, Ehringsdorf und Kröbitz, wurden zunächst eingezogen, dann aber seiner Witwe zurückgegeben, da sie deren Erwerb aus ihrem Erbteil nachweisen konnte. Daß sie Cranachs Tochter war, spielte dabei wohl auch eine Rolle.
Petrus Schröter (Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt) wurde in einem Erlaß des Kurfürsten Johann Friedrich vom Jahre 1544 als „Rathsfreund“ der Stadt Weimar bestätigt und später zum Bürgermeister gewählt. Dies Amt hat er „lange Zeit“ bekleidet. In der Leichenrede auf seinen Sohn Johann heißt es von ihm: „Non caret nativo suo splendore familia ista Schroeterorum. Nam parens huius Petrus Schroeterus ob prudentiam et virtutes alias plurimas non in Senatorium tantum ordinem lectus est, verum etiam Consulis munus magna cum laude, quoad viveret, sustinuit.“
Petrus Schröter hatte zwei Söhne: Johann und Jacob. Der erstere, ältere, 1513 in Weimar geboren, war Professor

der Medizin; im Jahre 1558 wurde er zum ersten Rector Magnificus der Universität Jena, deren Privilegien er am Kaiserlichen Hof in Wien gefördert hatte, proklamiert und hat diese Würde noch neunmal bekleidet. Er wurde 1557 von Ferdinand I. in den erblichen Adelsstand erhoben und starb 1593.

Der jüngere Sohn, Jacob, war 1529 in Weimar geboren, wurde 1563 Ratsherr und folgte seinem Vater 1565 im Bürgermeisteramt. Zugleich war er „fürstlicher Land- und Trank-Steuer Ober-Einnahme-Beisitzer". Er war, wie schon erwähnt, mit Barbara Pontanus, einer Enkelin Lucas Cranachs, vermählt und starb 1612 in Weimar. Ihm wird nachgerühmt, daß er in Weimar „viel löbliches gestiftet habe". Unter anderem hat er „unterschiedene steinerne Wohn- und Schütt-Häuser von Grund auf gebauet. Zum besten des gemeinen Wesens, hat er seinem auf dem Marckt erbaueten Wohn-Hause, in welchem ietzo die Apothecke ist, gegen über, einen steinern Brunnen auf eigene Kosten erbauen lassen, wie zum Andencken dessen Nahme noch h. t. in Stein eingehauen, daselbst zu sehen ist". In der Leichenpredigt, die Nicodemius Lappius ihm in der Stadtkirche hielt, heißt es von ihm: „Da viel fromme Prediger enturlaubet werden, war er ein rechter Obadia, that ihnen viel Vorschub, hielt bey seinen Lehrern und Predigern, und wissen ihr noch viel darumb, als in dieser Kirchen ein Aufflauff entstanden, und was wohl daraus hätte entstehen sollen, wo nicht auch unser seliger Herr Bürgermeister hätte das Beste darbey thun helffen."

Der Sohn dieses Jacob Schröter, gleichen Namens wie sein Vater, war 1570 in Weimar geboren, studierte die Rechte zuerst in Köln, dann, nach einer langen italienischen Reise, zu Basel, wurde 1601 Professor der Rechte in Jena und verließ 1604 die Weimarischen Lande, um nach Meiningen überzusiedeln. Hier ist er, nachdem er sechsunddreißig Jahre lang Kur- und fürstlicher Hennebergischer Kanzler gewesen, im Jahre 1645 gestorben. Von diesem zweiten Jacob Schröter läuft die Ahnenreihe dann zur Frau Rath und zu Goethe hinab.

Aus dem Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, III. Band.

*

DAS ANTLITZ

VON MAX PULVER

EHERN von Flammen des
Schicksals geglüht
Trittst du hervor
Aus langer schreiender Nacht.
Wenn Gesicht um Gesicht
Wie totes Laub
Aus deinen Zügen geblättert ist,
Einzig das Antlitz
Das letzte hervorbrennt
Weiß vor Entsagung.
Wie sind die Wellen des Taumels verspült,
Und verbröckelt der Glanz
Des bunten Gestirns,

Schillernde Schwingen
Des innersten Traums
Am eisigen Spiegel zerstoßen.
Unnennbar geeint im verschmolzenen Licht
Weiß wie der Herr,
Wenn der Grabstein zurück
In die Schar der taumelnden Wächter fiel,
Lodernd im Schweigen!
Glanz und Trübung-Hauch übers Erz,
Rührt die Wucht deiner Prägung nicht.
Hände gossen dich
Mild und gerecht
In Gestalt zu erlösen,
Was dunkel begann.
Sonne aufbrennend aus weher Nacht:
Verklärtes Auge umfurcht
Von den Runen des Bösen.

*

ATTISCHE SONETTE

VON THEODOR DÄUBLER

DAS DRAMA

VERFÜHRERIN, o Sonne, dein Gestrahle
Beblendet Kore, stolz im Feld;
An schwülem Tag, eine noch heißre Welt
Umfaßt das Kind vieltausendmale.

Ein Stern, der herzt: der Kuß durch Blitz zu Tale
Hat Kore übermannt – dem Gotte fällt
Die Jungfrau in den Arm; sein Lachen gellt
Wie Blut aufs Land, das rasch dem Blick zerfahle!

Wie ein Delphin am Strand, bleibt die Geraubte
Wach hingestreckt im Hadeswagen – ach!
Sie fühlt zu schwer die Glut im Gotteshaupte:

Noch ist für Liebeswucht das Mädchen schwach
Und schreit – blickt auf. Der Rappen Brand entschnaubte,
Nun hält sie Hades' Brunst im Glastgemach.

*

DAS GEBET

Gewogner Hades, Spender alter Gnade,
Der Mensch, durch Not, zum Opfer tief bereit,
Erfleht für eine Göttin, wirr im Leid,
Der Tochter Wiederkunft auf schwerem Pfade,

Gestatte Kore, von der Styx Gestade –
Erborgt aus feuriger Umwobenheit
In deinem Heim – auf fromme Frühlingszeit,
Erfreut zu sein durch Lerche und Zikade!

Gehärmtem Weib, der Mutter unsrer Fluren,
Begegne traut, bei Wärme kaum im Wind,
Des Kindes Knisterschritt um Krokos-Spuren:

Im Geiste doch erkenne dann geschwind
Die Froh-Erschrockne ihrer Tochter Kommen:
In guten Armen bleib sie aufgenommen!

ERFÜLLUNG

Perséphone erscheint in Silberschleiern,
Um sanfte Mutter schlingt sie zart den Arm,
Entdüstert das geweihte Herz von Harm
Und sorgt sich, eigne Wiederkunft zu feiern.

Die Birnbäume beglücken uns mit Freiern,
DasBauernhaus bejauchzt ein Schwalbenschwarm:
Das Frühjahr wurde wahr – sein Herhauch warm;
Geliebte Meisen picken sich aus Eiern.

Gemüt, bald laß bei Ölbäumen vom Bangen,
Zu ihren Silberzweigen blick um Rast!
Hier ist kein Weib verstört vorbeigegangen.

Wo, Mutter, du dein Feld gesegnet hast,
– Weil Kore wiederkam, mit heißen Wangen –
Sei, durch Zypressen, ich, zu Ruh erfaßt!

*

WOHLHABEND

Athenern brachte Demeter den Frieden:
Sie tritt zum Herde, wo die Ehe glückt,
Ihr Weiheheim bleibt gabenreich geschmückt,
Denn Wohlstand ward den Auen mitbeschieden.

Sie weilt auch gerne bei zufriednen Schmieden,
Hat ihren Hang zum Harnisch rasch entrückt,
Für jüngste Pflüge Hämmernde entzückt:
Bescheidne Geister kreisen nun hienieden.

Sie tritt bei Töpfern in die warmen Stuben.
— Verschleiert oft — am Ernste drum erkannt.
Sie bringt den Ton aus ungenannten Gruben,

Erfindet ein Gefäß mit leichter Hand.
Der frohe Mann blickt fromm, verstummt die Buben:
Die fremde Frau beschattet keine Wand!

*

CARL FRIEDRICH SCHINKEL
VON AUGUST GRISEBACH

SCHINKEL hat nicht einsam unter seinen Zeitgenossen gestanden. Beifall und Bewunderung, die seinem Werke von Anfang an nicht fehlten, haben ihn in steigendem Maße begleitet bis zuletzt. Unter den wenigen, die sich ablehnend verhielten, ist der Karlsruher Architekt Friedrich Weinbrenner der beachtenswerteste. Als er 1821 die Pläne zum Berliner Schauspielhaus kennen lernte, bezeichnete er sie als „ein erbärmliches architektonisches Produkt". Schinkel, der als „schön Zeichner" geschätzt werde, gebe durch diesen Entwurf zu erkennen, daß er von dem wahren Studium der Baukunst wenig oder gar nichts verstehe. Und Schinkel, der in seinem Urteil über die Werke anderer zurückhaltend zu sein pflegte, spricht 1824 angesichts der Kurgebäude in Baden-Baden von Weinbrenners „ungeschickter Architektur".
Was zu dieser gegenseitigen Abneigung geführt hat, ist neben individueller Veranlagung, neben nord- und

süddeutscher Stammesart die verschiedene zeitliche Stellung der beiden innerhalb der allgemeinen Entwicklung. Der fünfzehn Jahre ältere Weinbrenner bleibt bis zuletzt dem Lebensgefühl der voraufgegangenen Epoche verbunden. Das besagt die sinnliche Heiterkeit seiner Fassaden, die robuste Gewichtigkeit und pralle Plastik seiner Körper, seine Kraft räumlicher Gestaltung. Man könnte sich denken, daß er im Klassizismus des 17. Jahrhunderts, wie er im machtvollen Amsterdamer Rathaus des Jacob van Campen auftritt, der eignen Anschauung verwandtere Züge gefunden hätte als in den Bauten Schinkels. Von dessen Werken hat nur die Berliner Wache noch etwas von der schwellenden Körperlichkeit der vorhergehenden Zeit. Was aber auf dieses Frühwerk folgte, das kounte einem Anhänger der älteren Richtung nicht anders als mager erscheinen, mehr gezeichnet als geformt, eher wie ein rechnerisches Gefüge selbständiger Teile als eine in lebendiger Bewegung gewachsene Einheit.
Schinkel jedoch empfand einen Bau Weinbrennerschen Gepräges als derb und schwerfällig, weil er auf einen präziseren tektonischen Ausdruck der Mauer und eine zartere Durchgliederung der Flächen bedacht war. Darum gab er sich willig dem neuen Ideal hin, das in den Gesichtskreis der Zeit getreten war, der griechischen Architektur. Sie ward ihm die ursprüngliche und reine Quelle, alles Spätere erschien abgeleitet und getrübt. In ihr sah er den „Charakter der Unschuld" bewahrt, eine von fremden Elementen freie Entwicklung. Was Künstler unserer Tage an Werken primitiver Völker

reizt, schöpferische Naivität, das fand Schinkel in der griechischen Kunst. Sie kam vor allem dem entgegen, was seiner Wesensart am meisten entsprach. Wenn er sich der römischen Antike nicht oder nur in geringem Maße zugewendet hat, so geschah das aus innerem Widerstreben, nicht nur auf dem Wege der Reflexion. Das Römische in der Form, wie seine Zeit es sah, war ihm zu schwer, zu laut und prunkhaft. Sieht man von zeitlicher Stilbedingtheit ab und läßt allein das künstlerische Temperament auf sich wirken, dann darf man wohl sagen, daß manche Werke Schinkels der klassizistischen Grazie eines Knobelsdorff näherstehen als dem repräsentativen Empire der Architekten Napoleons, Percier und Fontaine. Und ein ähnlicher Gegensatz trennt ihn auch von dem bedeutendsten Baumeister seiner Generation in Bayern, Leo von Klenze, der in Paris entscheidenden Einfluß erfahren hatte. Klenzes Bauten sind gelockerter in der körperlichen Haltung, lebhaftere dekorative Akzente gliedern die Wand. In seinen Räumen entfaltet er eine festliche Pracht, neben der Schinkel zurückhaltend und karg wirkt. Franz Kugler hat einmal von Klenzes „halber Klassizität“ gesprochen – ein Urteil, das nur in der Schinkelschen Sphäre sich bilden konnte.

Mit der Hingabe Schinkels an das Griechentum hängt es zusammen, daß seine Raumvorstellung keinen fruchtbaren Nährboden gefunden hat. Und da er von sich aus für räumliche Gedanken nicht sonderlich begabt war, hat er nach dieser Seite am wenigsten Schöpferisches geleistet.

Von anderen Neuhellenen aber unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht unbeirrt und prinzipienstarr dem einen Ideal verpflichtet blieb, obwohl ihm das Studium des Griechischen „für die höhere sittliche Ausbildung des Menschen“ als Grundlage unerläßlich erschien. Sein Kunstverstand und sein Gefühl für die Bedürfnisse der Gegenwart sprachen gegen eine unbedingte Nachfolge, seine Phantasie war zu reich und beweglich, seineNatur zu empfänglich, als daß nicht auch er von den sehnsuchtsvoll umherschweifenden Gedanken seiner Zeit berührt worden wäre.
Wenn er sich der Gotik zugewendet hat, so waren hierfür anfangs literarisch-poetische Einflüsse mitbestimmend. Aber immer mehr wurde er sich bewußt, daß in der Gotik über das rein Gefühlsmäßige hinaus fruchtbare Möglichkeiten zu einer Bereicherung und Entfaltung des architektonischen Gestaltungsvermögens vorhanden seien. Ein überzeugter „Gotiker“ aber, zu dem ihn deutschtümelnde Fanatiker bekehren wollten, ist er nicht geworden. Das Verlangen des Ministers Schön, für den Museumsbau die Marienburg als Vorbild zu wählen – die van Eycks könnten doch nicht in ein griechisches Haus kommen –, hat er nicht erfüllt. Sieht man von den Werken ab, die bauherrlichen Programmwünschen folgen mußten, so bedeutete die Gotik nach 1820 für Schinkel gleichsam nur ein Ingredienz bei seinen Bemühungen um einen von den Schranken jedes historischen Kanons freien Stil. In den Entwürfen um 1830 wird dieses Streben am deutlichsten. Der romantische Johannistrieb, der damals den Fünfzigjährigen

erregt hat, ist eigentümlich deutscher Art: während in England Hellenen und Gotiker sich parteiisch gegenüberstehen, während man in Frankreich bereits in den zwanziger Jahren ohne Gewaltsamkeit einen Übergang zu einer Neurenaissance gefunden hat, gerät der Deutsche in ein spekulatives Trachten nach einer Verschmelzung disparater Elemente. Schinkel ist der erste, der diesen dornigen Weg beschritten hat.
In den Hauptwerken seiner Spätzeit überwiegt wiederum die klassische Orientierung. Aber im Vergleich zu der straffen Körperlichkeit seiner Bauten aus der Zeit des Museums ist der Stil seines Alters gelöster und freier. Das Malerisch-Bildhafte tritt stärker hervor als bisher. Von den Architekten jedoch, die in der römischen Kunst das bestimmende Quellgebiet ihrer Ausdrucksweise fanden, unterscheidet sich Schinkel auch jetzt durch seine maßvolle und reservierte Haltung.
Wie bei allen Künstlern dieses Zeitalters hat man auch bei Schinkel „Klassisches“ und „Romantisches“ zu unterscheiden versucht. Und man ist dabei so verfahren, daß man von der Zeit, wo er überwiegend gotisch entworfen hat, den Jahren vor der Neuen Wache, als von seiner romantischen Periode zu sprechen pflegt, auf die dann, als er sich mehr zum Hellenischen gewendet hat, eine klassische gefolgt sei.
Auch wenn man außer Betracht läßt, daß sein ganzes Leben hindurch gotische und antikische Formulierungen nebeneinander hergehen, bleibt jene Periodisierung eine äußerliche. Die Zeit selber hat freilich in der Wiederbelebung des „altdeutschen“ Stils, der Gotik,

eine Bejahung des romantischen Programms gesehen. Aber mit dem Stil der romantischen Dichtkunst hat diese Gotik wenig gemeinsam. Steht sie doch durchaus unter dem Gesetz klassizistischer Optik! Von einer romantischen Darstellungsweise, wie sie in der deutschen Kunst zu Beginn des 16. Jahrhunderts, bei Altdorfer etwa, sich zu erkennen gibt, kann weder in Schinkels Gemälden noch in seinen gotischen Architekturen, auch denen seiner Jugend, nicht die Rede sein.
Soll man nun den Begriff des Romantischen ganz aus Schinkels Schaffen streichen?
Der Grundzug seines Wesens, seiner Einstellung zum Werk und zur Welt ist ohne Frage der des klassisch gestimmten Menschen. Nicht deshalb, weil er in seinen meisterlichen Schöpfungen der Antike gefolgt ist, sondern weil sein Streben auf eine rationale Form gerichtet, weil Klarheit und Ordnung ihm Bedürfnis und alles Subjektivistische ihm fremd war.
Und doch – auch Schinkel ist von der erregenden Erscheinung des romantischen Geistes nicht unberührt geblieben. In den Jahren, als Arnim und Brentano ihm nahestanden, war ihm die Romantik Ausdruck jugendlichen Lebensgefühls. Aber auch in seinem späteren Werk wird man ein romantisches Element erkennen, sofern man unter dem vieldeutigen Begriff nicht die Darstellungsform, die Wahl gotischen oder antiken Stils versteht, sondern die eigentümliche Art der Konzeption. Man kann sie romantisch nennen, weil die Idee nicht rein aus der sinnlichen Vorstellung geboren wird, sondern träumerische Vorstellungen aus Geschichte und Poesie,

vergangenen Kulturen und fernen Ländern die Gestaltung mitbedingen, ohne daß das künstlerische Vermögen stark genug ist, um das Werk allein durch seine körperlich-räumliche Existenz unmittelbar sprechen zu lassen.
Diese Anschauungsweise, die der Physiognomie der Baukunst des 19. Jahrhunderts ihren entscheidenden Ausdruck früheren Epochen gegenüber gegeben hat, ist bei Schinkel nicht so ausgeprägt wie bei andern Architekten seiner und zumal der folgenden Generation. Das verdankt er seinem märkischen Sinn für das praktisch Gegebene, vor allem aber seinem überragenden Verständnis für geschichtliche Bedingtheit und für das der Gegenwart Notwendige. Aber trotzdem und trotz des klassischen Grundzugs seines Wesens blieb der Empfängliche nicht völlig gegen die Romantik verschlossen.
Was ihn aus freien Stücken zu ihr hinzog, das war das Schöpferische in ihr, die lebendig strömende Kraft, die sich gegen beengende Norm und akademische Starrheit auflehnte und auf neue Ausdrucksmöglichkeiten hinwies. Aber zugleich hat Schinkels wacher Geist die Gefahren, die zumal der Baukunst von dieser Seite drohten, nicht verkannt. Aus gelegentlichen Äußerungen klingt es wie ein Sichwehren gegen die beunruhigenden dunklen Gewalten. – Der Kampf zwischen Klassischem und Romantischem ist auch in Schinkel zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen.

Aus dem Bande „Carl Friedrich Schinkel“
der Sammlung „Deutsche Meister“.



Carl Friedrich Schinkel: Landschaft mit Pilger

ZWEI GEDICHTE
VON HANS CAROSSA

FLUCHT

„NÄHER qualmt die Schlacht!
Euer Korn brennt! Eure Krieger fliehen!
Ihr müßt wandern gegen Mitternacht!
Müßt ins Tal des Ursprungs ziehen!

Giftgeschoß zerspringt.
Weiße Schleier zart am Boden wehen.
Wer dort atmet, lautlos niedersinkt . . .
Ihr müßt gehen! Ihr müßt gehen!“

Und mit fester Hand
öffnen sie die bildgeschmückten Truhen,
tun sich an mit buntem Festgewand,
breiten Gürteln, hohen Schuhen . . .

Geisthaft huscht ein Kind,
sät im Kreis des Maises gelbe Körner,
streut sie singend alt und jungem Rind
zwischen die gebognen Hörner . . .

Den uralten Schrein,
drin das Gottkind wohnt auf Gold und Seide,
schlägt es in den rauhen Mantel ein . . .
Schweigsam ziehn sie durch die Heide.

Davidesti, Bukowina

*

EIN STERN SINGT

Schleift nur Gläser! Schmiedet Röhren,
meine Wandlung zu belauern!
Könnt ihr meinen Sang nicht hören,
bleibt euch nur ein erdhaft Schauern.

Während ich die Wesen ordne,
stockt mein Puls. Ich muß beginnen,
alles tief aus mir Gewordne
still in mich zurückzuspinnen.

Schon zu neuen Klangfiguren
lagern sich die Grund-Atome.
Meine dumpfsten Kreaturen
bauen mit am heil'gen Dome.

Endlich, ganz und gar durchsichtig,
liebende kristallne Rose,
nur noch meiner Seele pflichtig,
schwing ich mich ins Zeitenlose.

Keiner wird mich dann mehr sehen,
der mich nicht wahrhaftig brauchte.
Vielen muß ich untergehn,
daß ich Wenigen besser leuchte.





DAS KORN SO GROSS WIE EIN HÜHNEREI
VON LEO N. TOLSTOI

KINDER fanden einmal in einer Schlucht ein seltsames Ding: es war so groß wie ein Hühnerei, hatte eine Rinne in der Mitte und sah wie ein Korn aus. Ein Reisender, der des Weges kam, sah die Kinder mit dem Ding spielen, kaufte es ihnen für drei Kopeken ab, brachte es in die Stadt und verkaufte es dem Zaren als Seltenheit.

Der Zar rief seine Weisen und befahl ihnen, festzustellen, was das sei: ein Ei oder ein Korn? Lange grübelten die Weisen, konnten aber keinen Bescheid geben. Das Ding lag auf dem Fenster, da kam ein Huhn geflogen, pickte hinein, machte ein Loch in das Ding, und nun sahen alle, daß es wirklich ein Korn war. Die Weisen begaben sich zum Zaren und sagten: „Es ist ein Roggenkorn."

Da staunte der Zar. Er befahl den Weisen, zu ergründen, wo und wann dieses Korn gewachsen war. Lange grübelten die Weisen, schlugen in den Büchern nach, konnten aber nichts ergründen. Sie gingen zum Zaren und sprachen: „Wir können dir keinen Bescheid geben. In unsern Büchern ist nichts darüber zu lesen. Man muß die Bauern fragen, ob nicht einer von den alten Leuten gehört habe, wann und wo solches Korn gesät wurde."

Da befahl der Zar, einen ganz alten Bauern zu ihm zu bringen. Man fand einen solchen und führte ihn zum Zaren. Der Alte war ganz grün im Gesicht, hatte nicht einen Zahn mehr und schleppte sich mühsam auf zwei Krücken.

Der Zar zeigte ihm das Korn, der Alte konnte aber kaum noch etwas sehen. Halb sah er das Korn mit den Augen, halb betastete er es mit den Händen.
Der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, Großväterchen, wo solch ein Korn gewachsen sein könnte? Hast du selbst auf deinem Acker nicht solches Korn gesät, oder hast du in deinem Leben einmal solches Korn gekauft?"
Der Alte war taub, mit Mühe und Not hörte er, was der Zar sagte, mit Mühe und Not verstand er es. Und er gab Antwort: „Nein, auf meinem Acker habe ich solches Korn nicht gesät und nicht geschnitten, habe auch nie solches gekauft. Wenn wir Getreide kauften, waren die Körner auch immer ganz klein. Aber ihr solltet meinen Vater fragen: vielleicht hat er gehört, wo solches Korn wuchs."
Der Zar schickte nach dem Vater des Alten und ließ ihn zu sich führen. Man fand ihn auch und führte ihn vor den Zaren. Das war ein uralter Mann, der an einer Krücke ging. Der Zar zeigte ihm das Korn. Der Alte hatte noch gute Augen und betrachtete das Korn genau. Und der Zar fragte ihn: „Weißt du nicht, Alter, wo dieses Korn gewachsen ist? Hast du selbst auf deinem Acker solches Korn gesät, oder hast du in deinem Leben irgendwo solches Korn gekauft?"
Der Alte war wohl schwerhörig, verstand aber die Frage besser als sein Sohn. „Nein," sagte er, „auf meinem Acker habe ich solches Korn nicht gesät, noch geerntet. Gekauft aber habe ich es nicht, weil man zu meiner Zeit von Geld noch nichts wußte. Jeder nährte sich von seinem eigenen Getreide, und wenn einer Not

litt, so teilten die andern mit ihm. Ich weiß nicht, wo dieses Korn gewachsen ist. Wohl war unser Korn größer und ergiebiger als das jetzige, so eines aber habe ich dennoch nie gesehen. Von meinem Vater habe ich freilich gehört, daß zu seinen Zeiten das Korn noch größer und ergiebiger war als zu unseren Zeiten. Fragt doch einmal den."

Da schickte der Zar auch nach dem Großvater. Man fand ihn und führte ihn herbei. Der Alte trat ohne Krücken beim Zaren ein, seine Schritte waren leicht, seine Augen hell; er hörte gut und sprach deutlich. Der Zar zeigte ihm das Korn. Der Großvater betrachtete es, drehte es in der Hand.

„Lange hab ich unser altes Korn nicht gesehen", sagte er. Er biß etwas vom Korn ab und zerkaute das Bröckchen.

„Stimmt!" sagte er.

„So sage mir doch, Großvater, wann und wo ist solches Korn gewachsen? Hast du auf deinem Acker solches Getreide gesät oder in deinem Leben irgendwo bei den Leuten gekauft?"

Und der Alte sprach: „Zu meiner Zeit wuchs solches Korn überall. Von diesem Korn habe ich mich mein Leben lang genährt und die Leute gespeist. Dieses Korn habe ich gesät und geerntet und gedroschen."

Und der Zar fragte: „Sage mir, Großvater, hast du irgendwo solches Korn gekauft oder es selbst auf deinem Acker gesät?"

Da lachte der Alte. „Zu meiner Zeit", sprach er, „hat niemand sich eine solche Sünde auch nur denken

können: daß Getreide gekauft und verkauft werden könnte. Und von Geld wußte man auch nichts: jeder hatte daheim Getreide genug."

Und der Zar fragte weiter: „Sage mir noch, Großvater, wo hast du dein Korn gesät und deinen Acker gehabt?"

Und der Alte erwiderte: „Mein Acker war Gottes weite Erde. Wo ich sie aufpflügte, da war mein Acker. Der Boden war frei. Von eigenem Lande wußte man damals nichts. Sein eigen nannte man nur seine Arbeit."

„So gib mir noch auf zwei Fragen Antwort", sprach der Zar. „Erstens: warum gab es früher so großes Korn und warum wächst es heute nicht mehr? Und warum ging dein Enkel auf zwei Krücken, dein Sohn nur auf einer, und du selbst kamst ganz leichten Schritts? Deine Augen sind hell, deine Zähne sind kräftig, deine Rede klingt freundlich und klar. Wie sind diese zwei Dinge möglich?"

Und der Alte sprach: „Das ist daher gekommen, weil die Menschen aufgehört haben, von ihrer eigenen Arbeit zu leben, weil sie es immer nach fremder Arbeit gelüstet. In der alten Zeit lebte man nicht so. In der alten Zeit lebte man nach Gottes Gebot: man hielt fest, was man hatte, und begehrte nicht nach dem, was den andern gehörte."

Aus dem dritten Bande von
Tolstois Sämtlichen Erzählungen



MARIENLIEDER
VON ALBRECHT SCHAEFFER

SCHWALBE IM SCHNEE

O Schwalbe! Schwalbe schwimmt!
O du ergebnes Flügel-Herz,
Vertraulich erd- und himmelwärts
Dem Engel, der dich nimmt.

Dem Engel Flug, dem Engel Bahn,
Der Lüfte auftut deinem Nahn,
Daß du die goldne Brust
Im Offnen lieblich ruhst.

In tiefen Winter um mich her
Wie kam die Schwalbe übers Meer?
O Gott, daß ich im Bitterweh
Die Schwalbe wieder fliegen seh

Herzaus bei mir, herzein!
Da glückt' es, da erschwang ich sie,
Empfang ich sie, empfang ich sie,
Wie Lust wird mir die Pein,
Sie zwitschert mir ans Knie.

*

SELIGER ANRUF

Die ihr tief durch Gram gewatet
Und Land Nacht betratet,
Wo in dunklen Schatten-Fluten
Schwanken dunkle Pappel-Ruten –

Die ihr wieder heimgekehrt,
Euch ist Licht beschert!
Euch entzünden hundert Hellen
Blumen, Büsche und die Quellen,
Und der ganze Rasen-Samt
Euch entgegen flammt.

Süße Lässigkeit der Leiber
Habt ihr wieder.
Falter, weiße Zeitvertreiber,
Auf und nieder
Heben, heben eure Glieder.

Wenn ihr nur die Augen hebet,
Ihr ins Blaue zart verschwebet.
Euer ist der süßte Kern,
Euer ist der Morgenstern.

Dunkles Blut ist durch euch flossen,
Dunkle Frucht habt ihr genossen,
Dunkel wart ihr: ihr dürft nun
Auf der dunklen Erde ruhn:

Denn in eurem Innern brennt es,
Glanz des ganzen Firmamentes.
Und in seiner Tiefe stehend
Auch so rein,
Hört ihr fern durch Sphären gehend
Himmlische Schalmein.

*



Der Frankenturm in Trier

GRENZENLOSE SEHNSUCHT

Dein Auge schmolz; dein ganzes Antlitz schien,
Mund, Augen, Wangen mir zur Frucht gediehn.
Ich sah durch Gold in immer tiefres Gold,
Ich sah durch Klar in immer dunklers Klar.
Ich sah durch Licht, was ich nicht sehn gesollt,
Ich sah gereift, was nie mir Knospe war.
O Leib aus Glück! O Leib, du edles Korn!
Ich sah in dir den andern eingeborn:
Den mich kein Mund, den mich kein Stern gelehrt,
Den ich erschuf, als ich nach dir begehrt,
Kristall im Rosen-Leib, im Fruchtkern Tau:
Du niegeküßte Lilie in der Frau,
Unendlich süß in dir, unendlich weit,
Ach, nur gemacht aus Unerreichbarkeit!
In die ich stürzte, wenn ich dich umschlang,
Die nie Erstürzte glühte da und glomm:
O du, Geliebte, die ich nie erschwang,
O du mir Abschied ewig im Willkomm!

*

KÖNIG HEINRICHS IV. EHESCHEIDUNGSVERSUCH

BERICHT VON LAMBERT

Nach Pfingsten 1069 hielt der König eine Tagung mit den Reichsfürsten zu Worms ab. Zuerst besprach er sich insgeheim mit dem Erzbischof von Mainz und flehte ihn inständig um Beistand zu seinem Vorhaben

an. Gelinge ihm dies, so werde er von nun an dem Erzbischof ganz ergeben sein, ihm aufs Wort folgen, und er wolle, falls es nicht anders ginge, die Thüringer mit Waffengewalt zwingen, dem Erzbischof auf ewige Zeiten ohne Einspruch zu zehnten. Nachdem dieser zugestimmt hatte und man beiderseits übereingekommen war, erklärte der König öffentlich: Er könne sich mit seiner Gemahlin nicht verstehen, lange habe er die Augen der Menschen getäuscht, nun aber wolle er den Trug beenden. Er könne zwar seiner Frau kein Vergehen vorwerfen, das ihre Verstoßung bedinge; aber es sei ihm, Gott weiß durch welches Verhängnis, völlig unmöglich, mit ihr ehelich zu verkehren. Er beschwöre die Fürsten bei Gott, ihn von dieser verwünschten Fessel zu befreien und diese Scheidung ruhig hinzunehmen, damit ihr und ihm, so Gott will, der Weg zu einer glücklicheren Ehe offenstehe. Und damit niemand einwende, sie könne nach der einmal geschlossenen Ehe keine zweite mehr eingehen, so versichere er unter Eidschwur, er habe sie so, wie er sie genommen, als reine, unverletzte Jungfrau all die Zeit her gehalten.
Allen Anwesenden schien dies ein häßlich, mit der königlichen Majestät unvereinbar Ding. Immerhin hielten es alle für sehr bedenklich, sich mit einer Sache nicht zu befassen, auf die sich der König mit aller Leidenschaftlichkeit festgelegt habe. Auch der Bischof, der sich für die ihm so wertvolle Zusage hatte erkaufen lassen, nahm sich, soweit es der heikle Gegenstand zuließ, der Angelegenheit an. So beschlossen sie, alle ihre Zustimmung zu geben, und man einigte sich, die

Ehefrage auf einer Synode zu Mainz in der Woche nach dem Feste des heiligen Michael zu erledigen. Die Königin wurde bis dahin nach Lorsch geschickt, um hier den angegebenen Termin abzuwarten. Der König selbst begab sich in andere Teile des Reiches, wohin ihn seine Pflicht rief...

Der Tag der Ehescheidung nahte heran; der König eilte nach Mainz. Auf dem Wege dorthin erfuhr er, ein Gesandter des päpstlichen Stuhles erwarte ihn bereits in Mainz. Der wolle die Trennung verbieten und bedrohe den Erzbischof von Mainz mit der Strafe des apostolischen Stuhles, weil er versprochen habe, diese verbrecherische Ehescheidung vorzunehmen. Voll Bestürzung, sein längst gehegter Wunsch, dessen Erfüllung er endlich in Händen zu haben glaubte, solle zunichte werden, wollte der König des Weges, den er gekommen war, nach Sachsen zurückkehren. Nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde davon abhalten, die Reichsfürsten, die er in großer Zahl nach Mainz befohlen hatte, nicht vergeblich warten zu lassen. Hierauf ritt der König nach Frankfurt und entbot die in Mainz Versammelten für den festgesetzten Tag dorthin. Sie erschienen denn auch in großer Zahl, und Petrus Damiani, Legat des apostolischen Stuhles, gleich ehrwürdig durch sein hohes Alter und sein sittenreines Leben, entledigte sich seines päpstlichen Auftrages: Der König habe eine ganz schlimme Sache vor, die zu jeglichem Christentum und gar zum Königtum im schärfsten Widerspruch stehe. Wenn er sich weder durch die weltlichen Gesetze noch durch die Satzungen

der Kirche abschrecken lasse, so möge er doch wenigstens Rücksicht auf seinen Ruf und sein Ansehen nehmen, damit nicht gerade der König als erster ein so häßliches Beispiel gebe, wodurch er das ganze Christenvolk vergifte und er, der berufene Rächer aller Vergehen, sich selbst zum Bannerträger des Verbrechens mache. Wenn sich der König gutem Rate nicht beugen wolle, so werde er als päpstlicher Legat notgedrungen zu den Machtmitteln der Kirche greifen und dem Frevel durch das Gesetz der Kirche vorbeugen. Nimmer würden ferner des Papstes Hände den zum Kaiser weihen, der, soviel an ihm liege, durch solch ein pestilenzialisches Beispiel den Christenglauben verraten habe.
Da erhoben sich alle anwesenden Fürsten wider den König, bekannten sich rückhaltlos zu dem Standpunkte des römischen Bischofs und flehten Heinrich um Gottes willen an, seinen Ruhm nicht durch solch ein Vergehen zu verdunkeln und die Majestät des Königsnamens nicht mit dem Schmutze einer so schmählichen Handlung zu beflecken. Heinrich solle sich auch hüten, den Verwandten der Königin einen Grund zum Abfalle zu geben, sowie einen gerechten Anlaß, Verwirrung in den Staat hineinzutragen ...
Durch diese Worte mehr gebrochen als innerlich umgestimmt, sprach der König: „Wenn ihr unweigerlich und hartnäckig darauf besteht, will ich mir selbst Gewalt antun und die Last, die ich nicht abwerfen kann, so gut ichs vermag, weiterschleppen."
Dieser Einigungsversuch hatte seinen Haß nur noch gesteigert, immerhin gab er seine Einwilligung zur

Rückberufung der Königin auf den Thron, doch ritt er selbst eilig mit kaum vierzig Mann nach Sachsen, um ein Zusammentreffen mit der Königin und ihren Anblick zu vermeiden. Diese reiste ihm mit dem übrigen Gefolge und den Reichsinsignien in größerem Abstande allmählich nach. Bei ihrem Eintreffen in Goslar konnten den König seine Vertrauten kaum dazu bewegen, ihr entgegenzukommen, doch empfing er sie dann ziemlich wohlwollend und freundlicher als sonst. Seine Liebe erkaltete indes bald wieder und wich der früheren starren Ablehnung; weil er jedoch mit seinen bisherigen Scheidungsplänen keinen Erfolg gehabt hatte, beschloß er, von nun ab einzig den Königstitel mit ihr zu teilen, sich aber im übrigen so zu ihr zu verhalten, als gehöre sie ihm in keiner Weise an.

BERICHT VON BRUNO

Obwohl König Heinrich zwei oder drei Konkubinen zu gleicher Zeit hatte, war er selbst damit nicht zufrieden; und wenn er von einem jungen und hübschen Mädchen oder einer solchen Frau hörte, ließ er sie gewaltsam zu sich führen, falls er sie nicht anders verführen konnte. Manchmal suchte er auch, von einem oder zwei Gefährten begleitet, schöne Frauen und Mädchen auf, wobei er zuweilen Erfolg hatte, manchmal aber nur mit genauer Not entfliehen konnte, ohne von den Eltern der Geliebten oder deren Gemahl erschlagen zu werden.

Seine Gemahlin war schön und aus vornehmem Geschlechte. Er hatte sie gegen seinen Willen auf Wunsch

der Fürsten geheiratet und haßte sie nun so, daß er sie nach der Hochzeit niemals freiwillig auch nur ansah. Er suchte sich auf alle Weise von ihr zu trennen, um so mit einem Schein von Recht Unrechtes tun zu können, da ihm eine richtige Ehe versagt sei.

Schließlich drang er in einen seiner Vertrauten, dieser solle mit der Königin verkehren; im Falle des Gelingens versprach er ihm hohen Lohn. Er hoffte, die Königin werde darauf eingehen, weil sie als junge Frau doch schon die Liebe kennen gelernt habe, nun aber wie eine Verlassene leben mußte. Die Königin, der ein männlich tapferes Herz in der Brust schlug, erkannte sofort, von wem der Plan stammte. Zunächst schlug sie das Begehren des Mannes empört ab, als aber jener seinen Weisungen gemäß unaufhörlich in sie drang, sagte sie ihm die Erfüllung seines Wunsches zu. Der teilte dies und die vereinbarte Stunde dem Könige glückstrahlend mit. Fröhlich begab sich der König zugleich mit dem Ehebrecher zu dem Gemache der Königin, um sie bei dem Vergehen zu überraschen und so einen gerechten Anlaß zur Ehescheidung zu finden oder sie auf der Stelle zu töten, was ihm noch lieber gewesen wäre. Als der Ehebrecher an der Türe klopfte, öffnete die Königin sofort. Da fürchtete der König, er könne nicht mehr hineinkommen, nachdem jener eingelassen sei, und sprang schnell durch die Türe. Wie ihn die Königin erkannte, schloß sie eiligst zu, ließ den Ehebrecher draußen stehen, rief ihre Jungfern herbei und bearbeitete nun mit den für diesen Zweck bereitgestellten Schemeln und Stöcken Heinrich dermaßen, daß er

halbtot liegen blieb. Dabei rief sie: „Du Hurensohn, wie kannst du so frech sein und glauben, die Königin, die doch den stärksten Gemahl hat, werde mit dir Unzucht treiben?" Jener schrie, er sei doch Heinrich, ihr Gemahl, und wolle bloß sein Recht, worauf sie erwiderte, der sei unmöglich ihr Gemahl, der heimlichen Ehebruch suche, wäre er ihr Mann, warum sei er dann nicht ganz offen gekommen? Fast totgeschlagen warf sie ihn aus dem Gemach und ging dann zu Bett. Der König mochte den Vorfall niemand mitteilen, schützte eine Krankheit vor und lag fast einen Monat lang in seinem Gemach.

Aus dem Bande der „Deutschen Vergangenheit":
„Die Sächsischen und Salischen Kaiser"

*

DAS DENKMAL
VON RICARDA HUCH

MEERSTADT im Süden.
Ein Hafen, wo's nach Fisch und Fäulnis roch,
Den längst die Schiffe mieden.
Auf dem zerbröckelnd alten Markte stand
Ein Denkmal, ein verzückter Komponist,
Die Geige wie ein Szepter in der Hand.
Wer weiß noch, wie er hieß?
In Körben um ihn her das Meerzeug kroch,
Laut feilschten Gier und List.
Sein Lied, einst liebentglommen,
Schwang über Bettlern, Krämern unvernommen

Dahin — o tragisch süß!
Nachts lagern sie in Chören um ihn her:
Gekreisch der Möwen und des Sturms Geläut,
Die hohen Sterne, Mond und Meer,
Aus Muscheln kommts posaunentief geschwommen —
Inmitten der Melodische gebeut.

*

DIE NEUEN BÜCHER MIT DEM ALTEN HOLZSCHNITT

VON EMIL WALDMANN

DIE künstlerische Illustration eines Buches durch Holzschnitte, wie sie im Jahre 1840 Adolf Menzel in seiner „Geschichte Friedrichs des Großen" von Kugler zu einer klassischen Höchstleistung emporgehoben hatte, kam gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr aus der Mode. Man glaubte im mechanischen Reproduktionsverfahren einen vollgültigen Ersatz für die Holzschnitt- oder, wie man besser sagen sollte, Holzstich-Technik gefunden zu haben. Die photomechanische Hochätzung erreiche für die Reproduktion einer mit der Feder gezeichneten Illustration dasselbe. So meinte man; und im allgemeinen mit Recht.
Aber die Verfeinerung der Technik geht merkwürdigerweise immer ein wenig mit der Verfeinerung des künstlerischen Qualitätsgefühls Hand in Hand. Je raffinierter die Technik die Wirkungen einer künstlerischen Originalarbeit zu reproduzieren lernt, um so komplizierter

auch wird der unproduzierbare Rest, der in jeder Originalarbeit steckt und ihren wahren Charakter ausmacht. Natürlich geschah es nicht aus Absicht, daß Menzel immer feiner und immer kapriziöser zeichnete, je weiter der Stab seiner Holzschneider, die Vogel und Kretschmar, Unzelmann und Müller mit ihrer faksimile-artigen Holzstichtechnik gekommen waren. Sondern weil Menzel sah, daß sich von Mal zu Mal immer noch feinere Wirkungen mit dem Holzstich erreichen ließen, gewöhnte er sich daran, seinen Stil immer weniger zu vergewaltigen, immer weniger Rücksicht zu nehmen auf die Grenzen der Technik, aber immer mehr auf die Möglichkeiten der Technik. Diese beiden Elemente, die immer gefügiger werdende Technik und der immer herrischer werdende Stil des Zeichners, ermöglichten jene Höchstleistung, die wir in Menzels Kugler nie genug bewundern können, eine Höchstleistung, die auch durch die von den Originalstöcken hergestellten Neudrucke nicht übertroffen wird. (Wenn tatsächlich Menzel schon die erste Auflage mit Hilfe von Galvanos gedruckt haben sollte – um so besser für die Galvanos.)
So wie hier im Falle Menzel, im Wettstreit zwischen ihm und den Xylographen, geht es jedesmal, wenn Technik und Künstler in Wettbewerb treten. Als die Künstler sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von der Holzstichtechnik abwandten, war diese Technik bei einer Beherrschung ihrer Mittel angelangt, von der man schlechthin alles verlangen konnte, von der auch tatsächlich alles verlangt wurde; außer dem Künstlerischen. Die Technik wetteiferte zeitweise, um das Jahr

1890 herum, in unangenehmer Weise mit den Wirkungen der mechanischen Reproduktion nach Gemälden und mußte auf diesem Gebiet natürlich von vornherein scheitern. Die mechanische Reproduktion war alsbald der alten Technik überlegen. Nur vergaß man, daß auf dem Gebiet der einfachen künstlerischen Reproduktion noch unerschöpfte Möglichkeiten lagen. Zunächst glaubte man ja, die photomechanische Hochätzung gäbe ein getreues Faksimile einer Federzeichnung. Dann aber wurden die Federzeichnungen unserer hervorragendsten Künstler, die sich mit der Illustration befaßten, etwa die von Max Slevogt und die von Max Liebermann, auf einmal immer differenzierter im Licht, das heißt in der Strichstärke, immer komplizierter, immer kapriziöser, immer reichhaltiger. Und wenn dies erst einmal der Fall ist, naht plötzlich der Augenblick, wo die Netzätzung das Spiel der Nuancen verwischt und das Relief der Zeichnung tötet. An diesem Punkte ward es dann begreiflich, daß diese Künstler mit der Maschine unzufrieden wurden, daß ihnen auch die beste Reproduktion nicht mehr genügte und daß sie sich auf die ehemalige Blüte des deutschen Holzstiches besannen. Der elastische Holzstock, der mit dem Text zusammen gedruckt wird und dadurch eine gewisse drucktechnische Einheit von vornherein garantiert, gibt die Druckfarbe anders, gefühlsvoller an das Papier ab als die glatte Oberfläche des unbeweglichen Klischees. Und dem Stichel des Holzschneiders sind letzte, haarscharfe Feinheiten des Striches zugänglich, die, von einer bestimmten Grenze ab, das Netz der Zinkplatte entweder ausläßt oder

verschmiert. Allerdings geht durch das Dazwischentreten des Holzschneiders manchmal der unmittelbare Reiz der Originalität verloren, denn der Künstler ist natürlich nicht sein eigener Xylograph. Aber dafür tritt dann der Reiz einer persönlichen Deutung als etwas Neues hinzu. Wenn die Feder des Zeichners einen Tintenfleck macht, der in der mechanischen Reproduktion als tote Fläche erschiene, wenn sie mit ganz dicken Strichen vorgeht, muß der Xylograph, auch wenn er noch so getreu faksimiliert, aus eigenem Gefühl interpretieren, die Form in Licht auflösen und mit dem Tonschnitt ausdeuten, damit das Ganze keine störenden Löcher bekommt. So zeichnete Menzel seine Illustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" immer mit dem Hintergedanken an den Stab seiner Holzschneider, und daß sie schon verstehen würden, was ein skizzenhafter Fleck und ein flüchtiger Strich bedeuten sollten. Hier kommt alles auf den Geist des mitarbeitenden Xylographen an.
Es war ein Glück, daß die beiden großen Illustratoren unserer Zeit, Slevogt und Liebermann, nach nur kurzem Suchen in Reinh. Hoberg, in Bangemann und Hönemann Xylographen fanden, die als Mitarbeiter gefühlsvollstes Verständnis und hartnäckigste Geduld entwickelten. Was sie bisher geschaffen haben, nämlich von Bangemann und Hönemann geschnitten, die „Volkslieder, Tierfabeln und Märchen nach Federzeichnungen Slevogts" und, nach Liebermann, Goethes „Novelle" und „Der Mann von funfzig Jahren", sowie Slevogts „Don Juan" nach Tuschzeichnungen, geschnitten von

Hoberg, dies bedeutet eine neue Leistung dieses seit langem vernachlässigten Illustrationszweiges. Der Aberglaube an die Allmacht der Maschine scheint langsam doch zu sterben. Zum Glück für die Kunst. Man sieht vor diesen Holzschnittillustrationen nämlich wieder mit neuen Augen, wie energisch und lebendig Liebermanns Strich, wie gefühlsvoll und wie reich Slevogts Linie eigentlich ist; und schätzt ihre Ausdruckskraft um so höher.

Ob bei den wirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie heute für den Büchermarkt bestehen, dieser Weg, die Holzschnittillustration wieder lebendig zu machen, gangbar sein wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Über allen wirtschaftlichen Verhältnissen steht die Frage, ob es genügend Persönlichkeiten von der Art der Bangemann, Hoberg und Hönemann gibt und geben kann, die sich so begeistert und so verständnisvoll einleben in den Stil der Künstler. Die künstlerische Eigenart Slevogts sowohl wie Liebermanns scheint nun ja allerdings geeignet, derartige Kräfte der Graphik anzuregen und sich zu verbünden. Wird dies ein Dauerzustand, so dürfen wir die Hoffnung hegen, daß auch im 20. Jahrhundert die deutsche Holzschnittillustration, nach Menzels großem Triumph im 19. Jahrhundert, abermals eine neue Blüte erleben wird.

*

BRUCHSTÜCK AUS „SFAIRA“

VON ALFRED MOMBERT

GEFOLGT von Geistern durcheile ich die Wälder.
Die Klage-Blume im Haar –
aber den Kranz des Triumphes in den Händen;
beschwingt von großen goldenen Schulter-Flügeln.

Ich beschreite die Felspfade:
vorbei an Horsten, drin alte Adler schlafen,
offener Augen Zauberschlaf,
strahlende, Spiegel-blinkende Augen,
für mich hingestellt, mich drin zu schauen:
mich im wunderbaren Rund der Welt.

Vorüber klangbegeisterten Quellen,
durch Wildnis-Hauche schwärmender Panther;
durch Palmen-Düfte.
Auf einer Lichtung, da ich herannahe,
lodern Feuerflammen auf.

Ich halte.
Und Alles hält. Und Alles lauscht.
Quelle: Hauch: und Feuerflamme:
die trunkene Duft-Blume:
atmendes Tier und sinnender Dämon:
lagert mir zu Füßen. Staunt.

Da geht der Mond auf.
Empor steigt meine Hand zu den Plejaden:
macht das Saitenspiel des Himmels tönen.

Musik erklingt sternklar.
Alles wendet sich : mondlicht : mir zu.
Alles lächelt.

Auf zu Wolken!
Aufgehn Wolken-Tore.
In die schreiten wir — auch die Tore ziehen mit
über uns gewölbt — Vieles zieht mit:
Die dunkel-treuen Fichtenwälder,
blaue Höhen-Seen, dran Stiere weiden,
die strahlenden Eisfirnen,
jagende Stürme, wehende Lichter,
die großen Schatten der Gebirge,
ein wildes scheu aufbäumendes Roß,
und ein kleines Kind,
Klang-Geister, am Weg erwacht, stehen auf:
Alle ziehen mit —

*

Und wir kommen : ein gewaltiger Zug —
zu einem Hochwaltenden:
Einem Herrlichen, Weisen, Alten:
Der weist sie an, Alle dort zu halten —
Dort lagern sie jetzt —:
einander innig zugesellt:
Purpur-Wolke –
Lichter — Tiere — die Traum-Wohner der Erde —
Quelle, Firn und Flamme —

*

EIN BRIEF DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS

An Raugräfin Luise

Versailles den 27 Augusti 1715

... UNSSER lieber König, nachdem er sich zum todt bereydt undt, wie es hir der brauch ist, seine letzte sacrementen entpfangen vorgestern umb 8 uhr abendts undt alles ordonnirt, wie er es nach seinen todt will gehalten haben, hatt den jungen Dauphin hollen laßen, ihm seinen seegen geben undt zugesprochen. Hernach hatt er die duchesse de Bery, mich undt alle seine andere dochter undt enckeln kommen laßen; er hatt mir mitt solchen tendren wortten adieu gesagt, daß ich mich noch selber verwundere, wie ich nicht rack ohnmöchtig worden bin. Er hatt mich versichert, daß er mich allezeit geliebt hette undt mehr, alß ich selber gemeint, daß es ihm leydt seye, daß er mir jemahlen chagrin gegeben; er bätte, ich solt mich doch seiner etlichmahl erinern, welches er glaubte, daß ich thun würde, weillen er persuadirt seye, daß ich ihn allezeit lieb gehabt hette; daß er mir im sterben glück undt seegen wünsche undt daß ich all mein leben möge vergnügt zubringen. Ich wurff mich auff die knie, nahm seine handt undt küste sie; er ambrassirte mich. Hernach sprach er ahn die andern; er sagte, er recommandire ihnen die einigkeit. Ich meinte, er sagte es zu mir, ich [sagte], daß ich E. M. in diß undt all mein leben gehorsamen würde; er threhet sich herumb, lachelte undt sagte: „Ich sage Eüch diß

nicht, ich weiß, daß Ihr es nicht von nohten habt undt zu raisonabel dazu seydt; ich sage es ahn die anderen princessinen.“ Ihr könt leicht gedencken, in welchen standt mich dießes alles gesetzt hat. Der König hatt ein fermeté, die nicht auszusprechen ist, gibt alle augenblick ordre, alß wen er nur eine reiß thete. Er hatt ahn alle seine leütte gesprochen undt adieu gesagt. Meinem sohn hatt er alles ahnbefohlen undt ihn zum regenten gemacht mitt solcher tendresse, daß es durch die seele dringt. Ich glaube, daß ich die erste vom königlichen hauß sein werde, so den König folgen wirdt, wen er stirbt; den er lebt noch, aber wirdt doch schwächer undt es ist nichts zu hoffen leyder. Warumb ich glaube, daß ich die erste sein werde, so den König folgen wirdt, ist erstlich mein hohes alter; zum andern, sobaldt der König verschieden wirdt sein, führt man den jungen König nach Vincen[n]e[s], wir andern all aber werden nach Paris, wo die lufft mir schädtlich; ich werde dort in meiner trawerigkeit sitzen ohne gutte lufft, ohne exercitzien, werde also nach aller aparentz kranck werden müßen. Es ist nicht war, daß madame de Maintenon todt ist; sie ist in voller gesundtheit in königs cammer, welchen sie weder nacht, noch tag quittirt.... Der König ist von einer gutten, starcken constitution; ich glaube, daß, wen man eher dazu gethan hette, würde man ihn noch haben salviren können....

Aus dem Memoiren- und Chroniken-Band „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans“

*



Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans

(Etwa 1682)

EIN GEBET GIB WIEDER...
VON JOHANNES R. BECHER

EIN Gebet gib wieder, ein seelen-
Stärkendes. Deiner Gemeinschaft ein
Gesetz, ein unabänderliches. Eine
Spur mir im labyrinthischen
Wald, darauf wenn ich trete, ich es
Bekenne: das ist der Pfad, auf
Dem ich einwandere: knieend zu
Schauen einst letztes
Leuchten. — Wenn du aber nicht bist
Der, von dem ich wähne, daß du es
Seist: so schreibe es hin mit Feuer-
Lettern, unfaßbarer Dämon du, auf daß
Auch dies ich noch sage: Von
Schlamm bin ich. Zu
Schlamm werde ich. Und Staub,
Den wir schlucken: das ist das
Köstliche, was uns beschieden ist. —

Aus dem Gedichtband „Hymnen".



BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Neuerscheinungen und neue Auflagen sind mit einem Stern bezeichnet

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage.* Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 10.— und in Saffian M. 45.— mit der Hand unter Benutzg. alter Vergoldestempel gebunden.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen. Dritte Auflage.* In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 10.—.

ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann.* Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* Zwei Bände. 11.–13. Tausend. In Leinen M. 14.—, in Halbleder M. 20.—.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* 4.–13. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

BACH, JOHANN SEBASTIAN: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. *Einmalige Auflage* in 500 numerierten Exemplaren. In reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 120.—, in Halbleder M. 90.— und in Halbleinen M. 65.—.

*—**HOHE MESSE IN H-MOLL.** Faksimile-Ausgabe der Handschrift. *Einmalige Auflage* in 500 numerierten Exemplaren. In Saffianleder (Handband) M. 125.—, in Halbpergament M. 75.—.

BAHR, HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— **SENDUNG DES KÜNSTLERS.** In Halbleinen M. 6.—.

— **SUMMULA.** Essays. In Halbleinen M. 6.—.

BALZAC, HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Übertragung von *Heinrich Conrad.* 11.–14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 6.—. in Leder M. 14.—.

*BALZAC, HONORÉ DE: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. *Neue Ausgabe* in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen je M.9.—, in Halbleder je M.12.— und in Leder je M.16.—.

Inhalt (jeder Band ist einzeln lieferbar):

Band I. Einleitung von Hugo von Hofmannsthal – Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand – Vorrede – Das Haus »Zur ballspielenden Katze« – Die verlassene Frau – Gobseck – Die Frau von dreißig Jahren – Der Ehevertrag.

Band II. Ursula Mirouet – Eugenie Grandet – Der Pfarrer von Tours – Die alte Jungfer – Frauenstudie.

Band III. Ein Junggesellenheim – Das Antiquitäten-Kabinett – Die Lilie im Tal.

Band IV. Verlorene Illusionen.

Band V. Glanz und Elend der Kurtisanen – Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan – Das Haus Nucingen.

Band VI. Die Geschichte der Dreizehn – Vater Goriot – Oberst Chabert.

Band VII. Cäsar Birotteau – Facino Cane – Die Messe des Gottesleugners – Sarrasine – Ein Zwischenfall aus der Schreckenszeit – Eine Leidenschaft in der Wüste – Das Chagrinleder.

Band VIII. Die Chouans – Eine dunkle Begebenheit – Der Landarzt.

Band IX. Mystische Dichtungen (Jesus Christus in Flandern — Louis Lambert — Seraphita) — Die Suche nach dem Urelement — Kleine Novellen (Das unbekannte Meisterwerk — Massimilla Doni — Lebwohl — El Verdugo — Ein Drama am Meeresstrand — Das rote Gasthaus).

Band X. Tante Lisbeth – Vetter Pons.

*—DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsband zur »Menschlichen Komödie«. 24.–28. Tausend. In Leinen M.9.—, in Halbleder M.12.— und in Leder M.16.—.

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M.2.50.

— GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M.2.—.

— DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M.2.50.

— DIE HEILIGE SCHAR. Gedichte. Kartoniert M.1.—.



BECHER, JOHANNES R.: UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vorlaut.) In Pappband M. 3.—.

*—**HYMNEN.** (1924.) In Pappband M. 3.—.

(BÉDIER:) DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. Autoris. Übertragung von *Rud. G. Binding*. 15.–18. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Leinen M. 6.—.

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. Zwei Bände In Halbleinen M. 12.—, Halbleder M. 18.—.

BERTRAM, ERNST: STRASSBURG. Ein Kreis. In Pappb. M. 2.—.

*—**GEDICHTE.** *Vierte Auflage*. In Pappband M. 5.50.

BIERBAUM, OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung und Zierstücke von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 81.–86. Taus. In Pappb. M. 4.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 15.–19. Tausend. In Pappband M. 4.50.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 31.–35. Tausend. In Leinen M. 10.—, in Leder M. 18.—.

* **DER BORN JUDAS.** Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 7.—9. Tausend. Sechs Bände in Pappband M. 32.—, in Halbpergament M. 48.—.

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. *Dritte Auflage*. In Leinen M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 5.—, in Halbleder M. 8.—.

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 4.—.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. *Veränderte Neuausgabe.* 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— ICH UND DU. (1923.) In Pappband M. 5.—.

BÜCHNER, GEORG: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE. Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen,* wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré.* 10. und 11. Tausend. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. In Pappband M. 4.—.

*—RUMÄNISCHES TAGEBUCH. In Pappband M. 5.—.

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.50, in Halbleder M. 6.—.

— GEDICHTE. *Dritte, veränderte Auflage.* In Pappband M. 4.—.

*CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier, unter Benutzung der anonymen Ausgabe von 1837 besorgt von *Konrad Thorer.* Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles.* 12.-15. Tausend. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 30.—.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue, durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 12.—.

*—ATTISCHE SONETTE. In Pappband M. 3.60.

— HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M. 3.60.

*—HYMNE AN ITALIEN. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 5.—.

— LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.60.

— DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 3.60.

— MIT SILBERNER SICHEL. *Zweite Auflage.* In Pappb. M. 3.60.

* **DÄUBLER, THEODOR: PÄAN UND DITHYRAMBUS.** Eine Phantasmagorie. In Pappband M. 3.60.

— **WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN.** Autobiographische Fragmente. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 4.80.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* 9.–13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 14.—, in Leinen M. 20.— und in Halbleder M. 30.—, sowie in Halbleder-Handbänden M. 80.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 48.—, in Leder M. 96.—.

Einzeln sind in Leinen zu je M. 8.— gebunden lieferbar: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickleby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

(DIOTIMA:) DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

DOSTOJEWSKI, F. M.: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in 25 Bänden. Eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 110.—, in Halbpergament M. 160.—.

— **MEISTERROMANE** in zwölf Bänden. Mit einem Porträt. In Halbleinen M. 55.—, in Halbpergament M. 80.—.

Einzelausgaben siehe *Bibliothek der Romane*, S. 201.

* **EICHENDORFF, JOSEPH VON: WERKE.** Ausgewählt und herausgegeben von *Franz Schultz.* Zwei Bände. 21.–25. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Halbleder M. 12.—.

* **(ERBACH:) GRÄFLICH ERBACHSCHES SILHOUETTENBUCH.** Silhouetten von Verwandten und Freunden nach dem Leben vollkommen ähnlich gezeichnet von *Johann Wilhelm Wendt.* Angefangen Anno 1785 von Friedrich Graf zu Erbach. 67 Tafeln mit Nachwort von *Karl Morneweg.* Faksimile-Ausgabe in Steindruck, hergestellt in 300 numerierten Exemplaren. In Halbleder M. 50.—.

* GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 6.50, in Halbleder M. 10.—.

GLASER, CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.–9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 12.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 12.–14. Tausend. In Halbleinen M. 18.—, in Halbleder M. 26.— und in Leder M. 60.— (Handband).

*— — Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.–76. Tausend. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 9.—.

GOGOL, N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 7.—.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 130.—, in Leder M. 230.—. (Einzelne Bände werden nicht abgegeben.)

*—GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 24.–28. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

— FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 105.–109. Tausend. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

— SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 16.–21. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 28.—.

— GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 11.–15. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

*—LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 22.–26. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Leder M. 14.—.



GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. *Siebente Auflage*. In Pappband M. 9.—, in Halbleder M. 12.—.

*—STELLA. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig. Kartoniert M. 18.—, in Halbpergament M. 28.— und in Leder M. 65.— (Handband).

*—GESCHICHTE GOTTFRIEDENS VON BERLICHINGEN (URGÖTZ). Mit Steinzeichnungen von Werner Schmidt. *Einmalige Auflage* in 220 Exemplaren. (Im Druck.)

— BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M. 25.—, in Halbleder M. 36.—.

— BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker*. *Vierte Aufl.* Mit drei Bildern u. einem Faksimile. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 10.—.

— DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker*. Vier Bände. In Leinen je M. 9.—, in Leder je M. 20.—.

— BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von *Reinhold Steig*. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleder M. 10.—.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische u. künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. v. *E. Schaeffer*. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 5.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RAT GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. *Sechste Auflage*. In Halbleinen M. 12.—, in Halbleder M. 18.—.

*(GRIMM:) DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.–10. Tausend. In Leinen M. 15.—, in Halbleder M. 20.—.

HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— **GUDRUN.** Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.–21. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— **SCHIRIN UND GERTRAUDE.** Ein Scherzspiel. In Pappband M. 4.—.

*—**TANTRIS DER NARR.** Drama in fünf Akten. 49.–52. Tausend. In Leinen M. 4.50.

HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede.* 5.–8. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Halbleder M. 12.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M. 9.—, in Halbperg. M. 12.—.

* **HEINES GEDICHTE.** Herausgegeben von *Jonas Fränkel.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 14.—.

— **BUCH DER LIEDER.** Taschenausgabe. 45.–50. Tausend. In Leinen M. 4.50.

* **HEINSE, WILHELM: ARDINGHELLO UND DIE GLÜCKSEELIGEN INSELN.** *Vierte Auflage.* In Leinen M. 6.—.

* **HENSEL, SEBASTIAN: DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729 bis 1847.** Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben. *Achtzehnte Auflage.* Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—, in Halbleder M. 24.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: GEDICHTE. In Pappband M. 4.—. 500 Exemplare wurden mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann* versehen und in Halbleder gebunden M. 8.—.

— **DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN.** 46.–50. Tausend. In Pappband M. 3.—, in Halbleder M. 6.—.

* **HOFFMANN, E. T. A.: PRINZESSIN BRAMBILLA.** Ein Capriccio nach *Jacob Callot.* Mit der Wiedergabe in Lichtdruck von Kupfern nach Callotschen Originalblättern. *Dritte Auflage.* In reichvergoldetem Pappband M. 10.—.



HÖLDERLIN, FRIEDR.: SÄMTLICHE WERKE U. BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. Bisher erschienen Band I–IV; Band V wird Ende des Jahres die Ausgabe abschließen. In Halbleder je M. 12.—. (Einzeln sind nur noch Band I und IV lieferbar.)

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Text der Ausgabe Franz Zinkernagels, der heutigen Schreibweise angenähert durch *Friedrich Michael*. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 15.—.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 4.–7. Taus. In Leinen M. 4.50, in Leder M. 12.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

HUCH, RICARDA: ALTE UND NEUE GEDICHTE. *Zweite Auflage*. In Pappband M. 4.20.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 13.–15. Tausend. In Leinen M. 6.50.

*—DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.–16. Tausend. In Leinen M. 20.—.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.–10. Taus. In Halbleinen M. 5.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *Achte Auflage*. In Pappband M. 5.50, in Leinen M. 6.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.–19. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.–8. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— MICHAEL BAKUNIN U. DIE ANARCHIE. In Leinen M. 6.50.

*—MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« *zehnte Auflage*. In Leinen M. 6.50.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 7.–9. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 5.–7. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— WALLENSTEIN. 10.–12. Tausend. In Pappband M. 4.50.

• **JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE** in einem Bande, auf Dünndruckpapier. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststed* 1885 radierten Porträt. 26.–29. Tausend. In Leinen M. 9.—, in Leder M. 16.—.

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster Band. Mit 6 Bildtafeln. Zweiter Band. Mit 7 Bildtafeln. • Dritter Band. Mit 5 Bildtafeln. In Halbleinen je M. 5.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—, in Leder M. 90.—.

— **KRITIK DER REINEN VERNUNFT.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 11.–15. Tausend. In Leinen M. 9.—.

— **AUSSPRÜCHE.** Herausgegeben von *Raoul Richter*. 11.–14. Tausend. In Pappband M. 2.50.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M. 5.50.

— **ESSAYS.** Aus den Jahren 1900–1922. In Pappband M. 5.50.

— **DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK.** In Pappband M. 4.50.

•— **ZAHL UND GESICHT.** *Zweite Auflage*. In Pappband M. 4.50.

KELLER, GOTTFRIED: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.–14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 30.—, in Halbleder M. 45.— und in Leder M. 70.—.

— **DER GRÜNE HEINRICH.** Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 10.–15. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke*. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 2.50.

• **KORTUM, ARNOLD: DIE JOBSIADE.** Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. 9.–11. Tausend. In Pappband M. 6.—, in Schweinsleder M. 16.—.



LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular.* 14.–16. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Halbpergament M. 7.—.

LAWRENCE, D. H.: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Fransius.* In Pappband M. 5.—.

*— **SÖHNE UND LIEBHABER.** Berechtigte Übertragung von *F. Franzius.* In Leinen M. 6.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von *Eduard Castle.* In Leinen M. 50.—, in Halbleder M. 75.—.

* **LEOPARDI, GIACOMO: AUSGEWÄHLTE WERKE.** Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti.* Übertragung von *Ludwig Wolde.* In Leinen M. 6.—.

LERNET-HOLENIA, ALEXANDER: KANZONNAIR. In Pappband M. 4.—.

LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald.* Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von *Lukas Cranach.* In Halbleinen M. 10.—.

(MABINOGI:) DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch von *Martin Buber. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 4.50.

(MELUSINE:) DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers.* In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 6.50.

MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie. *Zweite Aufl.* I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappb. M. 3.50.

— **DER DENKER.** Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappb. M. 3.50.

— **DER GLÜHENDE.** Gedichtwerk. *Dritte Auflage.* In Pappband M. 3.50.

— **DER HELD DER ERDE.** Gedichtwerk. In Pappband M. 3.50.

— **DER HIMMLISCHE ZECHER.** Ausgewählte Gedichte. *Neue, erweiterte Ausgabe.* In Pappband M. 3.50.

MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 8.–10. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 5.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 5.50, in Halbleder M. 10.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

•— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast. Dritte Auflage.* In Leinen M. 9.—.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll. Dritte Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

— BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausg. von *Richard Oehler* und *Carl Albrecht Bernoulli. Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 6.—.

PFISTER, KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildtafeln nach Gemälden, Stichen und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleinen M. 5.—.

PRÉVOST D'EXILES, ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding. Fünfte Aufl.* In Pappb. M. 5.—.

— *Illustrierte Ausgabe* mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 14.—, in Saffianleder M. 50.— (Handband mit reicher Vergoldung unter Benutzung alter Stempel).

PULVER, MAX: AUFFAHRT. Gedichte. In Pappband M. 3.—.

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 3.50, in Halbpergament M. 5.—.

REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.–15. Tausend. Mit 90 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahmen der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 7.50.



RIEMER, FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von *Arthur Pollmer.* Mit 24 Bildtafeln. In Pappband M. 7.50, in Halbleder M. 12.—.

RILKE, RAINER MARIA: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M. 35.—.
Einzeln erschienen in Halbleinen zum Preise von je M. 5.— und in Halbpergament von je M. 7.50: Erste Gedichte — Die frühen Gedichte — Das Buch der Bilder — Neue Gedichte — Der neuen Gedichte anderer Teil.

*—**DAS STUNDENBUCH.** (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 50.–54. Tausend. In Halbleinen M. 4.—.

— **DIE SONETTE AN ORPHEUS.** Geschrieben als ein Grabmal für *Wera Ouckama Knoop.* In Pappband M. 3.50.

— **DUINESER ELEGIEN.** In Pappband M. 3.50, in Halbpergament M. 6.—.

— **GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT.** 29.–33. Tausend. In Leinen M. 5.—.

— **DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE.** 18.–20. Tausend. Zwei Bände. In Pappband M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

*—**AUGUSTE RODIN.** Mit 96 Vollbildern. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

RIMBAUD, ARTHUR: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer*, eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis *Rimbauds. Zweite Auflage.* In Leinen M. 6.50.

(RÜBEZAHL:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem *Rübezahl*, zuwege gebracht durch M. *Johannes Praetorius.* Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 6.—, in Halbleder M. 10.—.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 7.–10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M. 15.—, in Halbpergament M. 20.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband M. 5.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 6.50, in Halbleder M. 10.—.

— DICHTER UND DICHTUNG. Kritische Versuche. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 11.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.–12. Tausend. In Pappband M. 5.50.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. 7.–10. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 4.50.

•—HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. 5.–8. Taus. Drei Bände auf Dünndruckpap. In Leinen M. 20.—.

— DIE MARIENLIEDER. Zweifarbig gedruckt in der neuen Tiemann-Gotisch in 550 Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M. 14.—, in Saffianleder (Handband) M. 45.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.–11. Tausend. In Leinen M. 6.—.

•—DAS PRISMA. Erzählungen und Novellen. In Leinen M. 6.—.

— DAS KLEINOD IM LOTOS. (Die Buddha-Legende.) Frei nach dem engl. "The Light of Asia or The Great Renunciation" by *Edwin Arnold*. In Pappband M. 4.50, in Halbleder M. 7.—.

— GEVATTER TOD. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. In Pappband M. 5.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.–6. Tausend. In Halbleinen M. 10.—, in Halbleder M. 14.—.

SCHEFFLER, KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbleinen M. 12.—, in Halbperg. M. 15.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 10.–12. Tausend. In Halbpergament M. 18.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 31.–35. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

•SCHENDEL, ARTHUR VAN: DER WANDERER. Übertragen von *Robert Monjé*. In Pappband M. 5.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—, in Leder M. 90.—.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Hennig*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—, in Leder M. 75.—.

*—PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M. 12.—, in Halbleder M. 15.—.

SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.–9. Tausend. In Halbleinen M. 16.—, in Halbleder M. 25.—.

SCHWAB, GUSTAV: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.–8. Tausend. In Halbleinen M. 14.—.

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von *Hermann Conrad*, *Max Förster*, *Ludwig Fraenkel*, *Marie Luise Gothein*, *Rudolf Imelmann*, *Fritz Jung*, *Max J. Wolff*. In Pappband je M. 3.50, in Halbpergament je M. 5.—, Doppelband je M. 4.— und je M. 6.—.

Bisher erschienen:

Macbeth – Hamlet – Othello – Ein Sommernachtstraum – König Lear – Sturm – Was ihr wollt – Cymbelin – Verlorene Liebesmüh – König Heinrich IV. (Doppelband) – Antonius und Cleopatra – Komödie der Irrungen – Romeo und Julia – *König Heinrich V. – *König Johann — *Troilus und Cressida – *Julius Cäsar — *Coriolanus.

Weitere Bände werden in kurzen Abständen folgen.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 5.–9. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

*—DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.–8. Tausend. In Leinen M. 7.50, in Leder M. 14.—.

STIFTER, ADALBERT: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—, in Leder M. 80.—. Als Einzelausgaben erschienen:

— **STUDIEN.** (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 14.–17. Tausend. In Leinen M. 16.—, in Leder M. 32.—.

— **DER NACHSOMMER.** Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 6.–9. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

— **WITIKO.** Roman. Vollständige Ausgabe. 5.–8. Tausend. In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

— **BUNTE STEINE. NACHLESE.** In Leinen M. 8.—, in Leder M. 16.—.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

*— **AUS DEM ALTEN WIEN.** Mit 28 Bildtafeln. *Zweite Auflage.* In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster.* 19.–21. Tausend. In Halbleinen M. 36.—, in Halbpergament M. 56.—.

(1001 NACHT:) DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann.* Bisher erschienen drei Bände. In Leinen je M. 10.—, in Leder je M. 18.—.

— **DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT.** Volksausgabe in einem Band. 11.—14. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 10.—.

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg.* 9.–13. Tausend. In Pappband M. 5.—.

— **PALLIETER.** Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

***TOLSTOI, LEO N.: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN** in zwölf Bänden. Übertragen von *Adolf Heß, Arthur Luther* u. *H. Röhl.* In Halbleinen M. 65.—, in Halbperg. M. 100.—.



TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 9.–11. Tausend. In Pappband M. 4.—, in Halbpergament M. 7.—.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.–15. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

ULLMANN, REGINA: GEDICHTE. In Pappband M. 2.—.

— DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M. 4.—.

VERHAEREN, EMILE: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von *Stefan Zweig*. 6.–9. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 6.50.

— DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech*. In Pappband M. 4.50.

— DER SELTSAME HANDWERKER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 26 Holzschnitten von *Frans Masereel*. In Halbleinen M. 6.—.

— FÜNF ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Friderike Maria Zweig*. Mit 28 Holzschnitten von *Frans Masereel*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 6.—.

— REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts*. 41.–45. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig*. Mit 95 Vollbildern. 26.–30. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

VERLAINE, PAUL: GESAMMELTE WERKE. Eine Auswahl der besten Übertragungen, herausgegeben von *Stefan Zweig*. Mit zahlreichen Bildbeigaben. Zwei Bände. In Halbpergament M. 16.—.

* VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. *Zweite Auflage*. In Halbleinen M. 6.—.

VOLL, KARL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Vollbildern. *Zweite, verbesserte Auflage*. In Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

•(VOLKMANN:) DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES". Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann.* Mit zehn Bildtafeln in Lichtdruck. In Pappband M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

•VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt. Zweite Auflage.* In Leinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 18.—. Die Teile erschienen als Einzelbände zum Preise von je M. 5.— in Halbleinen unter folgenden Titeln: Albrecht Dürer — Dürers Stiche und Holzschnitte — Dürers Handzeichnungen.

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN ALTER UND NEUER ZEIT. *Zweite Auflage.* In Halbleinen M. 8.—.

WASMANN, FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold.* Mit 107 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 12.—.

WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede.* 123.–127. Tausend. In Pappband M. 4.50, in Halbpergament M. 7.50.

•ZWEIG, STEFAN: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 22.–31. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 16. bis 19. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— DREI MEISTER (Balzac – Dickens – Dostojewski). 13.–15. Tausend. In Pappband M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

— JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 22. bis 25. Tausend. In Pappband M. 5.—, in Halbpergament M. 7.50.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 9.— und in Leder (Handband) M. 45.—.

DREI-MARK-BÄNDE

Jeder Band in Ganzleinen gebunden M. 3.—.

* BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 26.—31. Tausend.

* FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken*. 21.—24. Tausend.

* BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rath. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. 58.—63. Tausend.

* HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.-26. Tausend.

* MOZARTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 21.–26. Tausend.

* GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit sechs Silhouetten. 21.–30. Tausend.

*

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*. Jeder Band (Großoktavformat) in Halbleinen M. 10.—, in Halbpergament M. 14.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.–10. Tausend. Mit 117 Abbildungen.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Vollbildern.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen.

* DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M. 14.—, in Halbpergament M. 18.—.

* CARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen.

* DEUTSCHE BILDHAUER DES 13. JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 140 Abbildungen.

MEMOIREN UND CHRONIKEN

AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl.* In Pappband M. 5.—, in Halbleder M. 8.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.50.

CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 6.–10. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.50.

• BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben v. *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M. 8.—, in Halbleder M. 11.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 10.–12. Tausend. In Leinen M. 6.50, in Halbleder M. 9.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildnissen. 16.–19. Tausend. In Halbleinen M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9.–13. Tausend. In Leinen M. 7.—, in Halbleder M. 10.—.

*

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

• DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.–11. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

• **DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.** Mit 16 Bildtafeln und 1 Karte. In Halblein. M. 7.50, in Halbleder M. 11.—.

*

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

In Verbindung mit Josef Bernhart, Johannes Bühler, Max Fischer, Anton Gabele, Walter Harburger, Friedrich M. Huebner, Leopold Naumann, Max Pulver, Friedrich Schulze-Maizier, Karl Widmaier herausgegeben von Hans Kayser.

BAADER, FRANZ VON: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

BÖHME, JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

FECHNER, GUSTAV TH.: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von *Max Fischer*. 5.–7. Tausend. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

HAMANN, J. G.: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbleinen M. 7.50, in Halbpergament M. 10.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

• **PARACELSUS, THEOPHRASTUS: SCHRIFTEN.** Herausgeg. von *Hans Kayser*. 4.–7. Tausend. In Halbleinen M. 9.—, in Halbpergament M. 12.—.

• **RUISBROECK, JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND KLEINERE SCHRIFTEN.** Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbleinen M. 7.—, in Halbpergament M. 9.—.

*SEUSE, HEINRICH: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

TAULER, JOHANN: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.–6. Tausend. In Halbleinen M. 6.50, in Halbpergament M. 8.50.

*

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen bzw. Ganzleinen M. 4.—, Doppelbände M. 5.—.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von *Georg Gärtner*.

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer*. Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider*. Zwei Bände.

DE COSTER: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski*. 11.–20. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski*. 31.–40. Tausend.

— UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 31.–40. Tausend. Doppelband.

* DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in Einzelausgaben. (Gesamtausgabe siehe Seite 184.) Übertragen von *H. Röhl*.

— ARME LEUTE. 6.–10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.–14. Tausend.



DOSTOJEWSKI: AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT — HELLE NÄCHTE. 6.–10. Tausend.

— DIE WIRTIN UND ANDERE NOVELLEN. 6.–10. Tausend.

— NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. 11.–14. Tausend.

— EIN KLEINER HELD — ONKELCHENS TRAUM. 6.–10. Tausend.

— DAS GUT STEPANTSCHIKOWO. 6.–10. Tausend.

— ERNIEDRIGTE UND BELEIDIGTE. 6.–10. Tausend. Zwei Bände.

— AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11.–15. Tausend.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). 31.–35. Tausend. Zwei Bände.

— DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. 16.–21. Tausend.

— DER IDIOT. 11.–15. Tausend. Drei Bände.

— DER LEBENSLÄNGLICHE EHEMANN. — DIE FREMDE FRAU UND DER MANN UNTER DEM BETT. 6.–10. Taus.

*— DIE TEUFEL. 11.–15. Tausend. Drei Bände.

— WERDEJAHRE. 6.–10. Tausend. Zwei Bände.

— DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel*. 21.–30. Tausend. Drei Doppelbände.

EEKHOUD, GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von *Tony Kellen*.

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 31.–35. Tausend.

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.–30. Tausend.

FRANÇOIS, LUISE VON: DIE LEZTE RECKENBURGERIN. 49.–58. Tausend.

*GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.–25. Tausend (Doppelband).

HOFFMANN, E. T. A.: DER GOLDNE TOPF. – KLEIN ZACHES. – MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.–15. Tausend.

JACOBSEN, JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann*. 26.–31. Tausend.

— **NIELS LYHNE.** Übertragen von *Anka Matthiesen*. 41.–45. Tausend.

KELLER, GOTTFRIED: DAS SINNGEDICHT.

LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 35.–42. Tausend. Zwei Bände.

LIE, JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von *Mathilde Mann*.

MEINHOLD, WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

MÖRIKE, EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.–15. Tausend.

MORITZ, KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.–10. Tausend.

MURGER, HENRI: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.–25. Tausend.

PHILIPPE, CHARLES-LOUIS: MARIE DONADIEU. Übertragen von *Friedrich Burschell*.

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.–40. Tausend. Doppelband.

•**SCOTT, WALTER: DER TALISMAN.** Revidierte Übertragung von *August Schäfer*. 16.–20. Tausend.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von *Severin Rüttgers*.

STRINDBERG, AUGUST: AM MEER. Übertragen von *Mathilde Mann*.

— **DIE LEUTE AUF HEMSÖ.** Übertragen von *Mathilde Mann*. 11.–20. Tausend.



TILLIER, CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* 11.–15. Tausend.

TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in Einzelausgaben. (Gesamtausgabe siehe Seite 195.)

— **KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE.** Übertragen von *H. Röhl.*

— **ANNA KARENINA.** Übertragen von *H. Röhl.* 26.–30. Tausend. Zwei Doppelbände.

— **KRIEG UND FRIEDEN.** Übertragen von *H. Röhl.* 19.–22. Tausend. Vier Doppelbände.

— **AUFERSTEHUNG.** Übertragen von *Adolf Heß.* 25.–29. Tausend. Doppelband.

*— **ERZÄHLUNGEN.** Übertragen von *A. Eliasberg, A. Luther, K. Nötzel* und *H. Röhl.* Vier Doppelbände.

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 22.–27. Tausend.

***VISCHER, FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER.** Eine Reisebekanntschaft. 11.–15. Tausend.

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11.–15. Tausend.

WILDE, OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer.* 36.–39. Tausend.

ZOLA, EMILE: GERMINAL. Übertragen von *Johannes Schlaf.* Doppelband.

— **NANA.** Übertragen von *Karl Lerbs.*

— **DAS WERK.** Übertragen von *Johannes Schlaf.*

— **DER ZUSAMMENBRUCH.** Übertragen von *Franz Franzius.* Doppelband.



BIBLIOTHECA MUNDI

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung je M. 5.— und in Halbleder je M. 10.—.

ANTHOLOGIA HEBRAICA. Poemata selecta a libris divinis confectis usque ad Iudaeorum ex Hispania expulsionem (1492) quae digesta atque disposita tractavit *H. Brody* adjuvante *M. Wiener. Zweite Auflage.*

— HELVETICA. Deutsche, französische, italienische, rätoromanische und lateinische Gedichte und Volkslieder. Herausgegeben von *Robert Faesi.*

— HUNGARICA. Kiadta *Gragger Róbert.*

(— ITALICA:) IL RINASCIMENTO. Anthologia Italica ab saeculo decimo tertio usque ad saeculum decimum sextum. Curaverunt editionem *Joseph Gregor* et *Carl Roretz.*

(— RUSSICA:) РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß). Herausgegeben von *Alexander Eliasberg. Zweite Auflage.*

• ANTHOLOGIE DE LA POÉSIE LYRIQUE FRANÇAISE DE LA FIN DU XV. SIÈCLE À LA FIN DU XIX. SIÈCLE. Présentée par *Georges Duhamel.* Pappband M. 8.—. Leinen M. 10.—. Halbleder M. 14.—.

BAUDELAIRE: LES FLEURS DU MAL. Mit einem Porträt in Lichtdruck. *Zweite Auflage.*

BYRON: POEMS.

Q. HORATI FLACCI OPERA. Curavit editionem *R. Heinze.*

KLEIST: ERZÄHLUNGEN.

MUSSET: TROIS DRAMES. (André del Sarto. Lorenzaccio. La coupe et les lèvres.)

NAPOLÉON (I.): DOCUMENTS. DISCOURS. LETTRES. Curavit editionem *Paul Amann.*

SANTA MADRE TERESA DE JÉSUS: LIBRO DE SU VIDA.

STENDHAL: DE L'AMOUR. *Zweite Auflage.*

LIBRI LIBRORUM

(In den Ursprachen)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden.

BALZAC: LES CONTES DROLATIQUES. ***Zweite Auflage.*** **In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.**

DANTE: OPERA OMNIA. Enthaltend La Divina Commedia, Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von ***Benedetto Croce.*** **Zwei Bände. In Leinen M. 14.—, in Leder M. 28.—.**

ДОСТОЕВСКІЙ: ПРЕСТУПЛЕНІЕ И НАКАЗАНІЕ (Dostojewski: Schuld und Sühne). In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.) **Herausgegeben von** ***Paul Cauer.*** **In Leinen M. 9.—, in Leder M. 16.—.**

DER NIBELUNGEN NOT. — KUDRUN. Herausgegeben von ***Eduard Sievers.*** **In Leinen M. 7.—, in Leder M. 14.—.**

*

DIE INSELBÜCHEREI

In Pappband mit farbigem Überzugpapier M. —.75. Bisher erschienen 373 Bände.

Verzeichnisse auf Wunsch kostenlos.

*

PANDORA

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) M. —.75. Bisher erschienen 52 Bände.

Soeben ist erschienen:

VERZEICHNIS ALLER VERÖFFENTLICHUNGEN DES INSEL-VERLAGES 1899 bis 1924

140 Seiten und 52 Tafeln.
Preis kartoniert M. 1.—.

INHALT

*

BILDER

DRUCK VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT IN LEIPZIG


INSEL
ALMANACH
AUF
DAS
JAHR
1926
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF WISCONSIN



INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1926

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich werden Licht und Schatten
In echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis



JANUAR		
1	Neujahr	
2	Sonnabend	
3	Sonntag n. Neujahr	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Epiphanias (Heil. 3 Könige)	
7	Donnerstag	☾
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	1. Sonntag n. Epiphanias	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	●
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	2. Sonntag n. Epiphanias	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	☽
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	3. Sonntag n. Epiphanias	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	○
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Septuagesima	

FEBRUAR		
1	Montag	
2	Mariä Lichtmeß	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	☾
7	Sexagesima	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	●
13	Sonnabend	
14	Estomihi	
15	Montag	
16	Fastnacht	
17	Aschermittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	☽
20	Sonnabend	
21	Invocavit	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	○
28	Reminiscere	



MÄRZ		
1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	Oculi	☾
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	Lätare	●
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	Judica	☽
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	Palmarum	
29	Montag	○
30	Dienstag	
31	Mittwoch	

APRIL		
1	Gründonnerstag	
2	Karfreitag	
3	Sonnabend	
4	Ostersonntag	
5	Ostermontag	☾
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Quasimodogeniti	
12	Montag	●
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Misericordias Domini	
19	Montag	
20	Dienstag	☽
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Jubilate	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	○
29	Donnerstag	
30	Freitag	



MAI

1	Sonnabend	
2	Kantate	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	☾
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Rogate	
10	Montag	
11	Dienstag	●
12	Mittwoch	
13	Himmelfahrt	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Exaudi	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	☽
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Pfingstsonntag	
24	Pfingstmontag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	○
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Trinitatis	
31	Montag	

JUNI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Fronleichnam	☾
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	1. Sonntag nach Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	●
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	2. Sonntag nach Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	☽
19	Sonnabend	
20	3. Sonntag nach Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	○
26	Sonnabend	
27	4. Sonntag nach Trinitatis	
28	Montag	
29	Peter und Paul	
30	Mittwoch	



JULI		
1	Donnerstag	
2	Freitag	☾
3	Sonnabend	
4	5. Sonntag nach Trinitatis	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	●
11	6. Sonntag nach Trinitatis	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	7. Sonntag nach Trinitatis	☽
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	8. Sonntag nach Trinitatis	○
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	☾

AUGUST		
1	9. Sonntag nach Trinitatis	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	10. Sonntag n. Trinitatis	●
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	11. Sonntag nach Trinitatis	
16	Montag	☽
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	12. Sonntag nach Trinitatis	
23	Montag	○
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	13. Sonntag nach Trinitatis	
30	Montag	☾
31	Dienstag	



SEPTEMBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	14. Sonntag nach Trinitatis	
6	Montag	
7	Dienstag	●
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	15. Sonntag nach Trinitatis	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	☽
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	16. Sonntag nach Trinitatis	
20	Montag	
21	Dienstag	○
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	17. Sonntag nach Trinitatis	
27	Montag	
28	Dienstag	☾
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

OKTOBER

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	18. Sonntag nach Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	●
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	19. Sonntag nach Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	☽
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	20. Sonntag nach Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	○
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	21. Sonntag nach Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	☾
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Reformationsfest	



NOVEMBER		
1	Aller Heiligen	
2	Aller Seelen	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	●
6	Sonnabend	
7	23. Sonntag nach Trinitatis	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	☽
14	24. Sonntag nach Trinitatis	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Bußtag	
18	Donnerstag	
19	Freitag	○
20	Sonnabend	
21	Totenfest	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	☾
28	1. Advent	
29	Montag	
30	Dienstag	

DEZEMBER		
1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	2. Advent	●
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mariä Empfängnis	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	3. Advent	☽
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	4. Advent	○
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	1. Weihnachtsfeiertag	
26	2. Weihnachtsfeiertag	
27	Montag	☾
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Silvester	

SZENISCHER PROLOG
ZUR NEUERÖFFNUNG DES JOSEF-STÄDTER THEATERS
VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Die Dekoration zum „Diener zweier Herren" von Goldoni ist gestellt. Die Personen der ersten Szene (Doktor, Pandolfo und Tebaldo) sind auf der Szene.

Doktor: Hier haben Sie meine Hand. Es bleibt dabei.

Pandolfo: Es bleibt dabei.

Truffaldino (*in der Kulisse sichtbar, sucht von der Bühne ins Haus zu sehen*).

Pandolfo (*fortfahrend, nachdem er beunruhigt auf Truffaldino hingesehen*): Heute Verlobung und morgen Hochzeit. Unser junges Volk ist so ineinander verliebt. – Sie sollen Zeuge sein. (*Er winkt Truffaldino, zu verschwinden.*)

Tebaldo: Viel Ehre.

Truffaldino (*hinter ihm Smeraldina, suchen ins Publikum zu sehen*).

Tebaldo (*nochmals um die Unterbrechung zu verdecken*): Viel Ehre.

Pandolfo: Man kann wohl sagen, hier hat der Himmel seine Hand im Spiele gehabt. (*Für sich.*) Was will der Bursche! Zu früh! Truffaldino! Fort! Zu früh!

Doktor (*dreht sich beunruhigt um*).

Souffleur (*sehr merklich*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi –

Pandolfo (*mit Energie*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi wären wir wohl nie Schwäger geworden!

Smeraldina (*sucht Truffaldino, dessen Neugier nicht zu bezähmen ist, vom Betreten der Bühne abzuhalten*).

Tebaldo: Was, der junge Rasponi ist tot?

Truffaldino (*reißt sich von Smeraldina los und tritt auf. Indessen er seine ersten Worte sagt, sucht er eine Stellung zu gewinnen, in der er den ganzen Zuschauerraum überblicken kann, und spricht dabei mit sichtlicher Zerstreutheit seinen Text*): Übrigens habe ich die Ehre, mit aller Hochachtung zu sein Euer Hochedelgeborener dienstwilliger Diener und Freund –

Tebaldo: Was, der junge Rasponi tot?! (*Zu Truffaldino*): Tritt ab! Verschwinde! Du bist zu früh aufgetreten!

Pandolfo und Souffleur: Tot! Er ist ermordet worden! In einer Gesellschaft wilder junger Leute!

Inspizient (*zu Truffaldino*): Zurück! Abtreten!

Doktor (*zu Truffaldino*): Unauffällig abgehen! Sie sind zu früh aufgetreten! Verschwinden Sie, bevor das Publikum was merkt!

Souffleur: Der Liebhaber seiner Schwester, den er nicht leiden konnte –

Pandolfo (*verliert die Fassung*).

Doktor: Wenn er nicht sofort abgeht, schmeißt er uns das Stück, bevor es noch angefangen hat!

Inspizient (*links vorne, sucht Truffaldino durch Zeichen wegzuschaffen*).

Truffaldino: Laßt mich doch einen Blick auf das neue Haus werfen, man ist doch neugierig! So eine stattliche Versammlung! So viel hübsche Frauen! Und alle sind sie begierig! gespannt! und auf uns! Man ist doch kein Holzklotz! man hat doch ein Herz in der Brust! Man möcht

doch Bekanntschaft machen! (*Sie bemühen sich, ihn von der Rampe fortzuziehen.*) Es geht doch etwas aus von einem solchen Anblick! Es liegt doch etwas in der Luft! Das ist doch wie bei einer ersten Begegnung mit einer Person, von der wir viel gehört haben und die uns, wenn wir ihr zu gefallen vermöchten, sehr beglücken könnte. Man will doch einen Eindruck machen.

Pedant (*indem er die Arme übereinanderschlägt*): Den macht man durch Leistungen.

Truffaldino: Oh, du kennst die Welt schlecht! Alles hängt davon ab, wie man sich präsentiert. Der erste Moment entscheidet. Es ist genau wie bei den Frauen. Ein Wort zu wenig – und die schönste Gelegenheit ist vertan.

Erster: Aber ein Wort zu viel verdirbt alles!

Zweiter: Wir haben uns das Versprechen gegeben, keine Reden zu halten, sondern in aller Bescheidenheit hier einzutreten. Es ist auf diesen Brettern schon genug Theater gespielt worden, und wir wollen nichts tun, als weiterspielen. Man dichtet unserer Truppe allerlei Ehrgeiz an, und man wird uns nichts durchgehen lassen, was man andern durchgehen läßt.

Dritter: Wer das „Glas Wasser" im alten Burgtheater gesehen hat, dem werden wir nicht erzählen, wie man Theater spielt.

Truffaldino (*sanft*): Man wird mich nicht davon abbringen, daß die Herrschaften (*er schiebt sich näher an die Rampe*) begrüßt werden wollen. Sie sehen ganz so aus!

Vierter (*schiebt ihn weg*): Als eine unerhörte Anmaßung wird man es uns Schauspielern ankreiden, wenn wir hier Reden halten!

Fünfter: Aber wenn wir schweigen, als Aufgeblasenheit!
Truffaldino (*immer sanft*): Laßt mich nur ein paar Worte sagen, ganz ohne Pathos!

Die übrigen verstellen ihm den Weg.

Pedant: Man will uns Theater spielen sehen, so gut es in unsern Kräften liegt; das ist alles, was man will. (*Mit erhobener Stimme.*) Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –

Von nun an alle Stimmen immer lauter gegeneinander.

Einer: Den Spiegel unseres Zeitalters werden wir ihnen vorhalten! Das ist es, was sie von uns erwarten!
Anderer: Vergessen wollen sie das Zeitalter! Darum gehen sie ins Theater!
Dritter: Nein, sie wollen ja gerade heraus aus dem Theater!
Zweiter: Nein! Hinein wollen sie ins Theater!
Erster: Sie wollen, daß der Schauspieler wieder zurücktritt hinter den Dichter!
Fünfter: Hervortreten wollen sie ihn sehen, den Schauspieler! Das Stück war ihnen immer egal!
Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –
Sechster: Das Aktuelle wollen sie, das Heutige! Strindberg wollen sie sehen!
Zweiter: Strindberg wollen sie nicht sehen! Sie wollen ihren Grillparzer sehen! ihren Raimund!
Siebenter: Grillparzer und Raimund wollen sie nicht sehen! Das ist eine Lüge, sie wollen keine Antiquitäten!
Truffaldino (*versucht durchzudringen*): Nur ein paar Worte, ganz ohne Pathos! Nur einen Blick auf die Galerie hinauf, zu den jungen Leuten!

Die Stimme noch verstärkt und gereizt im Ton.

Einer: Sie wollen sehen, was keiner Zeit angehört!

Pedant (*deklamierend*): Alles Vergängliche – ist nur ein Gleichnis. – Das Unzulängliche – hier wirds Ereignis! (*Bei dem „hier“ stampft er auf.*)

Andere: Sie wollen nicht, daß man ihnen was sagt!

Anderer: O ja, sie wollen, daß man ihnen das sagt, was sie hören wollen!

Truffaldino (*wie oben*): Nur ein paar ganz kurze Worte, ganz ohne Pathos!

Anderer: Aber sie wissen nicht, was sie hören wollen!

Anderer: Dann müssen sie wollen, was wir wollen!

Anderer: Nein, wir wollen, daß sie wollen, was wir wollen!

Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum – –

Alle reden gleichzeitig; die Klingeln fangen zu läuten an. Die Nichtbeschäftigten sind auf die Bühne gekommen.

Truffaldino: Nur ein paar schlichte Worte! Ich möchte ihnen irgend etwas zuliebe tun!

Einer (*zu Pantalon*): So bringen Sie ihn doch zur Ruhe, es ist doch Ihr Sohn!

Die Kokette (*in Männerkleidern*): Sie wollen ihn nicht reden lassen, und damit tun sie unrecht. Das ist eine Stadt, wo man mit sich reden läßt!

Truffaldino: Hört ihrs?

Die Kokette: – und es ist eine Dummheit, wenn man irgendeine Gelegenheit versäumt, dem Publikum, von dessen Gunst wir abhängen, etwas Liebes zu sagen.

Truffaldino: Das predige ich doch!

Die Kokette: Denn es gibt nun einmal ein gewisses Fluidum, das wir brauchen, und wenn es ausbleibt, sind wir weder hübsch, noch liebenswürdig, noch begabt. Man muß dem Publikum sagen, daß zwischen ihm und uns sich heute etwas anspinnt, das nur gut werden kann, wenn beide Teile miteinander ins Spiel kommen; daß es in jeder Liebschaft traurig ausschaut, wenn der eine Teil – nur empfangen und nicht auch geben will.

Truffaldino (*eifrig zustimmend, schnappt ihr das Wort vom Mund weg; er steht ihr zur Linken*): – nur empfangen und nicht auch geben will! (*Zugleich mit ihr.*)

Die Kokette (*hält ihm mit der linken Hand den Mund zu und fährt fort*): – nicht auch geben will. Das alles müßte man ihnen natürlich nicht so sagen, wie ich es jetzt sage, sondern so, daß es eine Art hat, und das hätte man sich eben vorher von irgendwem aufsetzen lassen müssen. Aber wenn wir nichts Aufgesetztes haben, so soll er halt hingehen und es ihnen sagen, so gut er kann.

Alle weiblichen Personen: Laßt ihn reden!

Truffaldino: Ja, laßt mich mit zwei Worten sagen, wie mirs ums Herz ist.

Einer: Gut, aber sage es nicht umständlich!

Anderer: Deutlich!

Dritter: Herzlich!

Truffaldino: Das ist doch meine Stärke!

Vierter: Klipp und klar!

Fünfter: Aber ohne Pathos!

Truffaldino: Das will ich doch! das will ich doch!

Sechster: Verhalten!

Siebenter: Mit Humor!

Achter: Mit diskretem –
Truffaldino: Mit diskretem Humor. Du nimmst mir das Wort vom Munde!
Erster: Aber ohne Witze!
Truffaldino: Ohne Witze!
Erster: Keine nichtssagenden Artigkeiten!
Zweiter: Kein Loblied auf die Vergangenheit!
Vierter: Kein Appell an die Zukunft!
Fünfter: Und keine Anspielung auf die Gegenwart!
Truffaldino: Nichts von dem allen.
Sechster: Sprich ihnen nicht von Literatur, das interessiert sie nicht.
Siebenter: Und nicht von Politik, von der wollen sie nichts wissen.
Truffaldino: Laßt nur! Laßt mich!
Achter: Bedenke aber, daß sie seit neuerer Zeit Demokraten sind, daß sie keine Unterschiede kennen!
Truffaldino: Natürlich!
Erster: Aber viele Abstufungen!
Truffaldino: Das hab ich im kleinen Finger!
Zweiter: Schmeichle ihnen nicht!
Truffaldino: Wie werd ich?
Eine Frauenstimme: Wer nicht schmeichelt, verletzt!
Truffaldino: Da hat sie recht!
Dritter: Rede ihnen nicht von unserm Ernst, den können sie nicht leiden!
Truffaldino: Ich weiß, wie mans anfängt!
Vierter: Nichts von Programmen, nichts von Plänen!
Truffaldino: Ach, ach!
Fünfter: Aber unterstehe dich nicht, leichtfertig von uns

zu reden, denn es ist uns sehr ernst mit dem, was wir bringen!

Truffaldino: Das will ich meinen!

Sechster: Verletze keinen!

Siebenter: Bevorzuge niemanden!

Erster: Bedenke, es sind Geschäftsleute, Advokaten, Ärzte!

Zweiter: Sorgenvolle, abgespannte Menschen!

Dritter: Verkümmere ihnen nicht das bißchen Aufheiterung!

Truffaldino: Ist das meine Art?

Vierter: Aber es sind Wiener, geborene Phäaken, heitere, behagliche Pessimisten!

Fünfter: Also tritt ihrem Ernst nicht zu nahe!

Truffaldino: Wie werde ich!

Sechster: Raube ihnen nicht ihre Unbefangenheit!

Siebenter: Unterfange dich nicht, ihre Vorurteile zu verletzen!

Truffaldino: Ich werde mich hüten!

Achter: Bedenke, daß Kritiker unter ihnen sitzen!

Erster: Laß dir nicht einfallen, dich bei ihnen einschmeicheln zu wollen!

Truffaldino: Sieht mir das ähnlich?

Zweiter: Und noch weniger, sie zu verstimmen!

Eine Frau: Begnüge dich damit, das auszusprechen, was jeder einzelne von uns –

Mehrere: Was wir alle –

Einer: Was die Stunde verlangt!

Zweiter: Ganz ohne Umschweife!

Dritter: In zehn Worten! Wir sind hier und wollen – also sagt, was wir wollen!

Vierter: Wir wollen Theater spielen, ganz nach der alten Art!

Fünfter: Aber andrerseits doch –

Sechster: Ja, natürlich, auf eine neue Weise!

Erster: Die aber insofern auch wieder die alte ist, als wir gar keine neuartigen Absichten damit verbinden –

Anderer: Sondern im Gegenteil – aber natürlich trotzdem –

Dritter: Insoferne wir doch moderne Menschen sind –

Die gleiche Frau wie oben: Ach Gott, ist denn das so schwer? Wir begrüßen in ihnen das Publikum einer Stadt, die –

Einer: Nein, wir begrüßen in diesem Publikum den Geist einer Stadt, der ...

Anderer: Der immer ...

Dritter: Der auch mit uns war, wenn wir anderswo waren ...

Die gleiche Frau: Und zu der wir jetzt nicht auf Besuch, sondern wieder nach Hause kommen!

Einer: Ja, ungefähr das sage!

Zweiter: Aber in größter Kürze!

Dritter: Also vorwärts!

Vierter: Und keine gebildeten, hochtrabenden Wörter!

Fünfter: Das Wort „neuer Stil" streiche aus deinem Lexikon!

Sechster: Aber das Wort „Tradition" ebenfalls. Das könnte den Leuten an dieser Stelle anmaßend erscheinen.

Siebenter: Kurz, rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist!

Achter: Aber laß dir kein unüberlegtes Wort entschlüpfen!

Alle: Hast du begriffen?

Truffaldino (*sieht sie entgeistert an*).

Alle: Also rede! (*Sie machen ihm Platz.*)

Truffaldino (*tritt vor, nimmt einen Anlauf zu reden. Dann stockt er: sein Gesicht verrät inneren Schreck, dessen er aber mit Gewandtheit sogleich wieder Herr wird*): Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie (*auf die Schauspieler deutend*) haben mir in ihrem Eifer alles vorweggenommen. Entnehmen Sie daraus, wie sehr wir alle bestrebt sind, Ihre Gunst zu erwerben – und zu verdienen! (*Verneigt sich. Alle ebenso.*)

Der Inspizient: Das Stück fängt an. Ich bitte, wer nicht beschäftigt ist, die Bühne freizugeben. Erster Akt, erste Szene. Auftritt: der Doktor, Pandolfo, Tebaldo!

*



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

ICH MÖCHTE WISSEN WARUM

VON SHERWOOD ANDERSON

Früh um vier standen wir auf. Es war unser erster Tag im Osten. Am Abend vorher waren wir bei den ersten Häusern der Stadt aus einem Güterzug geklettert und hatten mit der Nase von richtigen Kentucky-Jungens sofort den Weg durch die Stadt bis zur Rennbahn und zu den Ställen gefunden. Nun war alles in Ordnung. Hanley Turner traf auch gleich einen Nigger, den wir kannten: Bildad Johnson, der im Winter bei uns in Beckersville in Ed Beckers Tattersall arbeitet. Bildad kann gut kochen, wie die meisten Nigger bei uns, und natürlich liebt er die Pferde; das tut hier in Kentucky jeder Mensch, der überhaupt einer ist. Im Frühling fängt Bildad an, überall so ein bißchen herumzuscharren. Bei uns zu Hause beschwatzen die Nigger jeden und schmeicheln einem so ziemlich alles ab, was sie gern möchten. Bildad geht den Stalleuten und den Trainern in den Gestüten rings um Lexington um den Bart. Die Trainer kommen abends in die Stadt, stehen herum und schwatzen; kann sein, daß sie auch mal einen Poker machen. Dann schlängelt Bildad sich an sie heran. Er tut ihnen alle möglichen kleinen Dienste und redet mit ihnen über gutes Essen, gebratene Hühner, und wie man am besten süße Kartoffeln macht oder Maisbrot. Wenn man ihm nur zuhört, wässert einem schon der Mund.

Dann kommt die Rennzeit, die Pferde werden auf die Rennbahnen gebracht, und abends auf der Straße ist überall von den neuen Fohlen die Rede, und jeder erzählt, wann

er nach Lexington fährt oder zu den Frühjahrsrennen nach Churchill Downs oder nach Latonia, und die Rennreiter kommen zurück, die unten in New Orleans oder bei den Winterrennen in Havanna auf Kuba gewesen sind, und bleiben acht Tage zu Hause bei uns, ehe sie wieder hinausgehen. In dieser Zeit, wo ganz Beckersville überhaupt von nichts anderem spricht als bloß von Pferden, wenn die Rennleute abziehen und man Rennluft atmet, wo man geht und steht, da tritt Bildad plötzlich als Koch bei irgendeiner Renngröße auf. Oft, wenn ich mir so überlege, wie er immer auf jedes Rennen geht und im Winter im Tattersall arbeitet, wo doch auch Pferde sind und all die Leute hinkommen, die gern von Pferden reden, dann hätt ich auch Lust, ein Nigger zu sein. Es ist ja albern, so was zu sagen, aber es ist nun mal so: ich bin eben einfach wild auf alles, was mit Pferden zu tun hat; ich kann nichts dafür.

Und jetzt muß ich also berichten, was wir gemacht haben, und mit der Geschichte anfangen, die ich eigentlich erzählen will. Wir vier, alles Jungens aus Beckersville, Söhne von Weißen, von ordentlichen Beckersviller Bürgersleuten, setzten uns in den Kopf, daß wir zum Rennen wollten; ich meine nicht bloß eben nach Lexington oder Louisville, nein, auf die große Bahn im Osten, von der bei uns die Leute immer reden, nach Saratoga. Wir waren alle noch ziemlich klein damals. Ich war eben fünfzehn geworden und der Älteste von uns vieren. Mein Plan wars. Das muß ich zugeben. Ich hab die andern herumgekriegt, daß wir es mal versuchen wollten. Hanley Turner war dabei, und Henry Rieback, und Tom Tumberton, und ich. Ich hatte siebenunddreißig Dollar, die hatt ich mir verdient, wie ich

letzten Winter die Abende und Sonnabends in Enoch Myers Krämerladen mithalf. Henry Rieback hatte elf Dollar, und die beiden andern, Hanley und Tom, jeder nur einen oder zwei. Wir machten alles unter uns ab und hielten uns ganz still, bis die Frühjahrsrennen in Kentucky vorbei und ein paar von unsern Kerls weg waren, die schneidigsten von allen, auf die wir den größten Neid hatten – da zogen wir auch los.
Ich will gar nicht erst davon erzählen, was das für Mühe machte, in den Güterwagen mitzukommen, und was wir sonst alles anstellten. Wir kamen über Cleveland und Buffalo und noch andere große Städte, und die Niagarafälle haben wir gesehen. Da kauften wir allerlei Kram für unsere Mütter und Schwestern, Andenken und Löffel, Ansichtskarten und Muscheln mit Bildern von den Wasserfällen; aber nach Hause schickten wir lieber nichts. Es ging doch nicht an, daß unsere Leute Wind von uns bekamen und wir am Ende geklappt wurden.
Wie ich schon erzählte, kamen wir abends in Saratoga an und gingen auf die Rennbahn. Bildad gab uns erst mal satt zu essen. Er zeigte uns oben in einem Schuppen einen Platz im Heu, wo wir schlafen konnten, und versprach uns, den Mund zu halten. Nigger verstehen so was. Die machen keine Geschichten. Wenn man so ausgerissen ist und gerät an einen Weißen, dann kann der auch oft tun, als wäre er ganz vernünftig; er gibt einem vielleicht sogar ein paar Cents oder einen halben Dollar oder sonst irgend was, und dann geht er doch hin und verklatscht einen. Weiße tun so was, aber kein Nigger. Denen kann man trauen. Die sind anständiger mit Jungens. Warum, weiß ich nicht.

In dem Jahr waren eine Menge Leute von zu Hause in Saratoga. Dave Williams und Arthur Mullford und Jerry Myers und noch andere. Und dann noch eine ganze Masse aus Louisville und Lexington, die Henry Rieback kannte, ich aber nicht. Die waren Rennschieber von Beruf, wie Henry Riebacks Vater, der ist auch so einer. Er ist so ein Zeitungsschmierer, fast das ganze Jahr ist er unterwegs auf den Rennen. Wenn er im Winter in Beckersville ist, bleibt er auch nicht lange. Dann fährt er in den großen Städten herum und spielt Pharo. Nett ist er übrigens und sehr nobel; Henry schenkt er immer was, mal ein Rad, mal eine goldene Uhr oder einen Pfadfinderanzug, und all so was.
Mein Vater ist Rechtsanwalt. Er ist soweit ganz ordentlich, aber viel Geld verdient er nicht, und kaufen kann er mir nichts; doch allmählich bin ich nun auch so groß, daß ich so was nicht mehr erwarte. Gegen Henry hat er nie das leiseste zu mir gesagt, aber die Väter von Hanley Turner und Tom Tumberton, die tun das immer. Die haben ihren Jungens gesagt, daß man von solchem Geld nichts hat, und sie hätten ihre Söhne nicht großgezogen, daß sie mit anhören sollten, was Schieber und Spieler sich erzählen; sie brauchten solches Zeug nicht im Kopf zu haben, und das fehlte noch, daß sie am Ende selber damit anfingen.
Das stimmt ja, und sie wissen wohl auch, was sie sagen; nur kann ich nicht einsehen, was das mit Henry zu tun hat oder gar mit Pferden. Darüber schreibe ich diese Geschichte ja gerade. Ich zerbreche mir den Kopf. Ich soll nun ein Mann werden und will gern denken, wie es sich gehört, und ganz Klasse sein, und hab doch beim Rennen da im Osten etwas gesehen, woraus ich nicht klug werden kann.

Ich kann nichts dafür, ich bin auf Vollblüter rein versessen. Ich bin immer so gewesen. Als ich zehn Jahre war und merkte, daß ich für einen Jockei zu groß werden würde, bin ich beinahe gestorben vor Kummer. Harry Hellinfinger in Beckersville, der Sohn vom Postmeister, ist schon erwachsen und zum Arbeiten zu faul; aber auf der Straße herumlungern und Jungens aufziehen, sie zum Beispiel in ein Eisenwarengeschäft schicken nach einem Bohrer, mit dem man viereckige Löcher machen kann, und lauter solchen Blödsinn, das kann er. Mir hat er auch was aufgebunden. Er sagte, wenn ich so eine halbe Zigarre aufäße, würde ich nicht mehr wachsen und immer ein kleiner Butt bleiben und könnte vielleicht doch noch Jockei werden. Ich bin auch richtig drauf reingefallen. Wie Vater mal nicht hinsah, hab ich mir eine Zigarre aus seiner Tasche geholt und sie hinuntergewürgt, so gut es ging. Mir wurde gräßlich übel dabei, und der Doktor mußte kommen, und nützen tat es gar nichts: ich wuchs ruhig weiter. Er hatte mich bloß angeführt. Als ich sagte, was ich getan hatte und wozu, da hätten die meisten Väter mich gehauen. Aber meiner hat es nicht getan.

Na, ein kleiner Butt bin ich nicht geblieben, und gestorben bin ich auch nicht. Harry Hellinfinger geschieht das ganz recht. Dann nahm ich mir vor, Stallknecht zu werden, aber das ging auch nicht. Stallknechte sind meist Nigger, und ich wußte, Vater würde mirs nicht erlauben. Wozu ihn dann erst fragen!

Wer niemals wild auf Vollblüter gewesen ist, der war eben nie mit vielen von der Art zusammen und weiß es deshalb nicht besser. Prachtvoll sind sie. Nichts ist so schön und

fein, so feurig und treu und famos durch und durch wie manche von den Rassepferden. Auf den großen Gestüten, die rings um unsern Ort herumliegen, sind Bahnen, wo morgens ganz früh die Pferde bewegt werden. Tausendmal und noch öfter bin ich vor Tag aufgestanden und die paar Meilen nach dem Gelände hingegangen. Mutter wollte mich nicht hinlassen, aber Vater sagte immer: Laß ihn doch! Dann nahm ich mir ein Stück Brot aus dem Kasten und Butter und Jam dazu, schlang es hinunter und machte mich aus dem Staube.

In der Bahn sitzt man dann auf dem Zaun mit Weißen und Niggern zusammen, die kauen Tabak und erzählen sich was, und dann werden die Fohlen herausgeführt. Es ist noch früh, das Gras schimmert von Tau, auf dem Acker geht einer hinter dem Pflug, in dem Schuppen, wo die Stallnigger schlafen, wird gebraten, und das weiß man ja, wie ein Nigger quietschen kann vor Lachen und einen ins Lachen bringen. Kein Weißer kann das, und auch sogar mancher Nigger nicht, aber ein Stallnigger kanns allemal.

Und nun werden also die Fohlen herausgeführt und einige eben mal von Stalljungens Karriere vorübergeritten; aber auf einer großen Bahn, die einem reichen Mann – in New York, glaube ich – gehört, da laufen immer, fast jeden Morgen, ja wirklich beinah jeden Morgen ein paar Fohlen und mehrere alte Rassepferde, Wallache und Stuten frei herum.

Wenn ein Pferd läuft, wird mirs ganz dick im Hals. Ich meine nicht bei jedem Pferd, aber bei manchem. Ich weiß eigentlich immer schon vorher, bei welchem. Es liegt mir

im Blut wie Rennstallniggern und Trainern. Wenn sie auch nur so sachte hintraben mit einem kleinen Nigger auf dem Rücken, ich kann doch erkennen, welches ein Sieger ist. Wenn mir der Hals weh tut und ich nicht recht schlucken kann, dann ists einer. Wenn man den losläßt, läuft er wie der Teufel. Und wenn er nicht jedesmal siegt, ist es das reine Wunder und kommt bloß daher, weil der Jockei sich festreitet oder ihn mit Willen zurückhält, oder er ist schlecht gestartet, oder es ist sonst irgendwas los. Wollte ich Rennschieber werden wie Henry Riebacks Vater, ich wüßte wohl, wie ich reich würde. Henry meints auch. Ich brauchte nur aufzupassen, wenn ich ein Pferd sehe, ob mirs dabei im Hals weh tut, und setzte dann jeden Pfennig. Wenn ich Schieber werden wollte, tät ichs. Ich will aber nicht.
Morgens auf der Bahn – nicht auf Rennbahnen, meine ich, sondern auf den Trainiergeländen bei Beckersville – sieht man solche Pferde, von denen ich eben sprach, nicht so sehr oft, aber nett ist es da doch auf jeden Fall. Jedes Vollblutpferd, das einen guten Vater und eine gute Mutter hat, kann laufen, wenn es richtig zugeritten wird. Wenn es das nicht könnte, wozu wäre es denn da und ginge nicht vor dem Pflug?
Also sie kommen aus dem Stall mit den Jungens auf dem Rücken, und fein ist es, dabei zu sein. Man knufft sich oben auf dem Zaun herum, und innerlich kocht man. Drüben im Schuppen juchzen und singen die Nigger. Sie braten Speck und kochen Kaffee. Fein riecht das alles. Nichts riecht so gut wie Kaffee und Mist und Pferde und Nigger und gebratener Speck und Pfeifenrauch im Freien an so einem Morgen. Man ist einfach weg.

Aber nun Saratoga. Sechs Tage saßen wir da, keine Seele von zu Hause hat uns gesehen, und es kam genau, wie wirs uns gewünscht hatten, glänzendes Wetter, Pferde, Rennen, alles überhaupt. Dann schlugen wir uns wieder durch bis nach Hause, und Bildad gab uns einen Korb, mit gebratenen Hühnern und Brot und sonst allerhand zu essen drin, und ich brachte noch achtzehn Dollar wieder mit nach Beckersville. Mutter heulte und schimpfte, aber Papa sagte kaum was. Ich hab alles erzählt, was wir gemacht haben, bis auf eins. Das hab ich allein erlebt und gesehen, und darüber schreibe ich jetzt. Umgeschmissen hats mich. In der Nacht denk ich immer darüber nach. Das war so.
In Saratoga schliefen wir nachts im Heu da im Schuppen, den Bildad uns gezeigt hatte; morgens aßen wir mit den Niggern, und auch abends, wenn die Rennleute alle weg waren. Die von zu Hause blieben meistens bei den Tribünen und am Totalisator und gingen nicht dahin, wo die Pferde standen; nur eben vor den Rennen, wenn die Pferde gesattelt wurden, kamen sie auf den Sattelplatz. In Saratoga werden die Pferde nicht in offenen Schuppen gesattelt wie in Lexington und Churchill Downs und den andern Bahnen in unserer Gegend, sondern richtig im Freien unter Bäumen auf einem Rasen so weich und schön wie der vor Bankdirektor Bohons Haus hier in Beckersville. Es ist zu schön. Die Pferde sind naß und nervös und glänzen, die Leute kommen, rauchen Zigarren und sehen sie sich an, die Trainer sind da und die Besitzer, und das Herz hämmert einem, daß man kaum atmen kann.
Dann bläst das Signal zum Start, und die Jockeis kommen herausgelaufen in ihren seidenen Anzügen, und dann rennt

man zum Zaun, um einen Platz bei den Niggern zu erwischen.
Immer hab ich mir gewünscht, Trainer oder Besitzer zu sein, und so ging ich denn vor jedem Rennen auf den Sattelplatz, auf die Gefahr hin, geschnappt und nach Hause spediert zu werden. Die andern Jungens taten das nicht, bloß ich.
An einem Freitag kamen wir in Saratoga an, und den Mittwoch darauf war das große Mullford-Handicap. Middlestride und Sunstreak sollten laufen. Das Wetter war klar und die Bahn fest. Die Nacht vorher konnt ich nicht schlafen.
Was mich so aufregte, war, daß die Pferde beide von der Art waren, bei der ich nicht ordentlich schlucken kann, wenn ich sie sehe. Middlestride ist lang und nicht sehr elegant und ist ein Wallach. Er gehört Joe Thompson, einem kleinen Rennstallbesitzer aus unserer Gegend, der nur ein halb Dutzend Pferde hat. Das Mullford-Handicap geht über eine Meile, und Middlestride geht schwer ab. Er legt langsam vor und liegt die erste halbe Meile immer zurück. Dann holt er auf, und wenn er ein und eine viertel Meile zur Verfügung hat, überholt er alle und machts.
Sunstreak ist anders. Der ist ein nervöser Hengst und gehört zum größten Gestüt, das wir bei uns im Staat haben, dem Van Riddle-Hof von Herrn Van Riddle aus New York.
Sunstreak ist wie ein Mädchen, an das man manchmal denkt und das man doch niemals zu sehen kriegt. Er ist durch und durch gesund und dabei entzückend. Seinen Kopf möchte man am liebsten küssen. Zugeritten hat ihn

Jerry Tillford, der kennt mich auch und ist schon manchmal nett zu mir gewesen. Er läßt mich zu den Pferden in die Box, damit ich sie mir ganz aus der Nähe besehen kann, und tut mir alles mögliche zuliebe. So was Sanftes wie dies Pferd gibt es nicht zum zweitenmal. Ganz ruhig steht er am Start und läßt sich gar nichts merken, und dabei brennt er innerlich glatt auf. Wenn dann die Barriere hochgeht – weg ist er, schnell wie der Sonnenstrahl, nach dem er heißt. Es tut einem weh, wenn man zusieht. Richtig weh.

Nieder mit dem Kopf, und dann los wie ein Hühnerhund. So einen Gang seh ich nie wieder, höchstens Middlestride, der hat wohl ebenso einen, wenn er in Fahrt kommt und sich streckt.

Gott ja! ich lungerte nach diesem Rennen, wo die beiden laufen sollten, ich lungerte danach und hatte doch Angst davor. Keiner von beiden sollte geschlagen werden! Nie vorher haben wir zwei solche Pferde zugleich auf der Bahn gehabt. Die alten Herren in Beckersville sagtens, und die Nigger sagtens auch. Es war tatsächlich so.

Vor dem Rennen ging ich hinüber auf den Sattelplatz, um zu gucken. Ich warf einen letzten Blick auf Middlestride, der so auf dem Platz nicht viel herzeigt, und dann ging ich zu Sunstreak.

Das war sein großer Tag. Wie ich ihn sehe, wußt ichs. Ich vergaß ganz, daß ich doch nicht gesehen werden durfte, und ging gerade auf ihn los. Alle Beckersviller waren da, aber keiner gab acht auf mich außer Jerry Tillford. Der sah mich, und da geschah etwas. Davon will ich jetzt erzählen.

Ich schaute mir das Pferd an und stand und lungerte. Wie-

so kann ich nicht sagen, aber ich wußte genau, wie es Sunstreak inwendig zumute war. Er stand ganz ruhig, ließ die Nigger seine Beine abreiben, und Herr Van Riddle legte ihm selbst den Sattel auf; aber in ihm toste es nur so. So wie das Wasser im Strom oben an den Niagarafällen, ehe es runtersaust. An Laufen dachte das Pferd nicht. Das hat er nicht nötig. Er dachte bloß, wie er sich zurückhalten sollte, bis es losging. Das wußte ich. Ich konnte förmlich mitten in ihn hineinsehen. Ich wußte, er würde laufen wie wahnsinnig. Und dabei spielte er sich gar nicht auf, bäumte sich nicht, machte überhaupt keine Mätzchen, kaum ließ er sich was merken. Er wartete bloß. Ich wußte das, und Jerry Tillford, sein Trainer, auch. Ich blickte auf, und wir beide sahen uns ins Auge. Da stieß mir was zu. Ich glaube, ich hatte den Mann gerade so lieb wie das Pferd, wohl weil er wußte, was ich wußte. Als ob nichts auf der ganzen Welt sonst wäre, nur der Mann, das Pferd und ich. Ich weinte, und Jerry Tillford hatte einen Glanz in seinen Augen. Dann war ich wieder am Zaun und wartete aufs Rennen. Das Pferd war besser als ich, viel mehr stetig und sicher, und besser als Jerry, das weiß ich jetzt. Von uns dreien war das Pferd am allerruhigsten und sollte doch das Rennen machen.

Natürlich siegte Sunstreak und schlug den Weltrekord über eine Meile. Das habe ich gesehen, und wenn ich nie wieder etwas sehen sollte. Alles kam genau, wie ichs kommen sah. Middlestride blieb beim Start zurück, holte dann auf und wurde Zweiter, ganz wie ichs erwartet hatte. Er wird schon auch eines Tages einen Weltrekord machen. Ja, unsere Pferde müssen sie uns lassen.

Ich sah mir das Rennen ruhig an, denn ich wußte ja, wie es auslaufen würde. Ich war ganz sicher. Hanley Turner und Henry Rieback und Tom Tumberton waren alle viel aufgeregter als ich.
Mir war was Komisches zugestoßen. Ich dachte an den Trainer Jerry Tillford, wie glücklich der während des ganzen Rennens war. An dem Nachmittag hatte ich ihn lieber als meinen eigenen Vater. Beinahe hätte ich über ihn die Pferde vergessen. Bloß weil ich das in seinen Augen gesehen hatte, wie er auf dem Sattelplatz neben Sunstreak stand, ehe das Rennen losging. Ich wußte, er hatte Sunstreak aufgezogen, an ihm gearbeitet seit der Zeit, wo der ein ganz kleines Fohlen war, hatte ihn laufen gelehrt und geduldig warten, hatte ihm beigebracht, wann er sich loslassen sollte, und daß er nie ausbrechen darf, auf keinen Fall. Ich wußte, für ihn war es wie für eine Mutter, die dabei sein darf, wenn ihr Kind etwas ganz Tapferes und Großartiges tut. Es war das erstemal, daß ich für einen Menschen so ein Gefühl hatte.
Am Abend nach dem Rennen lief ich den andern weg. Ich wollte für mich allein sein, oder dicht bei Jerry Tillford, wenn es irgend ging. Und nun kommt es.
In Saratoga liegt die Bahn ziemlich am Ende der Stadt. Sie ist sehr fein angelegt, mit immergrünen Bäumen und Grasplätzen ringsum, und alles ist schön angestrichen und sehr hübsch. Wenn man über das Gelände hinübergeht, kommt man auf eine asphaltierte Autostraße, und ein paar Meilen weiter hinunter ist eine Wegkreuzung, von der eine Straße abgeht zu einem komischen kleinen Bauernhaus auf einem Hof. Den Abend nach dem Rennen also ging ich auf dieser Auto-

straße, weil ich gesehen hatte, daß Jerry mit ein paar andern da hinunterfuhr. Ich glaubte gar nicht mal, daß ich sie finden würde. Erst lief ich ein Ende, dann setzte ich mich an einen Zaun, um nachzudenken. In der Richtung waren sie gefahren. Ich wollte so dicht bei Jerry sein, wie ich nur konnte. Ich fühlte mich ihm auch ganz nahe. Nach einer kleinen Weile ging ich dann die Seitenstraße hinauf — warum weiß ich nicht — und kam zu dem komischen kleinen Bauernhaus. Ich war so allein und sehnte mich nach Jerry, ganz wie in der Nacht, wenn man noch ein kleiner Bengel ist und nach seinem Vater verlangt. Da kam ein Auto um die Ecke. Jerry saß drin, und Henry Riebacks Vater, und Arthur Bedford aus Beckersville, und Dave Williams und noch zwei andere, die ich nicht kannte. Sie stiegen aus und gingen in das Haus; nur Henry Riebacks Vater, der zankte sich mit ihnen und sagte, er wollte nicht mit. Es war erst gegen neun, aber sie waren alle betrunken, und das Bauernhaus, das so komisch aussah, war ein Haus für schlechte Weiber. Also das war es. Ich kroch am Zaun entlang und guckte ins Fenster. Da sah ich was.

Und das macht mich ganz verrückt. Ich kann nicht draus klug werden. Die Weiber da sahen alle scheußlich gemein aus, auch nicht eine ein bißchen hübsch oder lieb. Und so gewöhnlich waren sie, alle, bis auf eine Große, die erinnerte ein bißchen an den Wallach Middlestride, nur war sie nicht rassig wie der. Sie hatte einen harten häßlichen Mund und rote Haare. Ich hab alles ganz deutlich gesehen. An einem alten Rosenbusch bin ich hinaufgeklettert bis an ein offenes Fenster und hab hineingesehen. Die Weiber hatten liederliche Kleider an und saßen auf Stühlen im Zimmer herum.

Dann kamen die Männer herein, und einige von ihnen setzten sich den Frauenzimmern auf den Schoß. Der ganze Ort stank faul, und auch was sie sprachen, war faul. Von der Sorte, wie Jungens es den Winter über im Tattersall in so einem Nest wie Beckersville zu hören kriegen; aber man stellt sich doch nun und nimmermehr vor, daß jemand so reden kann, wenn Frauen dabei sind. Faul war es. Ein Nigger geht bestimmt nicht in so ein Haus.
Ich schaute mir Jerry Tillford an. Ich habe ja erzählt, wie ich ihn geliebt hatte, weil er auch wußte, was in Sunstreak vorging in dem Augenblick, bevor er zum Start sollte für den Weltrekord.
Jerry spielte sich auf in diesem übeln Haus, wie Sunstreak sich bestimmt niemals aufgespielt hätte. Er sagte, bloß er hätte das Pferd gemacht, und er hätte das Rennen gewonnen, und er hätte den Rekord geschlagen. Er flunkerte und tat sich dick wie ein Affe. So ein blödes Gewäsch habe ich noch nicht gehört.
Ja, und dann? Dann sah er das Weibsbild an, diese dürre Hartmäulige, die ein bißchen aussah wie der Wallach Middlestride, aber nicht rassig wie der, und seine Augen glänzten wahrhaftig gerade so wie nachmittags auf dem Sattelplatz, als er Sunstreak und mich ansah. Da stand ich nun am Fenster – Herr Gott nochmal! Wär ich doch nicht weggegangen von der Bahn, wär ich doch bei den Jungens und den Niggern und den Pferden geblieben! Das lange schmutzige Frauenzimmer stand zwischen uns genau wie Sunstreak nachmittags auf dem Sattelplatz.
Da fing ich auf einmal an, diesen Kerl zu hassen. Ich hätte am liebsten losgebrüllt und mich auf ihn gestürzt und ihn

totgeschlagen. Nie vorher hab ich so ein Gefühl gehabt. Ich war so rasend durch und durch, daß ich heulte und die Fäuste ballte, bis die Nägel sich mir ins Fleisch bohrten. Jerrys Augen aber glänzten und glänzten, er torkelte hin und her, und dann ging er hin und küßte dies Weib. Da kroch ich weg und lief zurück nach der Bahn und ging zu Bett, aber schlafen tat ich eigentlich beinah gar nicht; und am nächsten Tag brachte ich die andern Jungens dazu, daß wir abfuhren, und ich hab ihnen nie gesagt, was ich gesehen hatte.

Ich denke immer noch darüber nach. Ich kann nicht daraus klug werden. Nun ist wieder Frühjahr, und ich bin beinah sechzehn und gehe morgens auf die Bahn wie immer und sehe Sunstreak und Middlestride, und ein neues Fohlen, das heißt Strident, und ich wette, das sticht sie noch mal alle aus. Außer mir glaubt das allerdings keiner, nur noch zwei oder drei Nigger.

Aber es ist nicht mehr wie sonst. Die Luft im Gelände schmeckt nicht mehr und riecht auch nicht mehr so gut. Und das alles, weil ein Mann wie Jerry Tillford, der doch weiß, was er tut, ein Pferd wie Sunstreak laufen sehen und am selben Tage so ein Weibsbild küssen konnte. Ich kann nicht draus klug werden. Hol ihn der Teufel, wie kam er bloß dazu? Ich muß immer darüber nachdenken, wenn ich Pferde sehe und rieche was Guts und höre die Nigger lachen. All das ist mir nun verdorben. Manchmal bin ich davon so toll, daß ich mich mit irgendeinem schlagen könnte. Es macht mich rein verrückt. Wozu hat er das getan? Ich möchte wissen warum.

Übersetzt von Th. Mutzenbecher.



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

*

ZWIEGESPRÄCH
(NACH EINER LEBENSBESCHREIBUNG)
VON MARTIN BUBER

Ikkyu, der zweite Sohn des Mikados Go-Komatsu, war in jungen Jahren Priester geworden. Einst pilgerte er zum Tempel von Kashima. Er stand schon vor dem Heiligtum, als aus dem Schatten des Hains ein sieben Fuß hohes Wesen von unbekannter Art tauchte, ihm entgegentrat und fragte: Buppo wa ika ni? Zu deutsch etwa: Wie steht es um deinen Buddhaglauben?

Er ist in meiner Brust, antwortete er.

So spalte ich sie und spähe nach.

Es zog ein Schwert, das war wie aus Eis, und richtete es gegen Ikkyu, daß die Spitze seine Haut stach. Da sang er das alte Lied:

Die Kirschbäume der Berge
zu Yoshino, o knospend
in jedem Frühling!
Spalte die Bäume, spähe
im Gemach der Blüten!

Zitternd entschwand das wunderliche Wesen, nirgendwohin.

*

DER WIENER UNBEKANNTE

VON WILHELM WEIGAND

Es gehört zum Wesen des Menschen, daß aller seelische Reichtum nach Mitteilung drängt, und Goethes übermütiges Wort, daß eigentlich nur der Dichter der wahre Mensch sei, gilt auch für geringere Naturen, in denen irgendein schöpferischer Funke lebt. Beim Briefschreiber wird man allerdings tragen müssen, ob die Mitteilung an einen Freund dem Bedürfnis der Stunde entsprang oder ob dem Schreibenden daran lag, einen schönen Augenblick oder eine beglückende Stimmung festzuhalten. Der briefliche Erguß kann sich nun zum Kunstgebilde runden, ohne daß es dem Mitteilenden zum Bewußtsein kommt; wenn sich aber eine klare Natur, um des eigenen Behagens willen, mitteilen muß, entstehen oft außerordentliche Zeugnisse für ein höheres geistiges Leben, und gewisse Zeiten, wie das achtzehnte Jahrhundert, wären ohne die Bekenntnisse

bedeutender und unbedeutender Menschen einfach undurchsichtig geblieben.
Als die Briefe Alexander von Villers' unter dem Titel „Briefe eines Unbekannten" zuerst erschienen, erregten sie nur das Interesse eines kleineren Kreises, den gleiche Bildung und gleiche Lebensstellung vereinte: die Männer und Frauen des österreichischen Hochadels genossen in diesen Episteln noch einmal die Anregung, die ihnen der Verkehr mit einem geistreichen Weltmann geboten hatte, und Fernerstehende erlebten eine Natur.
In Deutschland wurde der Wiener Unbekannte erst durch die zweibändige Ausgabe des Insel-Verlages, die ich im Jahre 1912 mit dem Grafen Karl Lanskoroński nach den Originalen der Briefe veranstaltete, vielen ein vertrauter Freund, und von der neuen Auswahl in einem Bande bleibt zu hoffen, daß sie einer größeren Anzahl Deutscher zum freudigen Erlebnis werde.
Als der Legationsrat bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien Alexander von Villers im Jahre 1870 als Achtundfünfziger seinen Abschied nahm und sich im sogenannten Wiesenhaus in Neulengbach an der österreichischen Westbahn niederließ, war er zwar seinen Freunden eine vertraute Figur aus der vornehmen Wiener Gesellschaft; aber die wenigsten kannten den Entwicklungsgang des geistreichen Mannes, der erst als Dreißiger zu einem mangelhaften Abschluß seiner Studien in seiner sächsischen Heimat gelangte und es dann, trotz einer ungewöhnlichen Begabung, zu keiner namhaften Stellung im diplomatischen Dienste bringen konnte. Der Sohn des französischen Emigranten Friedrich von Villers und Neffe des ersten Vermittlers zwischen

deutscher und französischer Kultur, des verdienstvollen Karl von Villers, hatte eine stürmische Jugend hinter sich, als er in den Staatsdienst gelangte: er war Setzerlehrling, Bohêmien, Hauslehrer, Musikstudierender und Hofmeister gewesen und hatte sich als Autodidakt das Beste der deutschen und französischen Bildung angeeignet. Als er sich, nach widerwillig ertragenem Dienst, zur Ruhe setzte, um sein Altersdasein auf seine Weise zu genießen, war er in jeder Hinsicht mit seinem Leben fertig geworden.

Nun sind es nicht die schlechtesten Menschen, die spät zur Reife gelangen. Mag auch der Glanz oder das Stürmische der Jugend ihren Äußerungen mangeln: produktiv im höchsten Sinne ist im allgemeinen doch nur der Mann, und der Glanz, der auf dem Herbste eines reichen Lebens ruht, weckt zuweilen ein tieferes Gefühl des Seins als der Sturm der Tage, in denen die ruhelose Natur ihren Rausch erlebt. Die Freude, die Villers an dem neuen, längst ersehnten Zustand der Altersruhe empfand, wurde noch durch den Zwang gesteigert, sich seinen Alterswinkel erst auszubauen, damit er alles bot, was ein Stadtflüchtiger von dem Landleben erhoffen mußte: aus den Briefen, in denen er sein neues Dasein schildert, weht uns zuweilen ein faustisches Gefühl an, und es ist kein Zufall, daß zwei so heitere und klar gestimmte Menschen wie der Abbé Galiani und der Unbekannte ihre Freude daran fanden, ein Stückchen Erde zu eigenem und zu fremdem Behagen nutzbar zu machen.

Auf eigenem Grund und Boden wurde Villers zum halben Dichter, der seinen Freunden von seinem inneren Reichtum mitteilen mußte, um sein eigenes Behagen recht zu

genießen. Der Einsame, der seelisch und geistig zu reich und regsam war, um in einer theoretischen Weltanschauung aufzugehen, gehörte zu den glücklichen Naturen oder Augenmenschen, für die, als für Schauende, die Außenwelt als Glücksspenderin vorhanden ist. Es geht ein Hauch homerischen Behagens durch viele seiner Briefe; aber der leichte Humor, der darüber schwebt, gibt ihnen oft ein eigenes Gepräge, das kindlich-genial anmutet. Ihre drollige Grazie, die sich selbst genießt, erinnert an den gallischen Grundzug seines Wesens: auch bei dieser Natur stoßen wir auf die Rasse. In seinen Geschmacksneigungen und seinem regen Sinn für die Form, der ihn zuweilen ungerecht gegen alles Barocke stimmt, verrät sich ein sicherer Rationalismus, der rein französisch anmutet. Wie bei allen Franzosen stand seine heitere Phantasie im Dienste eines logischen Bedürfnisses, und zuweilen erinnert er in seinen Selbstbespiegelungen an den skeptischen Einsiedler Montaigne, dessen fabelhafte Unbefangenheit ebenfalls aus dem Grund einer mittleren gesunden Natur erblühte und die selbstgewählte Einsamkeit als Vermittlerin der schönsten Lebenskunst genoß. Aber der lachende Rationalismus Voltaires, der im „Candide“ die Summe aller irdischen Weisheit in der Mahnung „Il faut cultiver notre jardin“ zieht, erweist sich hier im schönsten Sinne als produktiv.

Selbst das aristokratische Einsamkeitsgefühl wird diesem wählerischen Halbeinsiedler zu einer Quelle des Genusses. An seinen Freund Hoyos schreibt er: „Einzeln bin ich geboren, einzeln will ich leben und werde auch einzeln sterben. Darunter mein' ich nicht Alleinsein, aber nicht Mengegefühl will ich pflegen. Der Stempel des Einzelnen

liegt auf der ganzen Natur, und kein Baum will Wald sein; wollte ers, es gäbe keinen Wald. Seine Wurzeln, nicht des Waldes Wurzeln nähren ihn; ihn nähren sie; was da wächst, ist er und ein jeder; aber nicht der Wald, der nur Erscheinung ist. Jedes Ganze schildert dem Einzelnen alles, und wo das Einzelne sich gesamt fühlte, war es durch das Ganze. Pereat mundus! Damit werf ich mein Korn in die Mühle des Sozialismus, sie mag es zermalmen.“ (26. Dezember 1878.)
Indessen ist dieses Einsamkeitsgefühl, das auf den Plebejer Rousseau zurückgeht, bei Villers durchaus antiromantisch. Der Freigewordene hält sich für freiwillig gebunden, und sein Bekenntnis: „Wenn ich nicht an der Kette liege, kenne ich kein Gesetz der Harmonie“ gibt uns den Schlüssel zu der seelischen Harmonie des Greises von Neulengbach in die Hand. Dabei wußte Villers sehr gut, daß er in aller Stille sein Leben gestaltete; am 16. Januar 1877 schreibt er an die Gräfin Eleonore Hoyos: „Malen ist eine Kunst, Dichten auch, und gar Musik; die größte Kunst aber ist Leben. Am eigenen Leben ein Künstler werden, ist allein wert, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk aus der Hand fallen; der eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der Elfenbein zu einem Götterbilde; aber wärs nur eine Handvoll Dreck, ein Modell ließ sich draus kneten. Und wenn Sie fragen, was tun wir damit? Das – sag ich. Wenig oder viel, groß oder klein ist gleichgültig, etwas ist alles.“
Es gibt ein Glück des Herbstes, das auf sich selbst zu lauschen scheint: alle Tiefen sind gestillt und alle Höhen licht. Es ist eine andere Schönheit, die sich da offenbart,

als im Sturm und Drang der Jugend, deren Fülle ja nicht immer ein langes Leben und kraftvolles Schaffen verbürgt. Und es gibt Menschen, die erst in ihrem Herbst zu jener goldenen Ruhe gelangen können, die jeden Irrtum der Entwicklung rechtfertigt und aus der milden Fülle klaren Bewußtseins den Gleichgestimmten ihre Früchte darreicht. Villers gehört zu diesen auserlesenen Altersnaturen, die harmonisch endigen müssen: was er denkt und tut, Schrullen und Launen, Tiefsinn und Narretei führen immer wieder auf eine bedeutende Persönlichkeit zurück, die nicht ohne wahrhaft geniale Züge ist. Die „Briefe des Unbekannten" werden ihren Platz in der deutschen Literatur behaupten; denn sie sind nicht nur ein Denkmal einer gewissen Zeit und eines bestimmten Kreises, sondern auch, in usum hominum elegantiorum, die Offenbarung einer Natur im Sinne Goethes.

*

DER DICHTER UND DER ENGEL

EIN ZWIEGESPRÄCH VON FELIX BRAUN

DER DICHTER

(*schlafend*)

Wie aber kam das Böse in die Welt,
Wenn Gott die Güte ist? Ich fass es nicht.

DER ENGEL

Der Schöpfer schuf es nicht. Es kam durch euch.

DICHTER

Durch mich?

ENGEL

Durch dich. Durch euch Geschöpfe alle!

DICHTER

Was schüfen wir? – Der Schöpfer schufs uns an.
Und tat er das – in ihm auch wäre Böses! –
Du schweigst? – So ist es dies!

ENGEL

Der Schöpfer ist
Die ganze Gottheit nicht.

DICHTER

Das kann ich fassen!
Ich bin nicht nur der Künstler. Aber ich
Verbessere, was ich für schlecht erkannt.

ENGEL

Auch wenn du ruhst?

DICHTER

Wie mag die Gottheit ruhen?

ENGEL

Weißt du das nicht? Noch währt sein Ruhetag.

DICHTER

Wie?

ENGEL

Eure Ewigkeit: die siebente.

DICHTER

Schafft er denn nicht Geschöpfe der Natur
Noch fort?

ENGEL

Seit ihr erschaffen wart, nicht mehr.

DICHTER

Wohl wahr. Von keinem neuen Tier hört man,
Von keiner neuen Blume, außer die
Wir selber züchten.

ENGEL

Es ist Ruhetag.
Der Schöpfer sieht euch zu. Er kann euch nicht
Mehr ändern. Aber helfen. Und er hilft
Euch oft – das wißt ihr.

DICHTER

Oft – jedoch nicht immer.

ENGEL

Sechs Ewigkeiten schuf die große Kraft.
Blick in die Welt: ermissest du die Fülle?
Bedenkst du, daß Äonen leuchteten
Ohne die Rose? Daß erst spät im Erz
Das Gold erwachte? Höchlich freute ihn
Der Fische Bildung. Oh – ich sah ihm zu,
Wie er aus Himmelslichtern, deren viele
Seither verloschen sind, die seligen
Vögel von Eden in den Äther hauchte
Und sie entflatterten ins Abendrot.
Einst brausten Urwaldwipfel durch das Blau,
Das eisig dunkel glomm, wie das Gefieder
Des Alks noch heut. Das war die furchtbare
Zornzeit, da er geflügelte Echsen hetzte

Aus Hagelwolken, schwarz, wie nicht die Nacht,
Die sanfte, schattet, die er euch gemildert
Aus Un-Licht-Schächten namenlos. Zwar hob
Er solchen Greul von euch. Doch Liebliches
Ersann er nicht mehr aus, seit ihr hier atmet.

DICHTER

Wie wars, da ihm die Tanne einfiel? Sicher
Der Tag nicht, da er die Platane fand.

ENGEL

Tor! Was belehr ich dich? Dies wisse: Gott
Ließ ab von euch. Er ruht. Er freut sich seiner
Geschöpfe.

DICHTER

Freut sich, sagst du?

ENGEL

Euer kaum!
Doch all der andern, ja!

DICHTER

Warum nicht unser?
Ich will dirs sagen: Weil er –

ENGEL

Still!

DICHTER

Weil er
Die Anklage in unserm stummen Aug
Nicht mehr erträgt!

ENGEL

Du sagst es. Wie denn wäre
Das Leiden in der Welt, wenn nicht er selbst,
Der Schöpfer, litte?

DICHTER

Woran litte er?

ENGEL

Du, Künstler, fragst das?

DICHTER

Aber er ist Gott
Und ist allmächtig!

ENGEL

Sag: vielmächtig – und
Du wirst geringer fehlgehn.

DICHTER

Steht es so –:
Wozu dann noch ein Gott? Ich kann ihn leugnen,
Ohn daß sein Blitz mich trifft!

ENGEL

Glaubst du aus Furcht,
So leugne nur getrost.

DICHTER

Im Dämmerkreis
Führst du mich, aber Festes greif ich nicht.
Gott ist, so lehrst du, und so glaub ich dir,
Doch nicht allmächtig sei er, ja zur Zeit,



Grabmal des Theron. Handzeichnung von Goethe

Wie ein Ermatteter von großem Werk,
Rastend, gar schlafend. In uns doch wirkt fort
Sein göttlich Wesen – ach, wie, Engel, wirkts?
Böse, als wär es nicht von ihm gezeugt,
Vielmehr – vergib! – von –

ENGEL

Glaube! Liebe! Hoffe!

DICHTER

Ich will. Doch unbeschwichtigt fragts in mir.

ENGEL

Du bist zu jung. Euch reift die Einsicht spät.

DICHTER

Bleib! Fragen muß ich dich –

ENGEL

Schon rufts mich ab.

DICHTER

Nur dieses eine noch!

ENGEL

Sprich rasch!

DICHTER

Nochmals
Erkläre mir: Gott schuf, doch ruht davon?
Gott schuf das Gute, und es wird das Böse?

ENGEL

Geschöpf, laß ab, des Schöpfers zu gedenken,
Den du nicht fassest!

DICHTER

Wie kann Böses sein,
Wenn Gott die Güte ist?

ENGEL

Wach auf!

Aus dem neuen Gedichtband.

*

ÜBER MOZARTS TOD

EIN BRIEF VON SOPHIE HAIBL AN NIKOLAUS NISSEN

Mozart bekam unsere selige Mutter immer lieber und selbe ihn auch, daher Mozart öfters auf die Wieden, wo unsere Mutter und ich beim goldenen Pflug logierten, in einer Eile gelaufen kam, ein Säckchen unter dem Arme trug, worinnen Koffee und Zucker war, überreichte es unserer guten Mutter und sagte: „Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause." Dies freute sie denn wie ein Kind. Dies geschah sehr oft. Kurz, Mozart kam nie mehr leer zu uns.

Nun als Mozart erkrankte, machten wir beide ihm die Nachtleibel, welche er vorwärts anziehen könnte, weil er sich vermög Geschwulst nicht drehen konnte. Und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er seie, machten wir ihm auch einen wattierten Schlafrock (wozu uns zwar zu allem das Zeug seine gute Frau, meine liebste Schwester, gab), daß, wenn er aufstehete, er gut versorgt sein möchte. Und so besuchten wir ihn fleißig, und er zeigte auch eine herzliche Freude an dem Schlafrock zu haben. Ich ging alle

Tage in die Stadt, ihn zu besuchen, und als ich einmal an einem Sonnabend hineinkam, sagte Mozart zu mir: „Nun, liebe Sophie, sagen Sie der Mama, daß es mir recht sehr gut gehet und daß ich noch in der Oktave zu ihrem Namensfeste kommen werde, ihr zu gratulieren." Wer hatte eine größere Freude als ich, meiner Mutter eine so frohe Nachricht bringen zu können, nachdeme selbe die Nachricht immer kaum erwarten konnte. Ich eilte dahero nach Hause, sie zu beruhigen, nachdeme er mir wirklich auch selbsten sehr heiter und gut zu sein schien.

Den andern Tag war also Sonntag. Ich war noch jung und gestehe es, auch eitel und putzte mich gerne, mochte aber aufgeputzt nie gerne zu Fuß aus der Vorstadt in die Stadt gehen, und zu fahren war mirs ums Geld zu tun. Ich sagte dahero zu unserer guten Mutter: „Liebe Mama, heute gehe ich nicht zu Mozart; er war ja gestern so gut, so wird ihm wohl heute noch besser sein, und ein Tag auf oder ab, das wird wohl nichts machen." Sie sagte darauf: „Weißt du was, mache mir eine Schale Koffee, und nachdeme werde ich dir schon sagen, was du tun sollst." Sie war ziemlich gestimmt, mich zu Hause zu lassen, denn die Schwester weiß, wie sehr ich immer bei ihr bleiben mußte. Ich ging also in die Küche. Kein Feuer war mehr da, ich mußte ein Licht anzünden und Feuer machen. Mozart ging mir denn doch nicht aus dem Sinne. Mein Koffee war fertig, und mein Licht brannte noch. Nun sah ich, wie verschwenderisch ich mit meinem Licht gewesen, so viel verbrannt zu haben. Das Licht brannte noch hoch auf. Jetzt sah ich starr in mein Licht und dachte, ich möchte doch gerne wissen, was Mozart macht – und wie ich dies dachte und ins Licht

sehe, löschte das Licht aus und so aus, als ob es nie gebrannt hätte; kein Fünkchen blieb an dem großen Dochten. Keine Luft war nicht, dies kann ich beschwören. Ein Schauer überfiel mich. Ich lief zu unserer Mutter und erzählte es ihr. Sie sagte: „Genug, ziehe dich geschwinde aus und gehe hinein und bringe mir aber gleich Nachricht, wie es ihm gehet! Halte dich aber ja nicht lange auf!" Ich eilte, so geschwinde ich nur konnte.

Ach Gott, wie erschrak ich nicht, als mir meine halb verzweifelnde und doch sich moderieren wollende Schwester entgegenkam und sagte: „Gott Lob, liebe Sophie, daß du da bist! Heute nacht ist er so schlecht gewesen, daß ich schon dachte, er erlebt diesen Tag nicht mehr. Bleibe doch nur heute bei mir, denn wenn er heute wieder so wird, so stirbt er auch diese Nacht. Gehe doch ein wenig zu ihm, was er macht." Ich suchte mich zu fassen und ging an sein Bette, wo er mir gleich zurufte: „Ach gut, liebe Sophie, daß Sie da sind! Sie müssen heute nacht dableiben, Sie müssen mich sterben sehen." Ich suchte mich stark zu machen und ihm es auszureden, allein er erwiderte mir auf alles: „Ich habe ja schon den Totengeschmack auf der Zunge" und „Wer wird denn meiner liebsten Konstanze beistehen, wenn Sie nicht hierbleiben!" „Ja, lieber Mozart, ich muß nur noch zu unserer Mutter gehen und ihr sagen, daß Sie mich heute gerne bei sich hätten; sonst gedenkt sie, es seie ein Unglück geschehen." „Ja, das tun Sie, aber kommen Sie ja bald wieder!"

Gott, wie war mir da zumute! Die arme Schwester ging mir nach und bat mich um Gottes willen, zu denen Geistlichen bei St. Peter zu gehen und einen Geistlichen zu

bitten, er möchte kommen so wie von ungefähr. Das tat ich auch, allein selbe weigerten sich lange, und ich hatte viele Mühe, einen solchen geistlichen Unmenschen dazu zu bewegen. Nun lief ich zu der mich angstvoll erwartenden Mutter. Es war schon finster. Wie erschrak die Arme! Ich beredete selbe, zu der ältesten Tochter, der seligen Hofer, über Nacht zu gehen, welches auch geschah, und ich lief wieder, was ich konnte, zu meiner trostlosen Schwester.
Da war der Süßmayr bei Mozart am Bette. Dann lag auf der Decke das bekannte Requiem, und Mozart explizierte ihm, wie seine Meinung seie, daß er es nach seinem Tode vollenden sollte. Ferner trug er seiner Frau auf, seinen Tod geheimzuhalten, bis sie nicht vor Tag Albrechtsberger davon benachrichtigt hätte: „denn diesem gehört der Dienst vor Gott und der Welt".
Closset, der Doktor, wurde lange gesucht, auch im Theater gefunden; allein er mußte das Ende der Piece abwarten. Dann kam er und verordnete ihm noch kalte Umschläge über seinen glühenden Kopf, welche ihn auch so erschütterten, daß er nicht mehr zu sich kam, bis er nicht verschieden. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte; das höre ich noch jetzt.
Nun kam gleich Müller aus dem Kunstkabinett und drückte sein bleiches, erstorbenes Gesicht in Gips ab.
Wie grenzenlos elend seine treue Gattin sich auf ihre Kniee warf und den Allmächtigen um seinen Beistand anrufte, ist mir, liebster Bruder, unmöglich zu beschreiben. Sie konnte sich nicht von ihm trennen, so sehr ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre,

so müßte er dadurch vermehrt worden sein, daß den Tag auf die schauervolle Nacht die Menschen scharenweis vorbeigingen und laut um ihn weinten und schrien.

Aus Leitzmann, Wolfgang Amadeus Mozart.
Berichte der Zeitgenossen und Briefe.

*

ZWEI GEDICHTE
VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

DIE ABDANKUNG

DA du nun hingehst, Jugendzeit,
Und ich den Tag im Rücken habe,
Wollt ich, der Abschied wär mir leid
Und rein der Dank für deine Gabe.

Ach, daß du selber mich genarrt
Um Tränen, die mein Wunsch dir gönnte,
Dies Herz, vor deinem Hohn erstarrt,
Sich noch um dich erweichen könnte,

Daß mir noch irgendein Verlust
Erschütternd an mein Innres rührte,
Zu einem Seufzer meine Brust,
Zu Klage meinen Mund verführte!

O, glaube, Dauer dünkt kinderleicht,
Belohnt den frommen Geber gerne,
Da du mir scheelen Blicks gereicht
Die Frucht mit unfruchtbarem Kerne.



Verwunschen: weder jung noch alt
Ertäubt ich unter deinem Segen;
Daß ich noch bin, ist durch Gewalt,
Die ich mir antat, dir entgegen.

Mich hebend aus dem dunklen Bann,
Mit dem mich dein Gebot umzirkte,
In Reiche, da der Geist gewann,
Was unter Menschen Mensch verwirkte.

Und heischtest dennoch hochgemut
Für jeden Trug, mit dem du trogest,
Den Zoll, den du aus meinem Blut
Mit ewig leerer Lippe sogest.

Fahr, Schemen, denn auf immerdar
Hinunter zu den andern Schemen;
Für Gabe, die nicht Gabe war,
Magst Dank du, der nicht Dank ist, nehmen.

Denn ich – so sehr dirs Undank heißt –,
Leb erst, wo du mich nicht mehr schatzest,
Nicht mehr in meinen Becher spei'st,
Nicht mehr aus meiner Schüssel atzest.

Wo du nicht flohst, nahm ich die Flucht,
Der nicht vermocht dich zu erstillen,
Schon dankbar, wenn er nicht verflucht
Dich und sich selbst um deinetwillen.

Du magst an deine Niederfahrt,
Ich an die meine mich begeben.
Die Straße, die uns beiden ward,
Trennt ein Gebirg: unwendbar Leben.

*

VOR MORGEN

Geheimnisvoll
Dein Kommen und dein Gehn. –
Rief ich, hast du gerufen?
Zwiesprach unvorgesehn,
Geheimnisvoll
Auf unbetretenen Stufen
Dein Kommen und dein Gehn! –

O Augen-Blick,
O Strahl, der durch mich schlägt,
Entsündigung, Verklärung!
Wie, daß dies Herz erträgt
Den Augen-Blick,
Den Funken der Bewährung,
Den Strahl, der durch mich schlägt!

Und wärs, und wärs
Zerbrochen, wär verbrannt,
Das finstre Weltgesichte,
Das kennend nichts erkannt, –
Und wärs, und wärs
Im wandellosen Lichte
Zerbrochen, wär verbrannt!

Nur Du, nur ich! –
Das andre war ein Traum.
Im Aufgang steht das Zeichen,
Da wirs erwartet kaum.
　Nur Du, nur ich! –
– Die Nachtgestirne bleichen. –
Das andere – war – – Traum. – –

*

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

VON GOETHE

[Bruchstück aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre]

Wenn eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde,

hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.
Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in der Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorg-

fältig gebauete und so sehr geschätzte Weizen. Ja, es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hülfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft

sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja, wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie soviel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir

derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres soviel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervor-

bringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.
Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!
So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Vehikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer er-

scheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

Aus der neuen Ausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften.

*

DER SPAZIERGANG

VON OTTO FREIHERRN VON TAUBE

ABENDS fuhr Henner ab von Berlin mit dem guten Schnellzuge. Im Abteil Dritter war Platz. Er konnte sich strecken; er machte sichs weich durch Unterlage seines Mantels und



tat den Rucksack sich unter den Kopf. Er war guten Mutes und schlief gut. Zwar mußte er zweimal umsteigen, doch erst gegen Ende der Reise, als er schon ausgeschlafen hatte. Bald sah er in mildem Morgenglast die Gegend liegen, die ihn erregte und ansprach: weite, just sich rötende Heidestrecken, leicht gewellt bis zur blauen Ferne; Feld, Gehölz; Baumreihen, überwiegend von Birken, und hin und wieder auf gewissen Bereichen – auf den ersten Blick täuschend, als wärs eine weidende Herde von dunklem Getier, dann aber kenntlich durch untrügliche Pflanzenhaftigkeit ein seltsam gestaltetes Volk von Wacholdersträuchern. Das Bahnhofsgebäude, da er endgültig ausstieg, glich allen kleinen Bahnhöfen. Doch es befand sich ganz am Rande der Ortschaft, und jenseits der Schienenstränge lag, weithin verblauend, jenes schon auf der Fahrt von ihm genossene Land, dessen herzweitende Sicht den jahrelang in der Großstadt Abgeschlossenen, unter Stein Versteinten weich werden ließ und ihn eigentümlich rührte. Und welche Sonne darüber just in diesem Augenblick! Und wie süß wehte dorther, allen Ruß- und Kohlengestank des Fahrzeugs überwindend, ein süßer Honig! Das Bedürfnis, bald loszuwandern, drum rasch zu frühstücken, trieb Henner in die erste beste Wirtschaft grad dem Bahnhof gegenüber. Wie weiß, wie duftig war das Brot, wie groß der Kaffeetopf! Zaghaft, den Preis befürchtend, griff er nach Schinken und Eiern; und wie billig war trotzdem die Zeche! Er fühlte sich kräftig, wohlgelaunt. Herrlich ließ sich der Tag an; gut war jedes Vorzeichen.

Er fragte nach dem Wege nach Möllersbostel. Man wies ihn gleich unter der Bahnunterführung durch, ohne daß er



Gustave Doré:
Holzschnitte zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

das Städtchen zu berühren brauche, in jenes fernhin verblauende Land, daraus ihn der Honigduft angeweht hatte. Er fragte nach der Länge des Weges. Man beschied ihn, sechs Stunden Landstraße; wenn er über die „Steinhäuser" – die Hünengräber – kürzen wolle, viereinhalb bis fünf. Er entschloß sich zu letzterem, zumal man ihm sagte, daß ein Weiser angebe, wo der Seitenweg von der Hauptstraße abzweige.

Er ging. Es war sonnig; doch eben noch Morgen, und ein frischer Wind, gekühlt über der unweiten deutschen See, nahm der Witterung alles Drückende. Ein Erfahrener hätte den Rucksack sich vielleicht leichter gepackt, ein anderer als Henner auch weniger Papierenes mit sich zu nehmen brauchen. Aber, er war ja nicht schwach; die Bürde plagte ihn vorerst nicht. Und sein Herz war heut wie die Welt ganz voller Morgens. Die birkenbefolgte hohe Landstraße führte bald vorbei an Heideflächen, bald an bebautem Feld; das Getreide wurde schon blond; der Klee und manch anderes landwirtschaftliches Kraut, das er nicht kannte, blühten; er sah nur die Farben der Flächenstücke, die goldgelbe der Lupinen, die weißrosige des Buchweizens, die grauliche der Serradelle. Seit er, wo er den Wegweiser traf, von der Straße abbog, ward ihm noch freier zumut. Jetzt führte ihn die weiche, sandige, geschlängelte Bahn, gleichfalls begleitet von der anmutigen Baumart – zweigrieselnder Häupter, jungfräulicher weißer Stämme –, ganz durch ein rosig erblühtes Wellengelände, während vom Rande manchmal ein Gehölz näher trat, selten – und immer wegab gelegen – ein breites Gehöft ziegelrot aus dem Schutze der hundertjährigen Wettereichen vorlugte; jetzt konnte er

nahe auch die Wacholdervölker gewahren, die gleich dunkelen schlanken Lebewesen in Herden an den Hängen weideten. Auch wirkliche weidende Schnucken traf er an. Wie bewegte ihn nun die Erwartung, wo er näher schritt, mit wirklichem Auge zum ersten Male ein Hünengrab zu schauen, das er sich nach Abbildungen oft schon vorgestellt hatte. Und auf einmal in Lüften ein Schrei. Was wars? Hatte er von diesem Laute seine einstige Kinderseele wieder eingefangen? War er auf einmal wieder der ungebunden selige Knabe, wie er es, da sein gewaltiger Vater noch lebte, im Heimattal von Zennern gewesen war? „Der Bussard!" wachte die Erinnerung auf und mit ihr ein längst verschüttetes Ich, das Natur und Freiheit gewohnt und darin glücklich gewesen war. Das Auge ward ihm feucht. Er war am Weinen. Und wußte nicht, ob vor Schmerz um etwas, das mit ihm anders geworden wäre, oder vor Seligkeit, weil das Alte wieder auflebe. Und tief ergriff ihn die Sucht, seine Heimat wiederzusehen, in seiner Heimat seine Zukunft zu suchen. Die Heimat sollte, träumte er jetzt, der Schauplatz werden seiner Erlösungstaten. Er, der sonst jahrelang niemals geschaut vor lauter Gedanken, heut hatte er geschaut, und das hatte ihn auftauen lassen, ihm wohlgetan.
Nun aber begann er von seiner Zukunft zu träumen, und seine Augen kehrten sich nun wieder in sich herein. Der Bussard rief abermals; Henner wachte noch einmal auf. Wars nicht Zeit, an den Steinhäusern vorüberzukommen? Er konnte sie vor sich nicht wahrnehmen; er sah um sich herum. Und ein neuer Schmerz ergriff ihn: er hatte sich an ihnen vorbeigeträumt; dort hinten, wo er achtungslos vorbeigewandert war, gerade noch deutlich sichtbar, schimmerten sie bereits,

die grau im Schatten eines überhängenden Holzes hingelagerten mächtigen Gefüge aus Findlingsblöcken, einer davon als Dach über drei als Wände gestellt, wie von Riesenkräften hingewälzt; schwarz gähnte von diesen urtümlichen Gehäusen die vierte, die offene Seite ihm nach, und drohend, just über ihrem gewaltigsten, hob sich aus dem Nadelgehölz eine teils abgestorbene Eiche, neben ihrer noch weithin greifenden grünen Halbkrone das knorrige, rindenentblößte Gebilde eines toten Astes kreideweiß gegen den dunkelen Grund aufreckend. „Weh, weh!“ durchfuhr es ihn auf einmal: er, der seines Volkes Väter und Wurzeln suche, ihre echtesten Male hatte er nicht wahrgenommen, indem er sich selbst geträumt! Sollte er etwa in dem, was er wolle, am Deutschen vorüberträumen? Sein Gedanke schweifte zurück; er hielt an vor des alten Neddenriep Gestalt. Ja, ja, ihm fiel ein, er habe irgendwie gehört, er sei gestorben. Und dann wieder, er habe ihm einst erzählt, daß sein Geschlecht, ehe es in Hannover städtisch geworden, der Bauernschaft dieser Heide angehört habe und in anderen Zweigen dort noch gedeihe. Und wieder trat ihm vor die Seele, wie sein alter Meister, der milde Mann, ihm doch noch ganz andere Seiten des Deutschtums gezeigt habe, als er, Henner Dippel, sie habe sehen wollen. Er zweifelte, ob er umkehren sollte und die Blockgebilde unter der Eiche in Augenschein nehmen. Beinahe winkte ihm, aus dem Dunkel des Holzes sich abhebend, der dräuende tote Ast. Aber es war Mittag geworden, heiß. Und nun drückte ihn doch seine Last. Die Mühe, die das Zurückgehen bis zu den Steinhäusern ihm zu machen versprach, schreckte ihn ab. Er beschloß, weiterzuwandern. Er ging den Sandweg fort zwischen den zwei

Reihen Birken, bald wieder, wie gewohnt, versunken in seine Gedanken, nur noch tiefer eingelullt von Sonnenwärme und Honigduft. Kein Schrei aus den Lüften riß ihn mehr heraus, der einem anderen den Blick erhoben und in blauer Höhe den Schreienden selbst, den Bussard, gezeigt hätte, wie er seine prächtigen Kreise zog, oder aber den Vogel dieser Ebenen, den – wie die weiße Möwe über blauen Meeren – über roter Heide und grüner Wiese sich wiegenden weißen Weih. Eh er sichs versah, war er wieder auf der Landstraße, und das Bild des fernher auftauchenden, beim Wachsen der Nähe wachsenden großen Dorfes mit spitzem Kirchturm und Gartengrün entging ihm, weil er erst dicht vor der Mauer des ersten Hauses des inne wurde, daß er den Ort betrat.

Aus einem neuen Roman.

*

PROLOG UND EPILOG ZU SHAKESPEARES ‚STURM'

QUASI UNA PHANTASIA

VON STEFAN ZWEIG

PROLOG AN ARIEL

Wo bist du, Ariel, wo bist du? Meine Augen sind dunkel und erfühlen dich nicht, meine Hände liegen matt in Erwartung, aber mein Herz bebt, als ginge weißer Wind drüber hin. O die Erde an meinem Fuß, wie sie brennt, o die Schwere in den Schultern, wie michs drückt, und doch nahe schon fühl ich, Flügelschlag, dich, Schwinge der Heiterkeit. O faß mich, du Unsichtbarer, heb mich auf in dein Reich, heb mich auf, denn du bist Musik!

Ariel, Ariel, unsichtbare Welle der Luft, stürmende Woge meines Bluts, töne doch, ströme süß in mich ein! Aus deiner Flöte runden, wie aus des Knaben Rohr buntes Seifengebläse, sich milde Gebilde des Traums! Und ich will träumen, Ariel! Rühr mir die Stirne, Schmetterlingsflügelnder, und selbst werde ich leicht schon! Bist du mir nah, schweb ich auf, — bist du mir fern, so irr ich, ein Caliban, im geilen Dickicht der Erde.
O deine Schwebe, du Klang, du wehender Zauber, nun spür ich, nun spür ich sie schon! Du hast mich berührt: vom Nagel des Fingers bis in der Seele Gehäus zittere, glühe, taumle ich hin! Wo bin ich? Wo schweb ich? Was rauscht aus mir auf, — ist es mein Blut noch? Nein, Meer ist es, Meer, kobaltnes, fremdes, urheiliges Meer! Es glänzt in die Frühe des Morgens, weiß knistert Sand vom Gestade des Traums, Bäume wachsen grün aus meinem Gefühl, und in den Lianen schaukeln spitzschnäblige Vögel sich. O trunkene Einsamkeit, selig Hinsinken in dich, und um mich immer weiter und weiter das Meer, das Meer, das Meer: eine Insel ward mein Herz, rauschend im Schwall ihres Bluts, Strand unendlicher Träume. Wie mild ihre Brandung, wie schwanweiß die Wolke des Tags! Wie weich dies Alleinsein, doch nein! — sanft rührt sichs im Grün, weiß schreitet es her, ein Streifen Licht, ein Mädchen! O sie ist schön und sanft, in ihrer schlanken Fremdheit vergessene Kindheit, und mit einem Male, wie sie nun lächelnd in meinen Blick tritt, weiß ich ihren Namen auch, und er schmilzt auf den Lippen im Seufzer: Miranda! Bist du allein, Miranda? Laß mich, zitterndes Gras, deine Knie streifen, laß mich, spiegelnder Bach des Gefühls, dein Lächeln

trinken, kühl und doch eilend erregt, laß mich, trunkener Wind, einatmen den Duft deiner Unberührtheit, laß mich, bleicher Mond, auf deiner süßen Stirne schweben des Nachts! O selige Insel, die ich bin, ruhend in Welle ohne Begier, durchrauscht von Geflüster und Wind! Aber jetzt, jetzt wogt es wilder durch mich, ich schwanke, ich schaukle, Schiff bin ich, Schiff, schneidend durch Meerflut, ich schäume, ich stürze, klirrende Hände klammern sich an meines Herzens Bord, Trunkene grölen in meinem Eingeweide, – Sturm, Sturm aller Leidenschaft schleudert mich hin an deine Küste, Miranda!
Wach bin ich, wach, ich weiß, es ist alles Spiel nur: und doch, seit du mich rührtest, Ariel, bin ich Musik! Meine Augen sind zugetan, und doch glüht mir die Welt, ich liege im Schweren und schwebe doch; mit gelöstem Gefühl umschweb ich wie die Biene den Kelch aller Dinge Kern, alles Wesens Magie, denn selbst, selbst ward ich Musik! O selig, wen du anrührst, selig, wen du erlöst, Ariel, denn Musik ist aller Worte Sinn und Schwebe aller Schwere Lust: nah bin ich der Welt nun und fern doch den Menschen. Ich habe mich vergessen und verloren, namenlose Insel im ewigen Meer, ich lausche nur und fühle: so heb an, Ariel, spiele dein Spiel! In deiner Schwinge verschlungen schweb ich und schaue und trinke den bunten Schaum des Geschehens: hebe an, Ariel, und spiele dein Spiel, ich lausche und rausche und weiß schon nicht mehr, spiele ich mit, oder spielt es mit mir!

EPILOG AN CALIBAN

Caliban! Caliban! Spring auf die Beine, Verschreckter, Verprügelter, du! Glotz nicht so dumm, blinzle nicht so scheu ins weiße Licht – reck dich nur, spring auf die Füße – sie sind fort, alle fort! Das ganze Pack, sieh, dort steuerts auf schwindendem Schiff, nach Neapel fahren sie, Hochzeit halten, König spielen und Kinder machen und ihre Völker quälen mit Steuern und Schrauben, wie sie dich preßten mit Psalter und Buch! Ach, spei doch nicht ihnen nach, laß den Schleim in den Zähnen, sie sind ihn nicht wert! Lache lieber jetzt, Caliban, lache, daß die Fledermäuse von den Bäumen fallen, lache, lache, sie sind fort, das Menschengeschmeiß, das hier mit Branntwein und Säuselrede die Luft verpestet, und Ariel, der Quälgeist, er weht wo verloren im Wind, frei wie du, Caliban, frei, frei! Spürs doch, Caliban, Hexensohn, Faunsbruder, Panssohn, frei bist du, frei, Prospero ist fort, der alte Betbruder, und Miranda, die keusche von gestern (ist sie's heute noch?) und ihr Zuckerprinz Ferdinand, – es stinkt nicht mehr nach Menschen, es frömmelt nicht mehr nach Bibel, es muffelt nicht mehr von Seufzern der Liebe: nur die Blumen tun sich schweigend auf, und der Wind wirft sie hin und wider wie die Wellen draußen im Meer.

Caliban, Caliban, Dreckfink von Gottesgnaden, Niemandssohn, du Kobold, du Faun, du Bockskerl, spürs doch: jetzt bist du König hier auf deiner Insel, und sieh doch, sie ist so wüst nicht, wie jener gute Greis meinte. Denn des Menschen Augen sind ja blind hinter ihren Brillen, sie spüren das Lebendige nur in den Männern, die sie würgen, und in den Frauen, die sie tasten, aber das große Geheimnis, sie

wissens nicht, die Klügler! Sieh um dich! Kaum sind sie fort, kaum ist ihr schmutziger Atem von den Dingen, so regt sichs schon brüderlich um dich im Busch. Schau doch, höre nur, fühls, wie es brodelt um dich, wie in die Dolden Leben quillt und die Tiere aufschnobern mit wissendem Blick. Dort im Baum, der geil sich krümmt unter glitzernder Last, leuchtets weiß, biegsam-üppiges Fleisch, träubig hängts nieder vom stämmigen Ast: die Dryas, Caliban, nackt blinzt sie dir zu, und dort eine andere, und wieder eine, wieder eine! Und drüben, Caliban, weiß schäumt Schulter und Schenkel aus der Welle, schamhaft und lockend, die Najaden! Es lockt, es girrt, es turtelt, es röhrt, es stöhnt, es lacht, es giert, es schreit brünstig aus Wasser und Baum, das Leben ist wach, Caliban, der große Pan hat die Brüder gesandt, die Schwestern, daß sie dich suchen. Wie Granatäpfel saftig und prall sind ihre Schenkel, und ihre Brüste zittern wie wilde Tauben, – ach, sie sind keine Mirandas, keine Jüngferlein, die dem Mond selbst den Busen vernesteln und denen der Gürtel fester sitzt als der Verstand. Caliban, sie sind Weiber, sie blinzen grad auf deine starken haarigen Lenden und warten nur, daß du sie anspringst, ein toller Bock, um vor dir kreischend zu fliehn, bis du sie hast und das Kreischen Girren wird und ihr Schrei ein heißer Biß. Das große Spiel wollen sie spielen mit dir, das weiser ist als alle Worte Prosperos, und sieh nur, die Welle wirft sie dir zu, und der Busch zittert vor Neugier, dir Lager zu sein, und die Bäume rauschen ungeduldig, euch zu decken.

Aber Caliban, Caliban, du Narr, du Verschreckter, du zögerst ja! Was springst du sie nicht an, und zitterst doch

vor Wollust bis in dein struppiges Haar? Hast du's verlernt, mit den Händen, seit sie das Kreuz schlagen mußten, ein Weib in die Knie zu knicken? Aber ach, jetzt weiß ichs, du hast keinen Mut mehr, weil sie alle dich häßlich nannten, ein Ungeheuer, eine Ziegengeburt, weil ein besoffener Kellner, dem die Nase wie eine Mohnblüte brannte, dich ein Scheusal schalt und das Jüngferlein dir die Beine sperrte! Nein, Caliban, fürchte dich nicht! Laß dich einmal ansehen, wirf die schleißigen Fetzen weg, mit denen sie deine starke Scham umhängten, zeige sie nur offen, deine zottige behaarte Brust und deine stämmigen hufigen Beine! Freilich, fein bist du nicht gedrechselt, deine Mutter Sykorax hat Grobschmiedearbeit getan, dreimal drei Monate, bevor du zum ersten Male in die Nacht heultest, du bist nicht so glatt wie dieser spinndürre Fernando, und daß ich dirs offen gestehe, du stinkst ein wenig nach Bock, und pfui, wie du eben gerülpst hast – nein, fein bist du nicht, mein Caliban, aber stark und männlich. Ein bißchen zu weit offen sind deine Nüstern und dein Bart wie schmieriges Moos, aber wie weiß doch die Zähne hinter dem sinnlichen Breitmaul, die könnten Pferdeknochen zerknicken mit einem Biß, und da, die Muskeln auf deinen kurzen Armen, die springen wie Baumwurzeln vor. Und jetzt, wie du stampfst, ein böser Stier, heiß und wütig, scheinst du gar nicht so tölpisch mehr. Ein Tier bist du, Caliban, ein wildes, geiles, brünstiges Tier, Ziegensohn, Pansenkel: aber doch, glaube mir, wenn die Damen von Mailand und Neapel dich so sehen würden in deiner starken Nacktheit, aufgereckt die Lust in jedem Glied, glaub mir, Caliban, du gefielest ihnen, wie du mir gefällst.

Nein, Caliban, zögere nicht, tu, wie dichs juckt, du bist Herr jetzt und König, fort sind sie, fort, die dich in den Hintern getreten und dazu salbaderten von der großen Güte. Glaub mir, sie haben dich nur gehaßt, weil sie spürten, daß du stark bist, und sie dich lau haben wollten und verlogen, wie sie's selber sind. Miranda, was tut sie denn anders jetzt mit ihrem Zuckerprinz Fernando, als du ihr tuen wolltest damals in der Hütte (und hättest es besser getan, du Steifbock, als die geschniegelte Engbrust), und sie wird Kinder kriegen, sieben feine prinzliche Kindlein, und Prospero die Gicht zu seinem Herzogtum; du aber, Caliban, wirst so rasch nicht alt, weil du klüger bist, ja, klüger, denn du spei'st auf diesen Firlefanz von Ehre und Anstand. Lach sie aus, Caliban, lach sie aus! Ein Gott bist du und ein wildes Tier, wie du jetzt nackt und wiehernd über die Wiese dich wälzst und die Traube durch den Mund ziehst, daß der Saft dir rot über die Lippen rinnt; die selige Trunkenheit bist du, die göttliche Nacktheit, die ewige Brunst, und weißt doch nichts von all diesen breiten Worten, du Prächtiger. Ja, pack sie nur, deine Dryas, so, reiß sie vom Baum, hinunter ins Dickicht, daß die Äste krachen, – ach, wie ich dich liebe in deiner faunischen, phallischen Kraft! O wie gern möchte ich du sein, den Ariel erwürgen in meinem Herzen, der einen aufhebt in Musik und dann hinwirft in die ewige Dumpfheit des Lebens! Ach, Erde sein, Brunst, Gier, Tier wie du, unwissend, wild, nackt und trunken! Gib, gib mir die Traube aus deinem geilen Maul, schon bin ich trunken mit dir; komm, Caliban, sei mein Gesell, denn du bist Leben, die Wahrheit über allem Wissen, und, ich sage dirs offen, Caliban: ich liebe dich mehr als die Menschen!

GEDANKEN, MEINUNGEN UND ANEKDOTEN

VON HENRI BEYLE GENANNT DE STENDHAL

WIRD man mich anklagen, ich verteidigte gewisse Zustände, weil ich sie beschreibe? Mich, der ich fest daran glaube, daß die Quelle der großen Liebe die Keuschheit ist?
Ach, es ist mein Schmerz, daß es keine Geheimsprache gibt, nur Eingeweihten bekannt. Dann könnte der ehrliche Mensch frei reden, in der Gewißheit, nur von seinesgleichen verstanden zu werden.

*

Die große Masse fühlt das Vorhandensein eines modernen Schönheitsideals dermaßen bestimmt, wenn auch unklar, daß sie sogar einen Namen gefunden hat: Eleganz. Was ist Eleganz? Etwas, dem vor allem eines eigentümlich ist: Mangel an jedweder, nicht in Beweglichkeit verwandelten Kraft.

*

Ich möchte, meine Leser glaubten mir nichts wörtlich, wenn sie das gleiche nicht selber schon festgestellt haben. Aufs Wort etwas glauben ist in der Politik wie in der Moral meist das bequemste; in Dingen der Kunst aber ist das der breite Weg zur Langweile. Ich empfehle Mißtrauen gegen jedermann, auch gegen mich. Die Hauptsache ist: nur bewundern, was wirklich Freude macht, und stets glauben, daß der bewundernde Nachbar bezahlt ist, um dich zu betrügen.

*

Man betrachte die Wirkung, die Napoleon in Europa hervorgerufen hat, wobei ich weit entfernt bin, das Große im Charakter dieses Mannes verkleinern zu wollen; aber ich möchte darauf hinweisen, wie minderwertig die führenden Männer des 18. Jahrhunderts in dem Augenblick waren, als er auftrat. Das dumpfe Staunen der Masse und die Bewunderung der höheren Minderheit stärkten seine Macht ins Wunderbare. Nun besetze man im Geiste die Throne von Deutschland, Italien, Rußland und Spanien mit Karl V., Julius II., Cäsar Borgia, Francesco Sforza, Alexander VI., Lorenzo und Cosimo Medici, gebe ihnen zu Beratern einen Morone, Ximenes, Gonsalvo di Cordova, Prospero Colonna, Acciajuoli, Picinnino, Capponi und frage sich dann: hätte der Kaiserliche Adler ebenso leicht um die Türme von Berlin, Wien, Neapel, Madrid und Moskau gekreist, wenn er Renaissancemenschen wider sich gehabt hätte?

*

Wann wird man in Europa erkennen, daß die Völker immer nur *den* Grad von Freiheit, in sich wie unter sich, haben, den ihr Mut ihrer Feigheit abringt?

*

In schweren Zeiten muß eine aufstrebende Nation Genies auch für die kleinen Stellen haben, die man in glücklichen Epochen mit Advokaten und Unterbeamten besetzt. Hätte Ludwig XVI. weiterregiert, so wären Danton und Moreau Rechtsanwälte gewesen, Pichegru, Masséna, Augereau Steuerkontrolleure, Desaix und Kleber Kompagniechefs, Bonaparte und Carnot Artilleriehauptleute (d. h. wenn sie

es über den Oberleutnant gebracht hätten), Lannes und Murat Huthändler oder Postmeister, Siéyès Großvikar und Mirabeau subalterner Diplomat.

*

Die Deutschen haben allesamt die Heiratsmanie. Die Häuslichkeit geht ihnen über alles. Unzweifelhaft würden sie mehr große Männer haben, wenn sie in der Mehrheit nicht so früh heirateten und damit im Spießbürgertum untergingen.

*

Im ersten Theater Roms führte man um 1785 Metastasios *Artaxerxes* mit der Musik von Ferdinando Bertoni (gestorben 1813) auf. Die Rolle des Arbaces sang der unvergleichliche Gasparo Pacchiarotti. In der berühmten Gerichtsszene, an der Stelle, wo der Komponist auf die Worte: *Eppur son innocente* . . . einige Instrumentaltakte folgen läßt, bemerkte Pacchiarotti zu seinem Schreck, daß das Orchester nicht weiterspielte. Was ist da los, was macht ihr? rief er den Musikern zu. Sie waren von der Schönheit der Situation und seines mächtigen Gesanges dermaßen hingerissen, daß sie aus ihrer Ekstase aufgerüttelt werden mußten. Und ganz naiv antworteten sie dem Sänger: Wir weinen!

*

Mailand, am 2. Oktober 1817

Luigi Bassi [bekannt der Nachwelt als erster Darsteller von Mozarts Don Juan] ist ausgezeichnet. Dem fehlt es nicht an Seele! Ein göttlicher Buffo, hätte er nur Stimme. Welch Feuer, welche Energie! Er spielt seit vierzehn Tagen in der *Testa di bronzo*. Ein geistvoller Mann; schreibt ent-

zückende Komödien. Ein Mensch wie er würde sich in Frankreich vor der Lächerlichkeit fürchten, wenn er sich in seiner Rolle (er spielt den feigen, empfindlichen Kammerdiener eines ungarischen Granden) unvergleichlich wichtig macht. Ich gestand ihm heute abend diesen Einwand. Er antwortete: Ich spiele, weil es mir selber Spaß bereitet. Ich kopiere einen bestimmten Lakaien, dessen inneres Wesen ich bei der Erstaufführung intuitiv erfaßt habe. Einen feigen Lakaien darzustellen, ist mir ein Genuß. Dabei schaue ich nie in das Parkett; ich würde meine Stimmung verlieren, ja mein Gedächtnis würde mich im Stiche lassen. Übrigens muß ich Schauspieler sein, da meine Stimmittel gering sind.

*

Gestern im Konzert der Madame Catalani sah ich den schönsten Kopf, den ich je in meinem Leben gesehen habe, den der Lady Fanny Harley. Einige Minuten war ich starr vor Bewunderung. *Raffael, ubi es?* Keiner unsrer kläglichen orden- und titelbehangenen Maler von 1817 vermöchte diesen Kopf darzustellen. Sie würden allesamt die Antike nachahmen oder stilisieren, wie man in Paris sagt, das heißt: einem Angesicht, das gerade durch das Fehlen des Kraftvollen so rührend wirkt, Ruhe und Kraft verleihen. Gewisse moderne Gesichter sind der Antike durch den Ausdruck leichter Erregbarkeit und unsagbar zarter naiver Anmut überlegen. Wenn wir wenigstens im Zeitalter des Ghirlandajo und des Giorgione (1490) lebten! Dann wären unsre Künstler imstande, die Natur getreu zu spiegeln, und was gäbe ich für einen Spiegel, der mich das Antlitz der Lady Harley, so wie ich es gestern sah, immerfort sehen ließ!

*

Wirklich bewundert habe ich in Mailand den Blick über die Baumwipfel der Villa Belgiojoso auf den Dom, die Fresken Appianis in dieser Villa und die Apotheose Napoleons im Palazzo reggio. Dergleichen bringt Frankreich nicht hervor. Um das schön zu finden, bedarf es keiner Gehirntätigkeit. Es erfreut das Auge. Ohne solche geradezu instinktive, unüberlegte Freude des ersten Augenblicks haben Musik und Malerei eigentlich keinen Sinn. Gleichwohl habe ich in Königsberg Leute gefunden, die durch Denken zum Kunstgenuß kommen. Nordische Naturen urteilen nach vorgefaßter Meinung, südliche nach der momentanen Sinnenfreude.

*

Um 1786 lebte in Brescia ein Graf Faustino Lecchi, ein Sonderling, dessen Energie an die Männer des Mittelalters gemahnt. Alles, was ich von ihm gehört habe, erinnert mich an die Art von Castruccio Castracani [1280–1328, Gewaltherrscher von Lucca]. Da er bloß Privatmann war, so beschränkte er sich darauf, sein Vermögen auf die seltsamste Weise zu verschwenden, für eine geliebte Frau große Torheiten zu begehen und schließlich eine Reihe von Rivalen aus der Welt zu schaffen.
Als einmal irgendein Kavalier seine Dame anblickte, die er am Arm führte, schrie er ihm zu: Augen weg! Und da der andre fortfuhr seine Begleiterin anzustarren, schoß er ihn auf der Stelle nieder. Für einen reichen Patrizier waren derlei Kapriolen belanglose kleine Vergehen; doch als Lecchi den Großneffen eines venezianischen Granden niedergestochen hatte, ward er verhaftet und in den berüchtigten Kerker neben dem Ponte dei Sospiri geworfen.

Lecchi war ein bildschöner Mann und sehr beredt. Er versuchte die Frau des Gefängnisverwalters zu betören, aber dieser kam dahinter und rächte sich durch seine Macht, d. h. er legte ihn in Ketten. Dies gab dem Gefangenen Gelegenheit, mehrfach mit dem Kerkermeister zu sprechen. In Ketten und ohne Geld gelang es ihm gleichwohl, ihn sich zu gewinnen. Der Mann fand Vergnügen daran, täglich ein paar Stunden mit dem merkwürdigen Gefangenen zu plaudern. Was mich am meisten quält, sagte Lecchi eines Tages zu ihm, das ist, daß es mir geht wie Euch. Ich habe Ehrgefühl. Während ich hier in meinen Ketten faule, brüstet sich mein Feind in Brescia. Ach, könnte ich ihn töten und dann sterben!

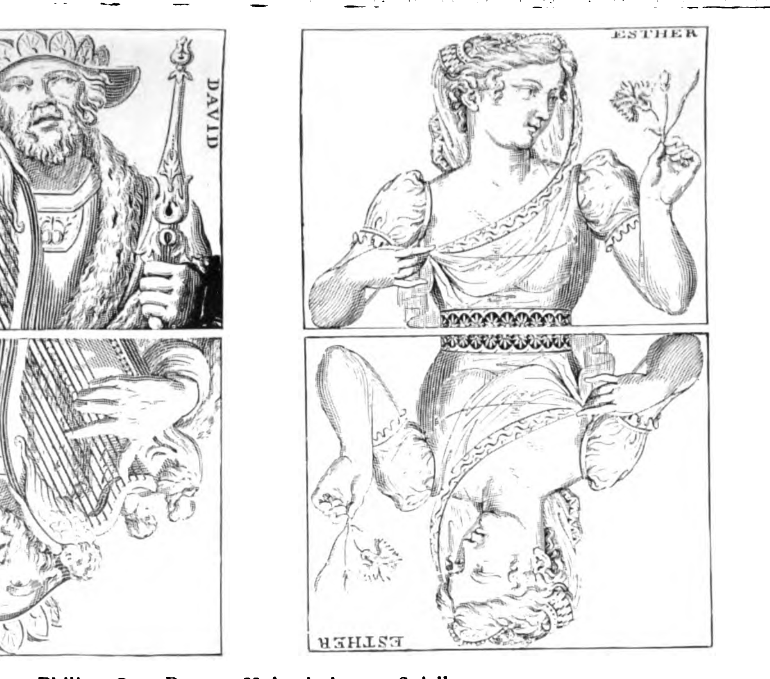
Gerührt sagt der Kerkermeister: Ich gebe Ihnen auf hundert Stunden die Freiheit.

Der Graf fällt ihm um den Hals.

An einem Freitagabend verläßt er den Kerker und fährt in einer Gondel nach Mestre, wo ihn eine Sediola erwartet. Vorbestellte Relais bringen ihn weiter. Am Sonntagnachmittag um drei langt er in Brescia an und postiert sich vor dem Domportal. Sein Feind kommt aus dem Vespergottesdienst. Inmitten der Menge streckt ihn ein Karabinerschuß nieder. Niemandem fällt es ein, den Grafen festzunehmen. Er schwingt sich in seine Sediola und trifft am Dienstagabend im Kerker prompt wieder ein.

Alsbald erhält die *Signoria* Meldung von der neuen Mordtat. Graf Lecchi wird zitiert. Er ist so schwach, daß er sich kaum vor seine Richter zu schleppen vermag. So scheint es wenigstens.

Man verliest ihm den Tatbericht.



Philipp Otto Runge: Holzschnitte zu Spielkarten

Wieviel Zeugen haben diese erneute Verleumdung unterschrieben? fragt Graf Lecchi mit einer Stimme wie aus dem Grabe.
Mehr als zweihundert! lautet die Antwort.
Die Herren wissen, daß ich am Tage des Mords, am letzten Sonntag, hier im gottverfluchten Kerker gesessen habe. Seht, solche Feinde habe ich!
Einige ältere Richter waren erschüttert; die jüngeren wollten ihm als Sonderling sowieso längst wohl. Kurz, der neue Mord brachte ihm die Freiheit ein.
Ein Jahr später empfing der Kerkermeister durch die Hand eines Priesters 180 000 Lire venete (75 000 Goldmark). Der Graf hatte sein letztes schuldenfreies Gut verkauft.
Spaßig ist eine andre Geschichte. Vierzehn Tage lang hauste er aus Eifersucht in einem Kamin, um seine Geliebte zu belauschen. Zu seiner maßlosen Freude stellte er ihre Treue fest. Am fünfzehnten Tage hat sie eine Unterredung mit einem schwerreichen jungen Herrn, der ihr seine Liebe erklärt, schließlich aber mit der Hand ihrer Tochter vorliebnimmt. Im Moment, wo Lecchi von der Unschuld der Angebeteten überzeugt ist, läßt er sich plötzlich aus dem Kamin fallen und sagt lachend zu dem verblüfften jungen Manne: Du kommst heil davon, weil du es mit einem Ehrenmann zu tun hast, der gründlich vorzugehen pflegt. Jeder andre hätte dich ohne weiteres erledigt und sich nicht die Mühe gemacht, den Tatbestand aufzuklären.
Lecchi war immer heiter, niemals düster, und seine Scherze entbehren nie der Anmut. Eines Tages, in der Karwoche, läßt er den Beichtvater seiner Geliebten zu einem seiner Buli (Bravi) rufen, der den Sterbenden spielen muß. Er

selber sitzt mit am Bett und reicht dem Geistlichen ein Glas Wein mit Opium. Wie der Priester eingenickt ist, zieht er ihm das Ornat vom Leibe, schreitet gravitätisch in den Beichtstuhl und examiniert seine Cœurdame.
Lecchi ist hochbetagt gestorben, von seinen Nachbarn gefürchtet, unter Hinterlassung von zwei Töchtern und vier Söhnen, alle von hervorragender Schönheit.

Aus „Stendhal, Gesammelte Werke, Band I, Gedanken, Meinungen, Anekdoten“ Deutsch von Arthur Schurig.

*

REISE IM NÖRDLICHEN AFRIKA

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Das Gespräch in Saleh

DER Anfang war schwierig, sagte der Hauptmann de B. Ich war mit fünfundzwanzig eingebornen Reitern ganz allein dort unten im Atlas; das Gebiet, das ich „in Ruhe zu halten“ hatte, umfaßte zehn Tagesreisen mit einer Bevölkerung von vielleicht zweimalhunderttausend Berbern, nomadische und niemals zur Ruhe und zur Unterwürfigkeit geneigte Stämme; man war zu Anfang des großen Krieges und unsere Situation hier im ganzen höchlich auf der Schneide des Messers. Aber es war dies der große Moment des Marschalls Lyautey – einer der großen Momente seines Soldatenlebens – Sie haben davon gehört –, und wir sind imstande gewesen, unsere Aufgaben zu lösen, sowohl im großen ganzen als im einzelnen. Ich die meinige aber nur durch die Hilfe eines Deutschen.
Ich sah ihn an.

Dieser Deutsche befand sich nicht bei mir; ich habe ihn nie gesehen. Aber als ich mich auf meinen Posten begab, wußte ich, daß ich nichts ausrichten würde, wenn ich zu urtümlichen und kriegerischen Menschen durch den Mund eines Dolmetschers spräche – in einer Lage, in der alles auf die persönliche Geltung ankam. Es handelte sich um die Sprache, welche diese Stämme dort im Süden und auch weiter südlich des großen Atlas sprechen, um das „Schlö", eine Sprache, deren Kenner in Europa damals wohl an den Fingern einer Hand hergezählt werden konnten. Aber ich hatte in der Tasche eine vollständige Grammatik der Schlö-Sprache, keine fünf Jahre alt, das Werk eines Deutschen.
Einer unserer fleißigen Reisenden, der vor eurer Ankunft das Atlasgebiet durchstreift und diese philologischen Kenntnisse gesammelt hatte, sagte ich.
Keines Reisenden. Dieser Herr hat sein Leipzig nicht verlassen und seinen Fuß nicht auf die afrikanische Erde gesetzt. Aber der Zufall hat einmal fünf Schlö-Tänzer nach Leipzig verschlagen; sie sind, scheint es, dort in einem Zirkus aufgetreten.
Und mein Deutscher? Das heißt, Ihr Deutscher?
Hat sich über sie hergemacht und sie nicht verlassen, bis er diesen Menschen in Gott weiß was für Gesprächen, mit Gott weiß welchem Aufwand an Ausdauer, Geschicklichkeit und philologischem Genie die Elemente ihrer Sprache herausgelockt und diese in ein grammatisches System gebracht hatte, das ich heute, wo das Schlö mir in zehnjähriger Übung geläufig geworden ist, nur noch mehr bewundere. Wenn Sie jemals nach Leipzig kommen und Herrn Stumme begegnen –

So werde ich diesem deutschen Gelehrten sagen, daß er einem französischen Offizier einen sehr praktischen Gefallen erwiesen hat. Sic vos non vobis –

Das zarte, aber sehr feste Gesicht des Hauptmannes de B. faßte sich aus der Gelöstheit des leichten Gespräches zu einem Ausdruck zusammen, der sehr militärisch war. So mußte dieser Mann aussehen, wenn sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten. Aber die Schwierigkeit dieses Augenblicks war ganz innerlicher Art; dies verriet sich augenblicklich in einem leichten Erzittern der Augensterne. Er war in der sympathischen Art verlegen geworden, in der sich bei männlichen und entschlossenen Menschen die jähe Verlegenheit ausspricht; er sah in diesem Augenblick um zwanzig Jahre jünger aus, als er war. Der Gedanke hatte ihn gestreift, mich oder uns, nämlich mich und den abwesenden Unbekannten zusammen, möglicherweise verletzt zu haben. Mein Zitat aus Vergil war für sein sehr empfindsames Zartgefühl schon zu scharf gewesen.

Aber, sagte ich schnell, um dies wieder gutzumachen, Sie haben beide wunderbar kollaboriert, und es liegt darin, wie der Deutsche aus einem fast Nichts von Gegebenheit ein System von Erkenntnissen hervorspinnt und wie Sie sich wieder dieses Resultats in der entgegengesetzten Sphäre, in der des praktischen Lebens, bedienen – es liegt viel von dem Wesen beider Nationen darin ausgedrückt. Aber, sagen Sie mir dies, wenn ich Ihnen eine direkte Frage stellen darf: Sie haben diese fünf Jahre bei dem Kaid eines berberischen Stammes zugebracht als sein Hausgenosse. Es war ein Mann um weniges älter als Sie, dieser junge Fürst, ein Soldat wie Sie. Er war Ihr Verbündeter und Gastfreund.

Sind Sie Freunde geworden, Freunde durch die Sympathie des Gespräches und durch die Sympathie des Schweigens, in einer ähnlichen Weise, wie es mit einem Europäer fast unvermeidlich gewesen wäre?
In einer besseren Weise, als mit sehr vielen Europäern, antwortete er; und was er sagte, um diese Antwort zu begründen, war mir schön und merkwürdig, aber ich zeichne es hier nicht auf. – Wir saßen, als wir dies sprachen, auf dem flachen Dach der Medersa von Saleh, der alten kleinen Stadt der atlantischen Küste, deren Einwohner alle „Andalusier" sind – einst Vertriebene aus den maurischen Königreichen in Spanien – und daher von einem besonderen Stolz, einer besonderen Wohlerzogenheit, einer besonders hohen Bildung. (In den Jahrhunderten aber, die dann folgten, liefen von hier aus die gefürchteten maurischen Piratenschiffe, vor denen die Küste von Cadix bis Genua oder Livorno zitterte.) Zu unseren Füßen lagen die engen Straßen der Stadt, draußen das Meer, einwärts das Land; rechter Hand der starke Fluß, der sich hier ins Meer ergießt, und überm Fluß die größere Stadt Rabat, weiß und von einer hohen, gelbbraunen Mauer umgeben. Ich sah aufs Meer hinunter, auf Rabat hinüber. Störche flogen überall. Die Farben in dieser Stunde vor dem Sonnenuntergang waren von einer unglaublichen Kraft: das Meer von der reinsten Bläue, die Häuser der Stadt überm Fluß von leuchtendem Weiß. Über dem Meer hatte sich aus dem goldenen Dunst des Abends eine einzige schmale Wolke gebildet. Sie glich einem Fisch aus einer durchscheinenden Koralle geschnitten; an seinem Kopf ging das Korallenfarb in ein durchscheinend glühendes Gold über.

Der Hauptmann hatte sich in meinem Rücken zu den vier oder fünf anderen jungen Herren gesetzt, die uns begleitet hatten. Sie saßen auf einem schmalen Mauerrand, hoch über der alten Piratenstadt, die immer mehr ins vornächtliche Dunkel versank, und sprachen miteinander. Ich hörte ihnen zu und verlor mich zugleich an der Schönheit der Farben, mit denen alle Gegenstände im Bezirk des Meeres und der Erde über alle Begriffe geschmückt waren. Von einem einzelnen Baum, der zwischen der Stadt und dem Fluß stand und im reinsten Smaragdgrün leuchtete, schwang sich ein großer Vogel. Er schien wie aus Edelsteinen zusammengesetzt. Er flog über den Fluß, näherte sich den Mauern von Rabat, die wie vom Widerschein eines Brandes erglühten – wich wieder zurück, überflog eine Mauerbresche und ließ sich im Gewipfel von schönen Bäumen nieder, dort drüben: das war Schella: der Wallfahrtsort, der murmelnde Quell, der kleine Friedhof mit den alten, verfallenen Sultansgräbern. Meine Phantasie war mit dem Vogel ganz dort drüben; zu sehr im Flug nur hatte ich die zauberische Stätte betreten, zu der ihn, sooft er wollte, die Flügel im schwimmenden Abendlicht zurücktrugen. Aber wir sind gemäß dem Reichtum unserer Sinne einer mehrfachen Aufmerksamkeit fähig. Ich verlor kein Wort von dem Gespräch, das ein paar Schritte von mir geführt wurde. Sie sprachen lebhaft; die jungen Stimmen kreuzten sich, aber das Gespräch blieb durchsichtig. Jeder von ihnen warf sich hinein, hielt wieder an sich, im Vergnügen des Zuhörens, warf sich wieder hinein; keiner rang nach Geltung, aber jeder kam zur Geltung.

Ich wandte mich zu ihnen um. Eure Sprache, sagte ich,

eure französische Sprache, welch ein Quell der Geselligkeit, welch ein Zusammensein! Indem ihr sprecht, befindet ihr euch in einem Saal, der die geistige Blüte der ganzen Nation umschließt. Ebenso in eurer Gesellschaft wie die Ausgewähltesten der Mitlebenden sind auch die Toten – sie sind es nicht nur, indem ihr sie beim Namen nennt, sondern in tausend Wendungen und Schwebungen eurer Rede ist ihre fortwirkende Gegenwart fühlbar. Euer Gespräch ist schlechthin die geistige Allgegenwart der Nation. Aber auch davor, daß die Sprache dadurch überfeinert und künstlich würde, hat euer Schicksal euch bewahrt. Nicht mehr zwar erneuert sich euch aus dem tiefsten Quell, wie vielleicht den Deutschen, die volle Flut der Bilder, Gefühle und Anschauungen; eure Sprache ist fertig, sie ist da, voll Bewußtsein, taghell; wie sie auserlesen ist als Gedächtnis der Jahrhunderte, ist sie voll Gegenwart als unmittelbares Echo des Tages; und ohne große Schwünge und wilde Flüge belebt sie sich immer wieder in sich selber. Ihr redet eine Sprache aus dem Mund der liebenden Frau, des Gelehrten, des Politikers, des Soldaten. Aus den Redensarten und Wörtern, die der lebendige Alltag hervorbringt, schlagt ihr doppeltes und dreifaches Kapital. Ihr braucht sie in der höheren, endlich in der höchsten Sphäre – so wird euch diese nie dünn und gespenstisch. Alle Pulse eurer Sprache klopfen immer frisch, und wo man ihr begegnet, das ganze Volksgemüt ist immer lebendig. – Ich sprach lebhaft und aufrichtig, aber ich fühlte, indem ich sprach, daß ich nicht ganz aufmerksam bei mir selbst war. Ich sah nach Schella hinüber. Ich war mit meiner Phantasie, während ich weitersprach, dort drüben in der Falte des Hügels, bei dem mur-

melnden Quell, über den sich Feigenbäume und wilde Birnbäume beugten. Ich sah noch die verfallenen Sultansgräber, um die mit sonderbaren Sprüngen und murmelnd ein Schatzgräber kreiste, ein alter, wirrhaariger Mann, der fern aus dem Sus gekommen war, angezogen von dem Geheimnis der Schätze Goldes, die hier mit den großen vergessenen Sultanen begraben waren. Ich sah die zwei schönen Greise, die von ihren Maultieren gestiegen waren, sinnend unter einem gewaltigen Maulbeerbaum sitzen und den Frieden des Ortes genießen; und ich sah den kleinen Trupp von Pilgerinnen aus dem Süden, wie sie, unter sich lachend, ihre Schleier lüpfen, damit der Anhauch der Schattenkühle sie treffe, oder der Blick von uns Vorübergehenden. Ich hatte zu schnell von dort wieder weg müssen. Der Fleck Erde dort, und das Verschwundene – das Geheimnis der Zeiten (denn es war vordem eine mächtige maurische Hauptstadt dort gestanden, und jene fürstlichen Gräber waren ihre letzte Spur; und vordem waren die Goten dort gesessen, und vordem die Vandalen, und vor diesen die christlichen und die heidnischen Römer, und vor ihnen die Numider; und vor diesen hatten die Karthager und die Phönizier auf diesem Hügel gehaust, und der murmelnde Quell war ein Heiligtum der Tanit, und auch davon: daß hier einer Liebesgöttin gedient wurde, davon umweht ein Etwas diese Hügel, davon haftet ein Etwas dunkel im Bewußtsein auch dieser Pilgerinnen aus dem Süden, und die Schleier lüpfen sich leichter als anderswo unterm Anhauch dieses feuchten Quellgrundes); dies Verschwundene alles, auch im Wort nur geisterhaft Gegenwärtige, und das, was noch dort war; die Einmaligkeit des Ortes und der Stunde, die Kürze des

Lebens, die Welt, die Fremdheit – dies alles bewegte sich in mir und hob mich fast aus mir selber. Aber so weiträumig ist unser Gemüt in manchen Augenblicken: auch noch einem anderen Gedanken folgte ich, und er bewegte sich wolkenhaft mit großen, weiten Aspekten zugleich in mir und vermischte sich noch mit jenen Mischgefühlen aus halb sehnsüchtiger Ergötzung und staunender Bangigkeit, die auf dem Grunde der Seele des Reisenden liegen und manchmal überstark aufsteigen. Es war, indes meine Lippen noch das Lob jener anderen Sprache formten und mein Auge sich an dieser abendlichen Landschaft verlor, der Gedanke an die eigene Sprache, und wie unser ganzes Schicksal in ihr ist. Wie die hohe Sprache bei uns aufsteigt ins unheimlich Geistige, kaum mehr von den Sinnen Beglänzte, und wie der Sprachsinn dann müde hinabsinkt ins Gemeine oder sich in den Dialekt zurückschmiegen muß, um nur wieder die Erde zu fühlen – und dazwischen ein Abgrund. Wie jeder sich die Sprache neu schaffen muß und nicht weiß, ob er noch tut, was er darf, oder schon ins Müßige, Künstliche gerät, und jeder in diesem Tun jeden bezweifelt und befeindet und oft auch sich selber, und wie die Sprache doch durch die Herrlichkeit ihrer Aufschwünge und Offenbarungen wieder alles Erlittene aufwiegt.

Indem ich meinen zwiefachen Gedanken nachhing, von denen die einen eine Träumerei der Sinne waren und die anderen ein plötzliches Wiedererleben von etwas oft Gedachtem und Gewußtem, und sich doch beide berührten in dem besonderen Lebensgefühl dieses Augenblicks zu einer Einheit von wunderbarer Natur: Einsamkeit, Angst des Individuums – und die völlige Überwindung beider durch

den Geist, schlug es an mein Ohr, daß jetzt eine besonders junge Stimme lebhaft sprach und daß das Thema der Unterhaltung gewechselt hatte. Ich sah hin. Dieser junge Herr trug Zivil. Er mochte zum Zivilkabinett des Marschalls gehören oder zu dem kleinen Stab junger Historiker und Orientalisten, welche ich beim Tee in der neubegründeten Bibliothek in Rabat kennen gelernt hatte. Er sprach von Deutschland, von der Schönheit einer Stadt, einer Gegend, dem Zauber eines kleinen Friedhofs: von dem Friedhof in Bonn, wo Schumann begraben liegt.
Sie lieben Schumann? fragte ich.
Ich weiß, sagte er, man sagt in Deutschland, es ist nicht möglich, Schumann zu lieben, seit Wagner existiert hat, oder es ist nicht denkbar, daß man Schumann liebe, da es doch Bach gebe – aber ich weiß nicht...
Er wurde verlegen, da er sich vor dem Fremden zu tief in das weglose Dickicht der deutschen Komplikation verstrickt fühlte. Und da Verlegenheit immer verjüngt, so wurde er vollends zu dem hübschen Knaben, der er vor zehn Jahren gewesen war. Er sprang schnell ab und sagte: Es war eine Christnacht, in einem der Kriegsjahre, ich glaube 1917. Ich war damals ganz jung. Ich war im Graben irgendwo; der deutsche Graben war sehr nahe. Gegen Mitternacht hörte auf beiden Seiten das Schießen auf, und es wurde ganz ruhig. Die Sterne standen groß und still über den beiden Völkern. Aus der Ferne, dort wo unsere Linie umbog, hörte man die Marseillaise spielen, ganz leise und geisterhaft. Dann fing im deutschen Graben eine Stimme an zu singen. Es war eine wunderbare Tenorstimme, und sie sang Bach. Oh, welche Sprache Sie haben! Denn das ist Ihre wahre Sprache.

Da stand P. V. auf, mit dem ich schon auf dem Schiff viel gesprochen hatte. Es schien ihm nicht recht zu sein, daß sein junger Freund (er selbst war in der Tat um wenige Jahre älter) das frühere Gespräch mit dieser Wendung gleichsam abgeschlossen hatte.
Nein, sagte er. Eure Musik ist eine große Herrlichkeit, aber nicht sie ist eure Sprache. Sie ist neben eurer Sprache noch gegeben, als ein Mehr vielleicht, als ein anderes. – Aber die deutsche Sprache ist ein großes Geheimnis. Sie ist euer Schicksal, das des ganzen Volkes und das jedes Einzelnen. (Mir war, als antwortete er auf das, was ich früher gedacht, aber nicht ausgesprochen hatte.) Goethe hat unter ihr gelitten, und jeder, der nicht Goethe ist und sich in ihr wahrhaft ausdrücken will, läuft Gefahr, von ihr verschlungen zu werden. Sie ist unbequem, aber großartig. Ungesellig, ich weiß, daß ihr selbst sie manchmal so genannt habt, „weltlos“, ja, das mag sie sein, aber immer mit einer Welt trächtig. In einem ungeheuren ruhelosen Auf und Ab wandelt sie beständig Geist zu Leib, Leib zu Geist. So gebietet sie euch die Form eures Lebens: euer geistiges Leben ist immer erneute schmerzvolle Neugeburt. Eure Toten sind nicht beständig bei euch, sie sind nicht in einem Saal mit euch, wie die unseren. Aber sie werden euch in wilden Stürmen neugeboren. Heinrich von Kleist, Büchner, Hölderlin; ich sehe diese vor hundert Jahren Verstorbenen stärker in euer Leben eingreifen, als wen immer von den Lebenden. Und seid ihr nicht im Begriff, euer ganzes siebzehntes Jahrhundert umzuwerten? Denn ihr ruhet nicht auf dem Sein, sondern ihr habt euer Schicksal im Werden. Aber welch ein Wunder, eure Sprache! Welche Weite! Welche Be-

fruchtung aus der Dunkelheit! Sie isoliert mehr, als sie verbindet; aber das Große isoliert immer, das Poetische isoliert, und das Genie ist immer einsam. Welche Möglichkeit aber für das Genie, in dieser Sprache fast über die Grenzen der Menschheit hinauszukommen!

Sein ernstes, oft einem leidenden Ausdruck nahes Gesicht belebte sich sehr, indem er sprach. Er war glücklich, so beredt und frei ein geistiges Phänomen zu bewundern und Sympathie zu äußern. Einzelnes, die Eigennamen natürlich, aber auch andere Wörter, sagte er auf deutsch, in einer sehr reinen, hauchenden, schwebenden Betonung; so dies Wort „weltlos“, das „Weltlose“. Eigentümlich kamen mir diese deutschen Wörter in seiner Rede entgegen: so zart, wie gespiegelt, etwas geisterhaft.

Alles aber auch um uns sah in diesem wunderbaren Licht aus wie gespiegelt. Die Häuser uns zu Füßen, die hohen gelbroten Mauern drüben in Rabat, Tiere und Menschen am Ufer des Flusses, alles war völlig entkörpert. Die schmale Wolke in der Gestalt eines Fisches glühte purpurviolett. Ein Starenzug flog von ihr aus gegen Osten hin, und dort ging das Türkisblau in ein zartes Grün über. Das Ferne schien sehr nahe – das Nahe ungreifbar vergeistigt. Alles bebte in sich, aber eine Harmonie hielt alles in zauberhaftem Gleichgewicht, und die Offenbarung des Schönen schien eine ungeheure Bedeutung anzunehmen, die uns, im nächsten Augenblick, fühlten wir, sich zu unverlierbarem Besitz enthüllen würde.



MYSTISCHE DICHTUNG

HILDEGARD VON BINGEN
(1098—1179)

Sequenz zu Ehren des Heiligen Geistes

O Feuer des Tröstergeistes, du Leben des Lebens aller Kreatur, heilig bist du, weil du die Wesen lebendig machst. Heilig bist du, weil du die gefährlich Zerbrochenen salbst. Heilig bist du, weil du die eiternden Wunden reinigst.
O Atem der Heiligkeit! O Feuer der Liebe! O süßer Genuß der Seelen und Eingießung der Herzen im guten Geruche der Tugenden.
O reinste Quelle, in der man sehen kann, daß Gott die Abtrünnigen sammelt und die Verlorenen aufsucht.
O Panzer des Lebens, du Hoffnung der Verbindung aller Glieder, o Gürtel der Ehre, bewahre die Glücklichen.
Schirme, die eingekerkert sind vom Feind, und löse die Gebundenen, welche die göttliche Macht bewahren will.
O gewaltigster Gang, der alles durchdrungen hat in den Höhen und auf Erden und in allen Abgründen, du sammelst und vereinigst alle.
Durch dich strömen die Wolken, fliegt der Äther, haben die Steine Feuchtigkeit, senden die Gewässer die Bächlein aus und treibt die Erde ihr Grün.
Du auch erhebst immer die Unterwiesenen, die durch die Einhauchung der Weisheit froh gemacht sind.
Darum sollst du gepriesen sein, der du der Klang des Lobes und die Wonne des Lebens bist, die mächtigste Hoffnung und Ehre, welche spendet die Gaben des Lichtes.



Carmen sponsae (Lied der Braut)

(15. Jahrhundert)

Hätt ich die Flügel von Seraphim,
ich wollte so hoch fliegen,
herauf in die Ewigkeit
zu meinem süßen Liebe.

So wollt ich sagen: „Gott, Vater mein,
nu gib mir eine Kronen,
da ich so lange darumb gedient.
Wanne willt du mirs lohnen?“

„Was wolltst du mit der Kronen mein?
Was wolltst du mit der Kronen?
Du magst wohl ein klar Spiegel sein,
darin ich kläre mein' Augen.“

„Daß ich dir aber ein Spiegel bin,
das mag mir Freude bereiten.
Doch gib mir noch ein Doppelkrone
und setz mich an deine Seiten.“

„Nu sei froh, mein liebe Braut,
ich soll dir geben die Kronen,
ich han so viele Jungfraun schön
hier oben an meinem Throne.

Sie sind gezieret und wohlgetan,
sie kommen aus fernen Landen,
sie han überguldete Kleider an
und Palmen in ihren Handen.“

Als sie vor die Pforte kamen,
da fragten sie unsern Herren,
ob er sie lohne hundertfalt,
sie haben darumb gestritten.

„Geht fort, ihr hehren Seraphim,
geht fort, ihr Engel alle,
schmückt mir diese liebe Braut,
daß sie mir wohl gefalle!“

Sie führten sie in der Jungfraun Chor,
sie sollten sie da zieren;
da kam die heilge Dreifaltigkeit
und sollte sie konfirmieren.

Maria bracht ein Hemdechen,
das war von Seiden kleine:
„Nu tu dies an, o liebe Braut,
von Sunden bist du reine!“

Unser Herre bracht einen Mantel dar,
ein' Mantel von gutem Golde:
„Nu tut ihn umb meiner lieben Braut,
denn dies ist meine Getreue.“

Der Heil'ge Geist bracht ihr eine Kronen,
so wunderbar geschlagen,
daß all die hehren Seraphim
allsolche nimmer sahen.

Johannes bracht ihr ein Hütechen,
ein Hütechen von Minne.

Sie ging vor ihren Bräutigam stehn
als eine Königinne.

Allda so ward ein Feuer entfachet,
allda so saß sie inne.
„Ach," sprach sie, „o süße Lieb,
ich brenne in deiner Minne."

*

NOVALIS

(1772—1801)

Hymnen

Wohin ziehst du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rausches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchstreif ich mit fremdem Mut.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternenkranz
Cäsars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugesellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen sterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich sagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchische Jungfrau
Am Hebrus staunt
Und im thrakischen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir seltsam und fremd



Kaiser Heinrich VI. und sein Kanzler Conrad
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung

Der Flüsse Gewässer,
Der einsame Wald . . .

*

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gib Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb und süße Scham
Hielt Ihn, daß Er nicht längst schon kam.

Treib Ihn von dir in unsern Arm,
Daß Er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle Ihn,
Und laß Ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Öl, in Klang und Tau
Durchdring Er unsrer Erde Bau.

So wird der heilge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür . . .

Aus dem Dom-Bande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten“.



EIN MODERNER BRUMMEL

VON RUDOLF KASSNER

SEIN Gesicht? War zunächst noch lange nicht das Gesicht. Sein Gesicht waren die Schuhe von Coyle und Early, war der Anzug von Poole, war seine Art, die Krawatte zu binden, war seine Wäsche, war sein zugleich muskulöser und graziler Hals, der aus prachtvoll ausladenden Schultern aufstrebte – nicht den Schultern des Antinoos, als in welchen die zwiefache Schönheit des Männlichen und Weiblichen vereint erscheint, sondern ganz männlichen, strengen, kühnen –, war der völlige Mangel an Beleibtheit, welcher sich freilich mehr als das Ergebnis einer gewissen Bemühung und die glückliche Fügung der Natur denn jenes einer langen Zucht dem Kenner verriet, war der schmale Schädel, als welcher die überaus kostbare Eigenschaft hatte, daß jeder Hut darauf richtig saß. Wie mehr als bloß peinlich, wie beinahe schreckhaft zu denken oder einmal zu träumen, er sei durch die Natur gezwungen, einen seiner wundervollen Hüte auf dem kugelrunden Schädel eines sächsischen Zollbeamten zu tragen! Es kann füglich behauptet werden, daß in keiner der großen Weltstädte, die in Betracht kämen, ein Gesicht zu finden war, das also im Einklang gewesen wäre sowohl mit der Kleidung wie auch mit dem Automobil dessen, für oder gegen den dieses Gesicht sprach. Das Gesicht: die Backen, das Kinn, die Schläfen (Zwischenbemerkung eines Boshaften und Voreiligen: vielleicht gibt es in diesem Gesicht nur Backen, Kinn und Schläfen?) waren nicht so sehr geschaffen (von Gottes Hand) wie geschnitten, es ist gut, hin-

zuzufügen: aus einem völlig Gegebenen und Verfügbaren, nicht anders geschnitten als schließlich die berühmten, viel beneideten, immer nachgeahmten und nie erreichten Revers seiner Sakkos und Überröcke. Was aber dann, wenn er vielleicht dennoch trotz allen glücklichen Fügungen und Begünstigungen der Natur unter der Hutkrempe eine wenn auch nur leise gewölbte Musikerstirn oder zwei tüchtige Buckel über den Augen oder rückwärts einen übermäßig geschweiften Hinterkopf besäße? Warum auch sollte ihm nicht ein Vorfahre diese Zeichen einer gewissen – nach der Ansicht der Phrenologen – inneren Begabung und Berufung vermacht haben? Ach nein, so ist ihm nicht beizukommen. Damit auch das zur Sprache komme: er hatte gar keine Vorfahren oder verschwieg sie, soweit er welche hatte, da solche nur seine kostbare, ja einzige Gegenwart in einer entschiedenen Weise zu stören imstande gewesen wären. Seine Stirn war also ... Ja, was war sie? Haaransatz, notwendiger Bestandteil der Frisur? Nein, sie war und sie war nicht. Denn das Geheimnis und der Zauber seines Gesichtes bestand darin, daß niemand von denen, die es zu besehen öfter Gelegenheit hatten, genau und eindeutig zu sagen wußte, wie dessen Einzelheiten in Wirklichkeit beschaffen wären. O einzige Harmonie und Gegenwart! O einzige Sicherheit des Lebens, also das Ja und das Nein der Dinge zusammenzubinden, daß daraus die völligste Bezauberung floß für jeden, dem die Fähigkeit eignete, sich solchem Zauber hinzugeben! Was war also hier nicht Gesicht? Sein Gang gehörte dazu, jede seiner Handbewegungen, die nicht leichte Kunst, etwas in die Hand zu nehmen und wegzulegen, so schwer wie jene, zu sehen

und nicht zu sehen, alles und nichts zu geben – es geht immer um die Bindung des Ja mit dem Nein –, dazu gehörte nicht minder sein gutes, starkes Gebiß, sein gesundes, frisches Zahnfleisch, die unbrüchigen Nägel seiner Finger, seine matten, trockenen Farben, als welche auf ein ruhiges Herz, eine ausgezeichnete Verdauung sowie Funktion der Niere schließen ließen. Würden nicht kranke Nieren oder eine schlechte Blutzirkulation das ganze System dieser Eleganz in Frage stellen und aufheben müssen? Ich sage endgültig und ein für allemal, sein Gesicht war nicht dieses oder jenes Detail, sondern die Eleganz überhaupt, und diese war von so supremer Einfachheit und dennoch durch Neuheit, irgendein Unerwartetes, einen Risque also aufrührend und erschütternd, daß Frauen und Jünglinge nie wußten, ob sie sich in ihn oder in sein Bild verliebten, in die Vorstellung von ihm, in seine Anmaßung, wobei auf der Stelle zu bemerken ist, daß zwischen ihm und dem Angemaßten völlige Identität bestand, so daß er immer auch das war, was er zu sein vorgab. Er war allen, die sich in ihm sehen wollten, ein Spiegel, doch so, daß die Menschen darin nicht sich selber, sondern ihn sahen, weshalb es nicht nur schwer, sondern auch unmöglich, ja sinnlos war, in ihn einzudringen oder ihn besitzen zu wollen. Es ist jetzt an der Zeit, das tiefste und wahre Geheimnis dieser seiner vollkommenen Eleganz und damit auch seines Gesichtes auszusprechen: die Ausrottung der Sehnsucht im Menschen. Es sollte diese, es sollte keine Albernheiten des Herzens, keine Schauspielerei, keine Kulissen mehr geben, es sollte überhaupt keine Schauspieler oder nur mehr ganz lächerliche geben. Nur so, durch die Ausrottung der Sehnsucht, ist die

gewiß merkwürdige Tatsache zu begreifen, daß diese Eleganz unmittelbar auf das Geschlecht wirkte und den Frauen und Jünglingen in seiner Nähe die Stimme verschlug, das Blut in die Wangen peitschte und die Hände zittern machte ...

Wie war nun aber sein Gesicht wirklich? Ohne die unvergleichliche Umgebung und Landschaft der Eleganz? Ist nie ein Beobachter so weit vorgedrungen: bis zum wirklichen, bis zum nackten Gesicht? Oder gab es dieses wirkliche Gesicht nicht? Statt dessen aber zuweilen eine sehr deutliche Verlegenheit im Ganzen, im Gesicht des Gesichts, etwas Verwischtes, Unklares, Trübes, fast Geärgertes, fast Beleidigtes, als hätte ihn jemand einmal geschlagen, etwas fast Böses. Es ist keineswegs ein Grund dafür anzugeben; Gründen wären wir wohl noch, sage ich hier in seinem Namen, gewachsen, doch ist es so da und vorhanden, daß ich mir vorstellen kann, wie in Augenblicken, die gewiß von der Eleganz in Abzug zu bringen wären, der pure Ärger, die pure Bosheit aus dem Ganzen nur so herausquoll ... Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß der alte, große, unsterbliche Brummel vor seinem Tode im Wahnsinn, der ihn überfallen hatte, seinen eigenen Kot fraß ...

Zuweilen versuche ich mir vorzustellen, wie Don Quixote, wohl der denkbar größte Gegensatz zu Brummel, ausgesehen haben mochte: so lang, so ausgerenkt, übertrieben und verzogen wie der Schatten eines Dinges am frühen Morgen oder am späten Nachmittag, erhaben und lächerlich zugleich wie die Sehnsucht. Doch das Wichtige, das Bedeutende waren gewiß weder die Figur noch das Auge, aus welchem wohl der Wahn bis kurz vor dem Tode des

Helden sprach, sondern der Mund. Ich meine, daß um diesen Mund in Augenblicken eine solche unsagbare Süße und Unschuld, eine solche fast überirdische Güte und Reinheit gewesen sein müsse, daß einer, der dies einmal erblickt und erfaßt hat, auf der Stelle oder nach Jahren in der Erinnerung daran noch aufschluchzte und erschauerte vor Seligkeit darüber, was seinem Auge, gewohnt, das Erbärmliche an allen Orten zu sehen, hier zu erschauen verliehen ward.

Aus „Rudolf Kassner: Die Verwandlung. Physiognomische Studien"

*

BRIEF AN NIKOLAUS MEYER
VON CHARLOTTE VON SCHILLER

Weimar den 24ten Feb: 1806.

Erlauben Sie, mir Ihnen selbst, meine Empfindungen des Danks auszusprechen. Ihr Gedicht, so wohl wie das zierlich, und schön erdachte Geschenk, welches ich Schillers Freunden zu ehren heilig aufbewahren werde, haben mich sehr gerührt!

Es ist mir eine tröstende Empfindung dem Antheil und die Liebe für das heiligste Andenken meines Lebens, in so vielen Deutschen Herzen zu finden, und jede neue Stimme die zu mir dringt, ist mir um so werther, da ich immer gern einen Anklang an meine eignen Schmerzen vernehme. Je schneller die zeit fortschreitet, in der ich meinen verlust beweine, je tiefer ists in meinem Herzen dieses Gefühl, daß mich durch ein trauriges leben begleiten wird.

Mein Leben hat nur noch dem Werth in der Klage um Schiller! aber eine Brust die meinen Schmerz ahndet, versteht mich wenn ich sage, daß ich Augenblicke habe die mich über dem Schmerz erheben, u. die mir durch die Erinnrung der Vergangenheit noch eine reiche Existenz geben.
Ihre Zueignung hat mich innig gerührt!. dafür daß Sie grade diese Scenen und Stellen aus Schillers werken selbst wählten, danke ich Ihnen auch, denn es sind auch diese, die ich mir oft sagen muß, um mich zu erheben über das leben, oder um ihm zu klagen.
Jezt ist es noch das einzige was mir das Leben Gutes bieten kann, in der vergangenheit zu leben, und das Andenken an Schiller in Seinen Kindern lebendig zu erhalten. Ich hoffe sie sollen einst durch ihre Handlungen zeigen, daß sie sich des Nahmens ihres ewig Geliebten Vaters, werth machen wollen, auch werden sie sich immer bestreben, Dankbar zu sein, und mit Freude werden sie sich zu einer Nation rechnen, der das Andenken ihres Vaters so heilig ist.
Sie werden die Güte haben, und Ihren Freunden meine Rührung und Dankbarkeit auszusprechen. Mit Achtung und Ergebenheit.

Charlotte von Schiller.

*

ROSALINO

VON D.H.LAWRENCE

Rosalino paßt wirklich zum Hause, obgleich er erst zwei Monate hier bedienstet ist. Als wir hingingen, um uns das

Grundstück anzusehen, sahen wir ihn im Patio[1] herumlungern und uns unter seinen Brauen hervor verstohlen anblicken. Er ist keiner von den geradegewachsenen kleinen Indianerknirpsen, die einen mit schwarzem, unbegreiflichem, manchmal aber auch trotzigem Blick anstarren. Mag sein, Rosalino besitzt einen Tropfen anderes, nicht zapotekisches Indianerblut in sich. Mag aber auch sein, daß er nur etwas anders geartet ist. Die Andersartigkeit liegt in einer gewissen Empfindsamkeit und Einsamkeit, als wäre er ein Mutterkind. Wie er so den Kopf hängen läßt und seitwärts unter seinen schwarzen Wimpern hervorblickt, argwöhnisch, beargwöhnend, sozusagen als suche er sich seinen Weg. Nicht mit dem kühnen, männlichen Funkeln der meisten Indianer, die aussehen, als ob sie überhaupt nie, niemals eine Mutter gehabt hätten.

Die Aztekengötter und -göttinnen sind, soweit wir etwas über sie erfahren konnten, eine unliebenswürdige Gesellschaft, die man gar nicht liebhaben kann. In ihren Sagen liegt keine Anmut, nichts Reizvolles, nichts Dichterisches. Nur dieser ewige Groll, Groll, dies Grollen, ein Gott grollt dem andern, die Götter grollen den Menschen wegen ihres Daseins, und die Menschen den Tieren. Die Göttin der Liebe ist die Göttin des Schmutzes, der gewerbsmäßigen Unzucht, eine Schmutzfresserin, ein Greuel, ohne jeden Hauch von Zartheit. Will der Gott sich ihr in Liebe nahen, so muß sie sich vor ihm hinrekeln, brüllend und aufnahmebereit.

Und empfängt sie dann schließlich und gebiert, was bringt sie dann zur Welt? Wer ist der kleine Gott, den sie zärt-

[1] Patio = innerer Hof des mexikanischen Hauses.

lich hegt? Ratet, ihr Völker alle, und freut euch eures Sieges!
Ihr brächtet es nicht fertig.
Ein Steinmesser ists.
Ein scharfes Messer, so scharf wie eine Rasierklinge, aus schwärzlich-grünem Kiesel, das Messer der Messer, der reine Heilige Geist aller Messer. Es ist das Opfermesser, mit dem der Priester seinem Opfer die Brust aufschlitzt, bevor er ihm das Herz herausreißt, um es rauchend zur Sonne emporzuhalten.
Und von der Sonne, der Sonne, die hinter der Sonne sitzt, nehmen sie an, sie sauge das rauchende Herz gierig mit unersättlicher Eßlust auf.
Also ein hübscher Weihnachtsabend. Seht, die Göttin hat sich zu Bett begeben, um ihr Kind zu gebären. Seht! ihr Menschenkinder, erwartet die Geburt des Heilandes, das Weib eines Gottes will Mutter werden.
Tarum-tarah! Tarum-tarah! blasen die Trompeten. Das Kind ist geboren. Uns ist ein Sohn geboren. Bringt ihn, legt ihn auf ein weiches Kissen. So zeigt ihn allem Volke.
Seht! seht! seht es auf dem Kissen, das zarte Neugeborene, wie es dort ruht! Ah, qué bonito! oh, was für ein hübsches, schwärzliches, glattes, scharfes Steinmesser!
Und bis auf den heutigen Tag bringen die mexikanischen Indianerfrauen anscheinend Steinmesser zur Welt. Seht sie euch an, die Söhne dieser unbegreiflichen Mütter, mit ihren Augen, so schwarz wie Kieselstein, und ihren straffen, kleinen Körpern, so stramm und schneidig wie ein Obsidianmesser.[1] Paßt auf, daß sie euch nicht aufschlitzen.

[1] Obsidian = Glasachat.

Unser Rosalino ist eine Ausnahme. Ein ganz klein wenig läßt er die Schultern hängen. Er ist auch etwas größer als der Durchschnittsindianer hier unten. Er muß ungefähr fünf Fuß vier Zoll sein. Und er hat auch nicht die großen Obsidian-Starraugen. Seine sind kleiner, schwärzer, wie rasche schwarze Eidechsenaugen. Sie sehen einen nicht mit dem Obsidian-Starrblick an. Sie haben gerade ein klein bißchen das Bewußtsein, daß da am andern Ende des Blickes ein anderes, unbekanntes Wesen vorhanden sei. Deshalb läßt er auch den Kopf ein wenig argwöhnisch hängen, als schirme er sich, als wäre er verwundbar.

Gewöhnlich haben diese Leute keinerlei Beziehungen zu unsereinem. Für sie ist der weiße Mann oder die weiße Frau eine Art Erscheinung, genau wie ein Affe eine Art Erscheinung ist; etwas, was man beobachtet, worüber man sich wundert und lacht, mit dem man aber nicht auf gleichem Fuße steht.

Der weiße Affe hat merkwürdige Kniffe. Zum Beispiel kennt er die Zeit. Für einen Mexikaner nun und einen Indianer ist Zeit ein unbestimmtes, nebelhaftes Etwas. Es gibt nur drei Zeiten: en la mañana, en la tarda, en la noche: morgens, nachmittags, nachts. Selbst Mittag und Abend gibt es nicht.

Aber für den weißen Affen, schaudervoll zu erzählen, da gibts genaue Zeitpunkte, wie fünf Uhr, halb zehn. Der Tag ist ein schreckliches Rätselspiel genauer Zeitpunkte.

Ebenso geht es mit Entfernungen: schrecklichen, unsichtbaren Entfernungen, die zwei Meilen, zehn Meilen heißen. Für den Indianer gibt es nur nah und weit und sehr nah und sehr weit. Es gibt zwei Tage oder einen Tag. Aber zwei Meilen sind für ihn so gut wie zwanzig, denn er geht

nur nach dem Gefühl. Kommen ihm gewisse zwei Meilen weit vor, dann sind sie weit, sind muy lejos! Kommen ihm dagegen gewisse zwanzig Meilen nahe und bekannt vor, dann ist das für ihn nicht weit, o nein, dann ist das bloß eine kleine Strecke. Und er läßt dich abends ohne Gewissensbisse losziehen, so daß die Nacht dich in der Wildnis überfällt. Das ist nicht weit.
Aber der weiße Mann hat eine schreckliche, wirklich schreckliche affenartige Leidenschaft für unsichtbare Genauigkeit. Für den Eingeborenen kann mañana morgen heißen, in drei Tagen, in sechs Monaten, ja niemals. Im Leben gibt es keine anderen Festpunkte als Geburt und Tod und die Fiestas.[1] Die Festpunkte von Geburt und Tod verfliegen von selbst ins Unbestimmte.
Ebenso mit dem Gelde. Was bedeuten denn diese Centavos und Pesos überhaupt? Kleine reizlose runde Scheiben. Der Eingeborene besteht auf der Rechnung mit unsichtbaren Münzen, Münzen, die es hier gar nicht gibt, wie Reales oder Pesetas. Kaufst du zwei Eier für einen Real, dann hast du zwölfeinenhalben Centavo zu bezahlen. Da es nun einen halben Centavo gar nicht gibt, verlierst du oder der Verkäufer etwas Nichtvorhandenes.
Ebenso mit der Ehrlichkeit, dem meum und tuum. Der weiße Mann hat eine schreckliche Art, sich selbst eines Centavo zu entsinnen, ja eines Fingerhuts voll Mescal.[2] Schrecklich! Mir scheint, der Indianer ist nicht von Natur unehrlich. Er ist nicht von Haus aus habsüchtig, besitzt selbst keine angeborene Gier.

---

[1] Fiesta = Kirchenfest. — [2] Mescal = aus Agavensaft hergestellter Schnaps.



Für den wirklichen Mexikaner, nein! Der kümmert sich nicht drum. Er mag nicht einmal sein Geld behalten. Sein tiefster Trieb ist, es sofort auszugeben, so daß er es nicht zu behalten braucht. Tatsächlich möchte er nichts behalten, nicht einmal seine Frau und Kinder. Nichts, wofür er verantwortlich wäre. Weg, weg, weg mit Vergangenheit und Zukunft, laß den nackten Augenblick der Gegenwart unentwirrt. Weg mit dem Gedächtnis, weg mit Voraussicht und Sorgfalt: nur den Augenblick, unbeugsam und scharf und unbewußt, wie das Obsidianmesser. Das Zuvor und das Hernach sind Dinge des Bewußtseins. Der gegenwärtige Augenblick ist stets scharf, von der Rasiermesserschärfe der Vergessenheit, wie das Opfermesser.

Aber der große weiße Affe hält die Schlüssel zur Welt, und der schwarzäugige Mexikaner muß dem großen weißen Affen dienen, um zu leben. Er muß die Kniffe der weißen Affenschau erlernen: die Tageszeit, Geldmünzen, Maschinen, die augenblicklich losgehen, Arbeit, die keinen Sinn hat und doch mit Genauigkeit in richtiger Münze bezahlt wird. Ein ganzes Dasein voller Affenkniffe und Affentugenden.

Auch Rosalino machen die Weißen-Affenkniffe Spaß. Er will wohl für die weißen Affen arbeiten, ein paar ihrer Kniffe lernen, ihre Affensprache von Spanisch, ihre Ticktackweisen. Er arbeitet für vier Pesos im Monat und sein Essen: ein paar Tortillas.[1] Vier Pesos sind zwei amerikanische Dollars: ungefähr neun Schilling. Er besitzt zwei Baumwollhemden, zwei Paar Kaliko-Unterhosen, zwei Blusen, eine aus rosa Baumwolle, die andere aus dunklerem

[1] Tortilla = kleiner Kuchen.

Flanell, und ein Paar Sandalen. Ferner seinen Strohhut, den er umgekrempelt hat, damit er recht flott aussieht, und ein recht altes, mit der Maschine gewobenes, recht billiges Umschlagetuch oder eine buntgestreifte Decke mit einer Franse. Et praeterea nihil!
Seine Pflichten sind, morgens aufzustehen und die Straße vor dem Hause zu fegen und zu besprengen. Dann fegt und besprengt er die breiten, ziegelgepflasterten Verandas und staubt die Stühle mit einer Art aus flaumigem Rohr bestehendem Flederwisch ab. Hierauf geht er hinter der Köchin her – sie ist sehr hochmütig, hatte einen Spanier zum Großvater, und Rosalino muß sie Señora anreden – und trägt ihr den Korb zu Markte. Vom Markte heimgekehrt, fegt er den ganzen Patio, sucht die Blätter und den Kehricht zusammen, tut sie in seinen Weidenkorb, nimmt den auf die Schultern und hält ihn mittels eines Bandes um die Stirn und zieht so als Lasttier los, um den Kehricht zur Seite eines der kleinen Wege abzuladen, die aus der Stadt führen. Jeder kleine Weg verläßt die Stadt zwischen Haufen von Kehricht, eine in der Sonne sich mit Blasen bedeckende Hochstraße von Kehricht.
Wieder zu Hause, besprengt Rosalino den ganzen Patio. Das nimmt den größten Teil des Morgens in Anspruch. Nachmittags sitzt er herum, ohne viel zu tun. Hat es geweht oder war der Tag heiß, so zieht er etwa um drei Uhr wieder los, fegt Blätter auf und sprengt überall mit einer alten Gießkanne.
Dann zieht er sich in die Haupteinfahrt zurück, den Zaguan, der mit seinen großen Türen und seinem katzenkopfgepflasterten Wege groß genug ist, um einen Ochsen-

wagen hineinzulassen. Der Zaguan ist sein Heim: gerade die Einfahrt. In einer Ecke befindet sich eine etwa vier Fuß lange und achtzehn Zoll breite, niedrige Holzbank. Auf dieser kauert er sich zusammen und schläft, gekleidet wie er gerade ist, in seine alte Sarape[1] eingewickelt.

Aber das vorweg. – Im Dunkel des Zaguan sitzt er und brütet, brütet, brütet über einem Schulbuch, da er lesen und schreiben lernt. Ein wenig lesen kann er, und auch etwas schreiben, einen großen Aktenbogen hat er vollgeschrieben: ganz nett. Aber ich fand heraus, daß, was er geschrieben hatte, ein spanisches Gedicht war, ein Liebeslied mit „no puedo olvidar" und „voy a cortar" – der Rose, natürlich. Er hatte das ganze Ding glatt heruntergeschrieben, ohne irgendwelche Verszeilen oder Anfangsbuchstaben oder Trennungszeichen, einfach eine lange Reihe von Worten, einen ganzen Bogen voll. Als ich ein paar Zeilen laut vorlas, krümmte er sich vor Lachen in einer Todesqual verwirrter Gefühle. Und von dem, was er geschrieben hatte, verstand er ein ganz, ganz klein wenig, papageienhaft, von oben bis unten. Tatsächlich bedeutete es für ihn bloß Worte, Töne, Geräusche: ein Castellano, Kastilianisch genanntes Geräusch. Genau wie für einen Papagei.

Von sieben bis acht geht er in die Abendschule, um wieder etwas Papier vollzukritzeln. Zwei Jahre geht er schon hin. Wenn er noch zwei Jahre hingeht, ist er vielleicht imstande, sechs verständliche Sätze zu schreiben und zu lesen: aber nur Spanisch, das ihm genau so fremd ist wie einem englischen Bauernjungen Hindustani. Wenn er dann seine gehörige Menge Spanisch sprechen und in sehr unsicherem

[1] Sarape = Decke, Tuch.

Umfange auch lesen und schreiben kann, dann geht er wieder in sein zwei Tagereisen zu Fuß entferntes Dorf in den Hügeln, und dann mag er zu seiner Zeit es bis zum Alkalden bringen oder Vormann im Dorfe, der der Regierung verantwortlich ist. Ist er erst Alkalde, dann bekäme er auch ein kleines Gehalt. Aber viel wichtiger ist ihm der Ruhm: imstande zu sein, den Hauptmacher zu spielen.
Er hat einen Paisano, einen Landsmann, der mit im Zaguan schläft, um das Tor zu bewachen. Wer ins Haus oder den Patio hinein will, muß durch diese großen Türen. Einen andern Eingang gibt es nicht, selbst nicht einmal ein Nadelöhr. Die Fenster nach der Straße hinaus sind schwer vergittert. Jedes Haus ist eine kleine Festung für sich. Unseres ist ein doppeltes Viereck, die Bäume und Blumen im ersten, mit den beiden Flügeln des Hauses, und im zweiten Patio die Hühner, Tauben, Meerschweinchen und die große, schwere, irdene Schüssel oder Wanne, Apaxtle genannt, in der sich alle Dienstboten baden dürfen, wie Kücken in einer Untertasse.
Gegen halb zehn abends liegt Rosalino zusammengekauert auf seiner kleinen Bank, in sein Umschlagetuch gewickelt, seine Sandalen, genannt Huaraches, auf den Boden gestellt. Für gewöhnlich legt er seine Huaraches beim Zubettgehen ab. Das ist seine einzige Vorbereitung. In einer andern Ecke liegt schlafend, Kopf und alles wie eine Mumie in eine alte dicke Decke eingewickelt, der Paisano, auch ein Bursche von zwanzig etwa, auf den kalten Steinen. Und in einer Höhe von fünftausend Fuß können die Nächte kalt sein.
Für gewöhnlich ist jedermann gegen halb zehn daheim in unserm sehr ruhigen Hause. Falls nicht, kann man gegen

die großen Türen donnern. Rosalino ist schwer zu wecken. Man muß dicht an ihn herantreten und rufen. Das weckt ihn auf. Aber rühre ihn nicht an! Das würde ihn fürchterlich erschrecken. Niemand wird, ohne daß er es merkt, angefaßt, es sei denn, um ausgeplündert oder ermordet zu werden.

„Rosalino! estan tocando!“ – Rosalino, es klopft!

Schließlich fährt ein seltsamer, wild um sich blickender, ganz verlorener Rosalino in die Höhe. Vielleicht hat er gerade Verstand genug, um den Türriegel zurückzuziehen. Man wundert sich, wo er wohl gewesen sein mag im Schlafe, so seltsam und wild und verloren fährt er auf.

Das erstemal, daß er etwas für mich zu tun hatte, war, als der Möbelwagen kam, das bißchen Einrichtungsgegenstände ins Haus zu bringen. Aurelio, der Zwergmozo unserer Freunde, und Rosalino waren da und der Mann, der den Wagen gefahren hatte. Aber es hätte auch noch ein Cargador da sein sollen – ein Träger. „Hilf ihnen!“ sagte ich zu Rosalino. „Hilf ihnen beim Tragen!“ Aber er schlängelte sich weg und murmelte: „No quiero!“ – Ich mag nicht.

Ich dachte bei mir, der Bursche sei verrückt. Er meint, das sei nicht seine Arbeit, und vielleicht hat er Angst, die Sachen zu zerbrechen. Nichts zu machen, als ihn sich selbst zu überlassen.

Wir richteten uns ein, und Rosalino schien gern etwas für uns zu tun. Er lernte gern den weißen Affen ihre Affenkniffe ab. Und als wir anfingen, ihn von unserem eigenen Essen zu beköstigen und er zum erstenmal in seinem Leben richtige Suppe, geschmortes Fleisch oder ein Spiegelei



Gustave Doré:
Holzschnitt zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

bekam, da arbeitete er gern in der Küche. Er pflegte dann mit funkelnden schwarzen Augen zu kommen und zu sagen: „Hé comido el caldo. Grazias!" – Ich habe die Suppe gegessen. Danke. — Und dann gab er regelmäßig einen seltsamen, erregten kleinen Schrei vor Lachen von sich.

Der Tag kam, an dem wir nach Huayapa gingen, ein Sonntag, und Rosalino war sehr aufgeregt. Aber abends, als wir nach Hause kamen, lag er stumm auf seiner Bank – nicht, daß er wirklich müde gewesen wäre. Die Düsterkeit der Indianer, die sich auf sie niederläßt wie ein schwarzer Marschennebel, war über ihn gekommen. Er brachte das Wasser nicht herein – ließ es mich selbst holen.

Montagmorgen die gleiche schwarze, kriechtiermäßige Düsterkeit und ein Gefühl von Haß. Er haßte uns. Das war etwas verblüffend, da er doch tags zuvor so aufgeregt gewesen war und so glücklich. Aber der Umschwung war da. Er vergab es sich nicht, daß er sich bei uns frei und glücklich gefühlt hatte. Er hatte gegessen, was wir gegessen hatten, hartgekochte Eier und Sardinenbutterbrötchen und Käse, er hatte aus der Apfelsinenschalentaza[1] getrunken, was ihn so sehr entzückte. Er hatte auf dem Rückwege in San Felipe eine Flasche Mineralwasser, Fizz, mit uns zusammen getrunken.

Und nun die Gegenwirkung. Das Steinmesser. Er war glücklich gewesen, also planten wir, noch mehr aus ihm herauszuholen. Wir hatten irgendeinen teuflischen geheimen Weißen-Affenkniff, wir wollten zweifellos an seine Seele herankommen und ihr den Weißen-Affenschaden

[1] Taza = flache Schale mit hohem Fuß.

antun. Wir wollten an sein Herz, nicht wahr? Aber sein Herz war ein Obsidianmesser.
Er haßte uns und strömte den schwarzen Qualm seines Hasses aus, so daß er den ganzen Patio erfüllte und uns unwohl machte. Er kam nicht in die Küche, er trug kein Wasser. Laßt ihn in Ruhe!
Montag um die Mittagszeit sagte er, er möchte weg. Warum? – Er sagte, er wollte wieder in sein Dorf. – Gut. Er sollte nur ein paar Tage warten, bis ein anderer Mozo gefunden wäre. — Hier ein Blick reinen, kriechtiermäßigen Hasses aus seinen schwarzen Augen.
Den ganzen Nachmittag saß er regungslos auf seiner Bank, in der düsteren Starre des Indianers und tiefem Haß. Abends wurde er etwas fröhlicher und meinte, er wolle bleiben, wenigstens bis Ostern.
Dienstagmorgen. Weitere Starre und Düsterkeit und Haß. Er wollte sofort wieder in sein Dorf. – Schön! Kein Mensch wünschte ihn gegen seinen Willen zu halten. Ein neuer Mozo würde sich sofort finden lassen.
In dumpfer Starre vor Düsterkeit und Haß ging er hinaus, vor sehr kräftigem Haß, der einen mit Ekelgefühl in der Magengrube erfüllen konnte.
Dienstagnachmittag, und er meinte, er wollte bleiben.
Mittwochmorgen, und er wollte weg.
Sehr schön. Erkundigungen eingezogen, ein neuer Mozo sollte Freitagmorgen kommen. Erledigt.
Donnerstag war Fiesta. Mittwoch mußten wir daher zu Markte gehen, die Niña – d. h. die Herrin –, ich selbst und Rosalino mit dem Korbe. Er ging gern mit den Patrones zu Markte. Dann gaben wir ihm immer Geld und schickten

ihn, um Apfelsinen einzuhandeln, Pitahayas[1], Kartoffeln, Eier, ein Huhn usw. Das liebte er geradezu. Es machte ihn wütend, wenn er sah, wie wir einkauften, ohne zu handeln, und gräßliche Preise zahlten.
Er handelte darauflos, beinahe stumm, nur düster murmelnd. Es dauerte lange bei ihm, aber er hatte auch größeren Erfolg als Natividàd, die Köchin. Und dann kam er siegesbewußt heim, hatte viel Krams und wenig ausgegeben.
So blieb er auch heute nachmittag da. Der Zauber war im Schwinden.
Die Indianer von den Bergen besitzen eine schwere, hochgespannte Anhänglichkeit an ihr Dorf; Rosalino war keine zwei Jahre aus dem kleinen Neste weggewesen. Als er sich so plötzlich in Huayapa befand, einem wirklichen Indianerbergdorf, da mußte das schwarze Düster des indianischen Heimwehs einen Riß durch sein Gemüt herbeigeführt haben. Aber er war durchaus vergnügt gewesen – vielleicht zu vergnügt –, bis wir nach Hause kamen.
Und dann hatte die Señorita ein Lichtbild von ihm gemacht. Sie waren alle wie verrückt dahinterher, ein Lichtbild von sich aufnehmen zu lassen. Ich hatte ihm einen Briefumschlag und eine Marke gegeben, um seiner Mutter ein Lichtbild zu schicken. Denn in seinem Dorfe hatte er eine verwitwete Mutter, einen Bruder und eine verheiratete Schwester. Die Sippe besaß etwas Land, mit Apfelsinenbäumen. Die besten Apfelsinen kommen aus den Bergen, wo es kühler ist. Als die Mutter, die, soweit scharfe Erinnerung in Frage kam, ihren Sohn vollkommen vergessen hatte, das Lichtbild sah, wünschte sie ihn plötzlich zu sehen,

[1] Pitahayas = Kaktusfrüchte.



als ginge ein Schwärmer in ihrem Innern los: augenblicklich. Sie sandte ihm also eine dringende Botschaft.
Aber es war schon Mittwochnachmittag. Kam ein kleiner Bursche in weißem Anzug, mächtig lächelnd. Das war der Bruder aus den Bergen. Nun, dachten wir, würde Rosalino jemand haben, um zusammen mit ihm zurückzugehen. Freitag nach der Fiesta wollte er fort.
Donnerstag begleitete er uns mit dem Korbe zur Fiesta. Er handelte um Blumen und um eine Sarape, die er nicht kriegte, um eine verzierte Jicara [1], die er bekam, und um eine Anzahl Spielsachen. Er und die Niña und die Señorita aßen einen großen Fladen Pfannkuchen mit süßem Zeugs darauf. Der Korb wurde schwer. Der Bruder erschien, um das Huhn und die außergewöhnlichen Sachen zu tragen. Seligkeit. Er war wieder vollkommen glücklich. Er wollte Freitag nicht weg. Er wollte überhaupt nicht weg. Er wollte bei uns bleiben und mit uns nach England gehen, wenn wir heimführen.
Also wieder ein Spaziergang zu dem Freunde, dem Mexikaner, der den anderen Mozo für uns gefunden hatte. Diesmal, um den anderen Jungen wieder los zu werden: – aber so sind sie nun mal.
Und der Mexikaner, der Rosalino schon gekannt hatte, als er von den Bergen herunterkam und noch kein Spanisch konnte, erzählte uns eine andere Geschichte von ihm.
Beim letzten Umsturz – voriges Jahr – suchten die Umstürzler der gewinnenden Seite mehr Soldaten aus den Bergen. Der Alkalde des Bergdorfes erhielt Befehl, junge Leute auszusuchen und nach den Kasernen in der Stadt

[1] Jicara = irdenes Gefäß.

hinunterzuschicken. Rosalino war unter den Auserwählten.

Aber Rosalino wollte nicht und sagte wieder: „No quiero!" Er gehört zu derselben Sorte wie ich, die einen Abscheu davor hat, in einer Menschenmenge zu dienen oder überhaupt nur mit einer Masse Leute vermengt zu werden. Er weigerte sich hartnäckig. Worauf die Rekrutensucher ihn mit dem Gewehrkolben schlugen, bis er bewußtlos dalag, scheinbar tot.

Und weil sie ihn sofort brauchten und er eine Zeitlang doch nichts taugen würde mit seinem verletzten Rücken, da ließen sie ihn liegen, um den Umsturz ohne ihn fertigzubringen.

Das erklärt seine Angst vor dem Möbeltragen und seine Furcht vor dem Gefangenwerden.

Und dabei gings dem kleinen Aurelio, dem Mozo unseres Freundes, der nicht über vier und einen halben Fuß hoch ist, noch schlimmer. Er stammt auch aus den Bergen. In seinem Dorfe hatte ein Vetter von ihm der verlierenden Seite des Umsturzes gewisse Nachrichten gegeben. Der Vetter war weise und verschwand.

Im Orte aber packte die gewinnende Seite Aurelio, da er doch nun mal der Vetter des Verbrechers war. Trotz der Tatsache, daß er der getreue Mozo eines fremden Ansiedlers war, wurde er ins Gefängnis geworfen. Gefangene werden im Gefängnis nicht unterhalten. Freunde oder Verwandte bringen ihnen Essen, sonst werden sie sehr, sehr dünn. Aurelio hatte eine verheiratete Schwester im Orte, aber die war bange davor, zum Gefängnis zu gehen, damit sie und ihr Mann nicht auch gepackt würden. Also schickte

der Herr seinen neuen Mozo zweimal täglich mit einem Korbe zum Gefängnis, dem großen, großen Gefängnis, für so eine kleine Stadt von ein paar tausend Einwohnern.
Mittlerweile rang und rang der Herr mit den „Behörden“ – den Freunden des Volkes – um Aurelios Freilassung. Nichts zu machen.
Eines Tages kam der neue Mozo mit dem Korbe zum Gefängnis, um keinen Aurelio mehr vorzufinden. Ein befreundeter Soldat übergab ihm die von Aurelio hinterlassene Botschaft. „Adios a mi patron. Me llevan.“ O verhängnisvolle Worte: „Me llevan!“ – Sie bringen mich weg. – Der Herr stürzte zum Zuge: der war weg, mit dem Zwerge, dem findigen kleinen Mozo, ins Leere.
Monate später erschien Aurelio wieder. Er kam in Lumpen, hager, und sein dunkler Hals war bis zu den Ohren hinauf geschwollen. Er war zweihundert Meilen weit in den Staat Veracruz verschleppt worden. Er war aufgehängt worden, mit festem Knoten, und stundenlang hängen gelassen. Weshalb? Damit der Vetter käme und seinen Verwandten rettete: den eigenen Hals in eine laufende Schlinge steckte. Um den vollständig unschuldigen Burschen zum Gestehen zu bringen: Was? Jedermann wußte, er war unschuldig. Jedenfalls, um jedermann fürs nächste Mal eines Besseren zu belehren. O brüderliche Lehrweise!
Aurelio kniff aus und schlug sich in die Berge. Strammer kleiner Kerl von einem Zwerg, er fand sich wieder zurück, wobei er sich in den Dörfern Tortillas erbettelte, und kam hager, mit dick geschwollenem Halse wieder an, um seinen Herrn, der auf ihn wartete, und eine andere „Partei“ am Ruder zu finden. Auch wieder Freunde des Volkes.

Morgen ist auch ein Tag. Der Herr fütterte Aurelio gut, und Aurelio ist ein starker, wenn auch winziger Bengel mit strahlenden schwarzen Augen, der für den Augenblick einem Fremden wohl traut, aber keinem seiner Volksgenossen. Ein Zwerg an Größe, aber vollkommen gebaut und sehr stark. Und sehr klug, viel rascher und verständiger als Rosalino.

Ist es ein Wunder, daß, wenn Aurelio und Rosalino die Soldaten, Gewehr auf der Schulter, einen blassen Gefangenen in ihrer Mitte zum Gefängnis schleppen sehen – und das sieht man alle paar Tage –, daß sie dann verstört dastehen und ihm in einer Art leeren Schreckens nach- und dann ihren Patron ansehen, ob es bei ihm wohl Schutz gäbe?

Nicht gefangen zu werden! Nicht gefangen zu werden! Das muß der vorherrschende Lebensgrundsatz des mexikanischen Indianers gewesen sein, längst ehe Montezuma seine Gefangenen zum Opfer schleppte.

Übertragen von Franz Franzius.

*

FRIEDRICH BARBAROSSA UND DIE UNTERWERFUNG MAILANDS

Am ersten Tage des Monats März [1162] erschienen die Konsuln von Mailand mit noch ungefähr zwanzig Edelleuten, warfen sich, blanke Schwerter auf dem Nacken, vor dem ganzen Hofe nieder, ergaben sich selbst und ihre ganze Stadt ohne jede Bedingung mit allen Personen und all ihrer Habe ihrem Herrn, dem Kaiser, und schwuren jeden Eid,

der von ihnen verlangt wurde, für sich und alle Mailänder. Die Ränke, mit denen sie bei ihrer früher angebotenen Unterwerfung den Kaiser zu umgarnen versucht hatten, waren nun endgültig von ihnen aufgegeben worden.

Am folgenden Sonntag, auf den beziehungsvoll gerade das „Reminiscere" traf, kamen die Konsuln wiederum, und diesmal mit mehr denn dreihundert der erlesensten Ritter Mailands, fielen vor dem Throne des Kaisers nieder, hielten eine ebenso wohlgesetzte wie herzergreifende Ansprache, flehten einzig um Erbarmen, übergaben die Schlüssel der Stadt, lieferten die Hauptbanner aller Tore und Heerhaufen ab – es waren sechsunddreißig –, und alle schwuren wie die Konsuln.

Am Dienstag fand sich dann das Volk ein mit dem Carroccio, bei uns Standarte genannt, sowie die übrigen Ritter. Sie brachten die Banner aller ihrer Stadtviertel mit, etwas über hundert, und marschierten in wohlgeordneten Reihen nach Neu-Lodi, wobei die Bewohner von drei Torvierteln vor dem Carroccio einherzogen und die der übrigen Stadtviertel hinter ihm folgten. Vor dem Palaste des Kaisers machten sie alle halt. Sobald nun die Mailänder den Kaiser, der auf einem hohen Throne saß, erblickten, stießen die Trompetenbläser auf dem Carroccio mit verstärkter Kraft in ihre ehernen Instrumente und bliesen so ihrem Stolze ein Grablied. Nachdem der Klang verhallt war, wurden die Trompeten dem Kaiser überreicht. Hierauf traten die Häupter der einzelnen Stadtviertel vor, bekannten ihre Schuld und übergaben der Reihe nach alle ihre Fahnen.

Nur der Wagen, der Carroccio, stand noch (in seiner alten Stärke). Er war für die Kämpfer auf ihm trefflich gerüstet.

Mehrere Lagen von Eichenbalken schirmten ihn ringsum, und äußerst starke Eisenklammern gaben ihm unerschütterlichen Halt. In seiner Mitte erhob sich ein hoher, schlanker Mastbaum, der von oben bis unten mit Eisen, Riemen und Tauen ganz fest umschlungen war. Seine Spitze lief in ein Kreuz aus, auf dessen Vorderseite ein Bild des heiligen Ambrosius gemalt war, das geradeaus blickte und nach der Seite, wohin sich der Wagen drehte, Segen spendete.
Nachdem die Mailänder alle ihre anderen Ehrenzeichen übergeben hatten, nahte sich als letztes dieser Wagen, um nun ebenfalls sein Haupt zu beugen. Seine Führer senkten kunstvoll den ganzen Aufbau mit dem Mastbaum zur Erde. Auf uns, die wir uns neben dem Throne des Herrn Kaisers befanden, wirkte dies, als würde der ganze Carroccio zerstört, und wir schauten ganz erschrocken zu. Aber der herabgelassene Mastbaum fiel weder hin, noch erhob er sich eher, als bis der Kaiser die Fransen der gesenkten Standarte ergriff, das Zeichen zum Wiederaufrichten des Wagens gab und dann den Unterworfenen stehen ließ.
Hierauf stürzten sich die Ritter und das Volk von Mailand alle weinend und um Erbarmen flehend zu Boden. Dann hielt einer der Konsuln eine Bittrede, nach deren Beendigung sich alle Mailänder abermals zu Boden warfen, Kreuze, die sie in den Händen trugen, dem Kaiser entgegenstreckten und unter gewaltigem Klagegeschrei um des Kreuzes willen Erbarmen erflehten. Alle Anwesenden wurden zu Tränen gerührt, einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt. Nun ergriff der Graf von Blanderate das Wort und bat so eindringlich für seine früheren Freunde, daß er alle bis zu Tränen erschütterte. Auch er erhob ein Kreuz, und mit

ihm fiel das ganze Volk von Mailand, Gnade heischend, abermals zu Boden; einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt wie ein Fels.
Nun legte der Bischof von Köln den Mailändern eine klar und bestimmt abgefaßte Unterwerfungsformel vor, welche diese mit einem unzweideutigen Schuldbekenntnis beantworteten. Der Kaiser erwiderte ihnen auf ihr Flehen in angemessener Weise, stellte ihnen in Aussicht, sich ihrer zu gelegener Zeit zu erbarmen, entließ sie alle und befahl ihnen, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. In der Hoffnung auf Gnade warfen sie hernach die Kreuze, die sie in Händen hatten, durch das Fenstergitter in die Kemenate der Kaiserin, da sie zu ihr nicht vorgelassen wurden.
Als sich die Mailänder am nächsten Tage dem Kaiser wieder stellten und ihn anflehten, erklärte er, nun wolle er mit der Gnade und dem Gerichte beginnen. Ginge es genau nach dem Rechte, dann müßten sie freilich alle hingerichtet werden, doch sei es jetzt an der Zeit, Gnade zu gewähren. Jene gaben zu, daß die Gesetze in der Tat ihren Tod verlangten, doch erhofften sie im Hinblick auf Gottes Erbarmung Gnade.
Der Kaiser befahl, alle Konsuln, Exkonsuln, Vornehme und Ritter, Rechtskundige und Richter als Geiseln festzunehmen, während das gemeine Volk als weniger schuldig nach Ablegung eines Eides in die Stadt zu entlassen sei. Hierauf wurden Beamte in die Stadt geschickt, welche allen Zwölfjährigen und Älteren einen Eid abzunehmen hatten. Ferner gab er Befehl, jedes Stadttor sowie den Graben und die Mauern bei den Toren vollkommen einzuebenen, und zwar so, daß bei jedem Tore ein Gewalthaufen in breiter,

ausgerichteter Front einziehen könne, was denn auch geschah. Von ihren zweitausend Burgen waren den Mailändern nur noch vier verblieben, und auch diese mußten sie laut eines Richterspruches übergeben.
Nachdem der Kaiser Mailand also besiegt hatte, ließ er sich selbst vom Mitleid besiegen und löste die Mailänder vom kaiserlichen Banne, um sich nicht durch den Verkehr mit Gebannten selbst zu verfehlen und auch, um Gnade walten zu lassen. Die Stadtmauern, Gräben und Türme wurden jetzt allmählich zerstört, Tag für Tag glich die ganze Stadt mehr einem öden Trümmerhaufen.
Das Osterfest feierte der Kaiser, die Krone auf dem Haupte, zu Pavia und hielt zur Freude aller einen glänzenden Hoftag ab. Hiezu erschienen alle Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone, Kapitanen und Konsuln der Lombardei. Alle ließ er in seiner Gegenwart mit königlichem Aufwande reichlichst bewirten. – Am Ostermontag schwuren die Pisaner dem Kaiser Treue und verpflichteten sich für ihn zu einer Heerfahrt nach Apulien, Kalabrien, Sizilien, Sardinien, Korsika und gegen Konstantinopel. Er gab ihnen auch sein Banner. Am Osterdienstag leisteten die Brescianer einen Eid ähnlichen Inhaltes...
In jenen Tagen kamen Gesandte des Franzosenkönigs, darunter der Graf Heinrich von Blois, zum Kaiser nach Italien, um Frieden und Einheit in der heiligen Kirche herbeizuführen. Sie baten den Kaiser, eine allgemeine Versammlung anzuberaumen und dafür zu sorgen, daß auf ihr auch Papst Viktor erscheine, wogegen sie sich eidlich verpflichteten, daß der König von Frankreich dorthin kommen und den Papst Alexander mitbringen werde; durch das

Urteil der Kirche sollte dann beider Recht offenkundig werden. Der Kaiser gab seine Zustimmung und berief eine allgemeine Synode nach Saint Jean de Losne an der Saône im Bistum Besançon, wo er den ganzen Sommer über ein außerordentlich langes und breites Gebäude aufführen ließ. Zu Johannis Enthauptung erschien der Kaiser daselbst mit Papst Viktor. Eine große Zahl von Bischöfen, Äbten, Herzögen und Fürsten beteiligte sich an dieser Synode.

Aus dem Bande der „Deutschen Vergangenheit": „Die Hohenstaufen".

*

DAS MÄDCHEN VON DOBROWLANY

EPISTEL VON HANS CAROSSA

WER hat, o Freund, von Gegenwart zu Gegenwart
dich so geängstigt, daß du nun das Licht verkennst,
das innige, zu dem wir doch geboren sind,
sogar Erinnerung fliehst an Stunden, wo wir froh,
die heiligen Dichter deutend, wanderten im Wald,
und an lautklirrende Tage, wo der Kriegsgeist uns
zuweilen in der Fremde jäh zusammentrug?
Nur dumpfe Stufe nennst du dies, und, wundersam,
als wollt ein Baum sein eignes Wurzelwerk bespähn,
entfremdet gleichen Losen, die du niedrig schiltst,
gesammelt-schweigsam drängst du dich ins Geisterall;
und was dir sonst, vom Ursprung her, so leicht gelang,
die klarste Schau, das beste Tun, dir gilts nicht viel.
Geheimer Lehre kund, in strengen Übungen,
hoffst du den ewigen Ätherleib in dich zu ziehn,

Gestirnen Sternkraft abzuzwingen grenzenlos.
Doch dies ist nun dir auferlegt. Ich rechte nicht
und schnelle nur manchmal einen bunten Pfeil dir nach,
der dich umklinge, nicht verwunde, — vielleicht geschiehts,
daß du noch einmal umblickst, ob unwillig auch,
und schaust mit mir Vergangenheit: Novikas Höhn,
die, noch verschont, im hellen Abend schimmerten.
Das Maisfeld war ein fließendes Geleucht im Wind,
und Schnitterinnen gingen spätem Tagwerk nach.
Uns aber, fernher, suchte noch ein fliehender Feind
mit Brandgeschoß. Im Dorf, das Dobrowlany heißt,
webt über Leichen vielgeteilte Flamme schon.
Der Kirchturm raucht. Strohdächer sprühn. Der junge
Storch,
der angstvoll klappernd noch das alte Nest gesucht,
mit erzdurchschnittener Schwinge stürzt er schwer herab
in Dachgebälk, das glühend blau zerblättert. Nah
dem Dorfrand aber, unsern Toten angereiht,
da schlafen, die die Flucht verschmähten, Greis und Frau,
vermummten Haupts, in blutigen Kitteln, ewigen Schlaf.
Und nun entsinne dich, wie uns Licht aus Düstrem kam,
als längs den Bränden, hoch von Funken überweht,
kornfarbenes Haar vorsinkend unter Scharlachtuch,
mühsam das Mädchen ging und weißer Linnen Last
auf schmächtigen Schultern schleppte nach der Leichenflur.
Entkleidet sind, unfaßbar eilig, Weib und Mann
und lind gehüllt in blumendurchwirktes Totenhemd.
Aus Lüften zischt es. Warnungsrufe hallen rauh.
Doch sie, ganz Arbeit, ganz Gesetzgeist, Liebende,
die keiner Scham bedarf, hat Gurt und Sturmhelm schon

dem nächsten Krieger abgeschnallt, den Waffenrock,
das Hemd entstreift, und gönnt sich nicht die kleinste Rast,
bis alle, alle festlich eingekleidet sind,
wie sichs für Tote ziemt im Land Galizien.
Dann ruht sie aus auf ihrem schmalen Linnenrest,
die Arme überm Schoß gekreuzt, und sieht uns an,
als warte sie auf neue Leichen, ernst und still.
Nacht kam und Aufbruch. Erde brennt in langem Strich.
Nicht Häuser nur, auch Garbenfelder lodern weit.
So stiegen wir durch Flammenschein von Höh zu Höh.
Doch als es tagte, blickten wir durch scharfes Glas
ins Land zurück. Bald fanden wir den Aschenrauch
von Dobrowlany. Vögel flogen, schwarz geschart.
Da grüßten wir das fremde Mädchen im Zwiegespräch.
Du nanntest sie die Glückliche, die sich ihr Herz
in edlen Wahnsinn hingerettet, – gedenkst du noch?

Doch wer sind wir, mein Freund? Was für Befehl traf uns?
O hätten wir Seelen, einander als Lebendige
so schön zu nahn wie jenes hold entrückte Kind
verlassenen Toten, so mit weihendem Gebrauch
einander zu gewanden neu von Zeit zu Zeit
in Lichtgeweb, lang aufgespartes, geistiges,
das keine Strahlen durchläßt als die freudigen
der innern Sterne, – wären wir da nicht reich genug
in unsrer Welt? Wärs not, in andere zu spähn,
zu schleichen um unflügger Geister bleichen Kreis,
der auch nur harren will, ob ihn die Liebe nicht
erweckt und hebt und in unendliche Dienste zieht?

*

IMMER WIEDER STENDHAL
VON ANDRÉ SUARÈS

Als erster, glaube ich, habe ich vor bereits zehn oder elf Jahren Stendhal gegen den Vorwurf verteidigt, daß er schlecht schreibe. Ja noch mehr, ich habe in ihm, zum Ärger der Herren Doktoren und der Akademiker, einen Fürsten der Sprache bewundert.

Stendhal schreibt, wie er denkt. Er hat die Sprache seines Genies. Muß man noch ein weiteres für den sagen, der die originelle Kraft und den Charme dieser Sprache versteht? Zunächst ist er von allen Menschen am wenigsten Schriftsteller. Niemand hat so wenig zu einer Bande gehört; nicht zur Truppe, nicht zur Kapelle, nicht zum Salon; nicht zur Revue, nicht zur Tageszeitung. Der da ist kein Mann der Literatur.

Stendhals Stil ist der schärfste, den es gibt, und der geistvollste, den man kennt. Voltaires Spitzen sind Schaum neben den seinigen; denn selbst das gestählteste Eisen hat nicht die Schneidekraft des Diamanten: es zieht Blitze in den Granit und das harte Material; der Diamant durchstößt und dringt ein, wo er will, ohne zu zerstören.

Wenn das Wort „attisch" einen Sinn hat, so war im Französischen niemals ein Stil attischer als der Stendhals. Er ist ein Licht, für das es keine Geheimnisse gibt; wunderbar umfängt es jeden Gegenstand, erst die Oberfläche umspielend und dann erst eindringend in die innere Welt und den Urgrund der Empfindungen. Seine Freude ist, daß er alles aus der Welt der Leidenschaften weiß und enthüllen kann, was die Menschen am wenigsten wissen oder

am meisten verbergen. Dieser Stil schafft Helligkeit überall: so heilig ihm die seltensten Regungen des Herzens sind, die er mit der erlesensten Zartheit zu berühren weiß, so sehr liebt er ihre Schlupfwinkel und dunklen Stellen zu durchleuchten; er gibt dem Geiste alles preis.

Dennoch verkennt niemand weniger als Stendhal die Gefühlswerte. Er hat alle Töne des Geistes, mit Ausnahme der Erhabenheit, die ja so häufig und mit solchem Recht verdächtig ist, weil sie etwas von der Lächerlichkeit einer Deklamation in ein Sprachrohr hat. So fehlt Stendhal also nichts, es sei denn die Farbe der großen Dichtung. Immerhin reicht er bis an sie heran und erhebt sich sogar zur Höhe zärtlicher Empfindungen, da er es vermag, ihre tiefe Musik spüren und ihre Gewalt fühlen zu lassen.

Voltaire hat niemals den Ton noch den Gesang zärtlicher Empfindung. Er ist immer trocken; seine Schwermut hat den Klang krachenden Holzes. Stendhal ist so wenig trocken, daß nicht einmal seine Ironie so wird. Voltaire kann nicht über Kunst sprechen, aber Stendhal glänzt darin. So geistreich der Stil Voltaires ist, er macht sehr oft in Geist. Der Stil Stendhals hat immer Geist.

Stendhal ist der freieste der Menschen. Nur Montaigne war es noch im gleichen Maße. Montaigne ist mehr philosophisch und Stendhal mehr künstlerisch. Um ganz frei zu werden, muß man nicht Angst davor haben, Epikureer zu sein. Das Gespenst der Moral legt ein Netz, in dem nicht nur Venus selbst sich fängt, sondern auch der Gedanke. Montaigne kämpft manchmal mit diesem Phantom; Stendhal begegnet es nur auf seinem Wege, um darüber zu lachen.



Brücke in der Campagna. Handzeichnung von Goethe

Diese beiden allein gehören niemals und in nichts zum Metier. Sie sind frei, weil sie es sein wollen. Pascal ist es nicht; auch Voltaire nicht, weil er von Natur aus viel zu polemisch und viel zu tatendurstig war. Außerdem ist er Schriftsteller bis zum Exzeß. Er macht Krieg; er nimmt Partei. Er schmeichelt den Mächten, spielt eine gegen die andere aus. Er schont die einen, um gegen die andern alles zu wagen. Er ist auch dazu gezwungen. Stendhal nimmt niemals Partei. Er hat eine unendliche Verachtung gegen die Mode und öffentliche Meinung.
Stendhal ist frei von jeglicher Bindung. Er, der aristokratischeste der Geister, der nur für eine glückliche kleine Schar schreibt, er ist demokratisch aus Vernunft. Er ist für das Parlament und macht sich über die Verfassung lustig. Er ist klassisch gegen die Klassiker. Er erklärt sich für die romantische Kunst, aber nicht ohne Châteaubriand und Victor Hugo auszulachen. Und nimmt er sich etwa aus? Er würde sich Eigenliebe nicht verzeihen, weil sie eine Dummheit ist, die häufigste bei allen Menschen, die auch die geistvollsten nicht verschont. Verliebt bis zur Narrheit, verliebt aus Beruf, ist er der einzige Liebende, der sein Mißgeschick eingesteht; er ist ein vollendeter Reiter und lächelt melancholisch, weil er den Steigbügel auf seinen schönsten Ritten verloren hat. Er treibt dahin, er hat nicht das kleinste Leinenfetzchen, um sich festzuhalten, und das veröffentlicht er noch! Stendhal hat so viel Klugheit, er sieht so weit in sich und die andern hinein, daß er weder die andern noch sich selbst belügen will: mag er selbst, von Eigenliebe verführt, in seiner Haltung manchmal unaufrichtig werden, so ist er vollkommen wahr, sobald er allein

und unter vier Augen Zwiesprache mit sich hält und antwortet. Die Klarheit dieses Stils ist eine wunderbare Tugend der Seele.

Im übrigen kennt Stendhal die Qual der Form, ohne daß er sie merken ließe. Er kennt den Wert eines Wortes an seinem Platz. Er hat Sinn für das Epitheton. Aber er ist trotz allem der Mensch, der im Notfall lieber eine Seite noch einmal schreibt, als sie korrigiert, und lieber ein verlorenes Kapitel neu macht, statt es unter dem Haufen seiner Papiere hervorzusuchen. Wie sehr liebe ich diese Methode, und wie gut kann ich sie bei einem Dichter verstehen! Das wahre Genie hat seine eigene Freude an jeder seiner Entdeckungen, ehe es davon zu den andern spricht. So künstlerisch man auch sei, man darf nicht vor Plage zugrunde gehen und aus seiner Kunst ein Galeerendasein, einen unerbittlichen Beruf machen.

In Stendhal ist alles, was Geschmack und Verstand an romantischer Schönheit wertschätzen kann: eine freie Erfindung von Charakteren und Tatsachen, die vor nichts anderem zurückschrecken als vor Verlogenheit, Leidenschaften ohne sittliche Schranke und höfischer Maske.

Der romantische Irrtum besteht darin, Leidenschaften zu heucheln, statt sie rein auszusprechen und zu malen. Die Wahrheit ist niemals romantisch, sei sie ideal oder nicht. Die Romantiker wollten dadurch, daß sie nicht empfundene Leidenschaft heuchelten, Leidenschaft in den Stil und die Farbe bringen: aber sie ist weder in der Malerei noch in den Charakteren. Daher ist alles bei ihnen übertrieben. Kein Gleichgewicht: sie haben nicht die Wahrheit, die sie vortäuschen. Die ganze romantische Sünde liegt darin,

und es gibt keine andere. Erst in Baudelaire stellt sich das Gleichgewicht zwischen Form und innerer Welt wieder her.

In den romantischesten Werken der Zeit wirkt Stendhal ganz als Klassiker, denn Julien Sorel hat, ganz wie König Lear, die Leidenschaften seines Stils und den wirklichen Stil seiner Leidenschaften.

Je mehr man Stendhal bewundert, desto intelligenter ist man.

Wenn Stendhal seinen Rang eingenommen haben wird, — das heißt den ersten seines Jahrhunderts und einen der ersten, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, dann werden die Menschen endlich die Macht und die verführerischen Eigenschaften der Intelligenz im Dienste der Empfindung begriffen haben. Es handelt sich nicht darum, den Geist alles machen zu lassen und ihm einen willenlosen Helden auszuliefern: er führt Ulyß, er erhellt ihm den ganzen Weg; aber er reist und lebt nicht an seiner Stelle. Der Held, das ist die Leidenschaft. Das zeigt Stendhal überall, auch wo er es nicht sagt.

*

ZWEI ERZÄHLUNGEN AUS DEM „BORN JUDAS“

DER GESEGNETE ORT

Die Stätte, auf der nachmals der Tempel zu Jerusalem von Salomo erbaut worden ist, gehörte in grauer Vorzeit zwei leiblichen Brüdern, die den Acker von ihren Vätern geerbt

hatten. Von den Brüdern war der eine unbeweibt, der andre aber hatte eine Frau und Kinder. Sie wohnten in einem Hause und lebten miteinander in friedlicher Gemeinschaft; sie bauten das Feld im Schweiße ihres Angesichtes und waren ein jeder mit seinem Teil zufrieden.

Einmal, zur Zeit der Weizenernte, banden sie Garben im Felde und schichteten sie zu zwei gleichen Haufen auf. Des einen Haufe war ebenso groß wie der des andern. In der Nacht darauf lag der ledige Bruder in seiner Kammer und dachte bei sich: Ich bin allein und brauche mein Brot mit niemand zu teilen. Warum soll mein Anteil an dem Ertrag des Ackers ebenso groß sein wie der meines Bruders? Und er stand leise auf, schlich sich wie ein Dieb an seinen Haufen heran, nahm mehrere Bündel davon und tat sie auf den Haufen seines Bruders. Der Bruder wiederum schlief gleichfalls nicht und sprach zu seiner Frau: Es ist nicht recht, daß wir das Getreide in zwei gleiche Hälften teilen und die eine uns, die andre meinem Bruder zuweisen. Ist doch mein Los in allem besser als das seinige. Mir hat Gott ein Weib und Kinder gegeben, mein Bruder aber führt ein einsames Leben, und seine einzige Freude ist das Einsammeln des Getreides. Wir wollen uns aufmachen und im stillen von unsern Garben auf seinen Haufen legen. Und sie taten so. Des Morgens aber wunderte sich ein jeder von den Brüdern, daß die Haufen wie früher gleich waren. Sie fuhren auch in den folgenden Nächten fort, dasselbe zu tun; sie sahen aber jeden Morgen, daß keiner von den Haufen größer geworden war. Da beschloß ein jeder, der Sache nachzugehen. Als sie in der Nacht darauf ihr Werk verrichteten, begegneten sie einander mit den Garben in der

Hand. Nun wurde ihnen beiden das Geheimnis offenbar, und sie umarmten und küßten einander. Ein jeder von ihnen pries Gott, daß er ihm solch einen guten Bruder gegeben hatte.
Der Ort aber, wo die beiden Brüder miteinander so edelmütig verfahren waren, ward ein gesegneter Ort, und Israel wählte ihn, um hier das Haus Gottes zu errichten.

DIE FROMME WÄSCHERIN

Einst lebte in Jerusalem eine rechtschaffene Frau, die hatte ihren Mann und ihre Kinder verloren und ernährte sich redlich durch ihrer Hände Arbeit. Sie wusch die Kleider andrer Leute, darunter auch die des Mannes, der die Gruft des Königs David, Friede sei mit ihm, zu bewachen hatte.
Eines Tages brachte sie dem Wächter seine Kleider wieder, frisch gewaschen und weiß wie Schnee. Da sprach er zu ihr: Du bist ein braves und verständiges Weib. Meine Seele lechzt danach, dir eine besondre Freude zu bereiten. Dich verlangt es doch wohl, das Gewölbe zu sehen, in dem der König David ruht. Dieses hat bislang kein Judäer geschaut. Die Wäscherin erwiderte: O, könnte ich dieser Gnade teilhaftig werden! Da sprach der Wächter: So mach dich auf und folge mir! Und er schritt ihr voran, bis er zu einer Pforte kam, die zu einem unterirdischen Gang führte. Diese machte er auf und sagte zu dem Weibe: Tritt ein! Kaum aber hatte sie ihren Fuß über die Schwelle gesetzt, als der Nichtswürdige die Pforte zuschlug und sie allein im Finstern zurückließ. Er säumte nicht, rannte rasch zum Kadi und hinterbrachte ihm, daß ein judäisches Weib die

Dreistigkeit gehabt hätte, sich im geheimen in die Gruft des Propheten David zu schleichen, und daß er, sobald er das gemerkt, die Tür hinter ihr zugeworfen hätte, damit sie gefaßt und verurteilt würde. Als der Kadi das vernahm, geriet er in Zorn und rief: Beim Propheten, die Frau hat ihr Leben verwirkt! Führt sie hinaus, und sie werde verbrannt!

Das unglückliche Weib hatte inzwischen begriffen, daß der Wächter sie hintergangen hatte und daß ihr Verderben drohte. Sie warf sich auf die Erde, erhob ihre Stimme und weinte bitterlich. Sie betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarme und sie um seines Knechtes David willen aus der Falle befreie. Wie sie so betete, erhellte sich das Dunkel der Höhle, und sie erblickte einen weißhaarigen Mann mit einem leuchtenden Angesicht. Der Seltsame erfaßte die Hand des Weibes und führte sie durch verschlungene Gänge, bis er sie ins Freie gebracht hatte. Er sprach zu ihr: Heb deine Füße auf und suche eilends deine Wohnung zu erreichen! Dort angekommen, stelle dich sogleich an den Waschtrog und geh deiner Arbeit in der gewohnten Weise nach! Laß dir nichts von dem anmerken, was mit dir vorgefallen ist! Das rechtschaffene Weib wollte ihrem Retter Dank sagen, allein er entschwand ihren Augen und ward nicht mehr gesehen.

Währenddessen war der Kadi mit vielen Aufsehern vor dem Eingang der Grabeshöhle erschienen, um die Frevlerin zu ergreifen und sie auf den Scheiterhaufen zu schleppen. Sie stiegen in das Gewölbe und suchten es ab, konnten dort aber keine Seele finden. Da rief der Kadi zornig zu dem Wächter: Hast du uns zu deiner Belustigung hierher be-

schieden? Der Mann schwur beim Propheten, daß er nichts als die Wahrheit gesprochen hätte, und nannte auch den Namen der Wäscherin. Alsbald schickte der Kadi einige Diener nach der Wohnung der Schuldigen. Sie fanden sie aber vor dem Waschfaß stehen und das Leinen spülen. Da machten sie kehrt und erzählten, daß sie die Frau bei ihrer Arbeit angetroffen hätten. Hierauf wurde der Wächter ergriffen und selbst ins Feuer geworfen.
Die Frau aber verriet ihr Lebtag nichts von dem, was ihr in der Gruft widerfahren war. Auf dem Totenbett erst erzählte sie das Wunder.

Aus dem fünften Bande des „Born Judas“,
gesammelt von M. J. bin Gorion.

*

GEDICHT
VON MAX PULVER

Gräber sind mein Erbe,
Leer ist unser Haus.
Welk in seiner Scherbe
Hängt der letzte Strauß.
Heimat liegt verglommen
Drauß im Totenhain.
Nie wirds wiederkommen –
Ach, du bleibst allein.
Kniest du an dem Grabe,
Bannt kein Schrei das Einst.
Schmerz ist ihre Gabe –
Und du weinst und weinst.

Streift dich ihr Gedenken
Mit dem Sommerwind,
Laß sie dich durchtränken:
Denn sie sind und sind.

*

HAUS AM STROM

VON GEORG MUNK

Am linken Stromufer, halbwegs zwischen den beiden alten Bischofsstädten, liegt das Haus, dreiviertel einer Wegstunde entfernt von einem Marktflecken, der im Winkel zwischen Flußmündung und Strom sich breitet. Es ist von weither sichtbar; sei es, daß man stromauf- oder -abwärts gegangen kommt oder über das Wasser vom andern Ufer herschaut, immer setzt seine Wohlgestalt dem Blick ein Ziel. Mächtig hat es sich vor das Geheimnis eines tiefen dichten Gartens gelagert. Nebengebäude verschiedener Art und ungleichen Alters, an seine Seiten geschmiegt, bilden mit ihm den Abschluß des Geländes, das zwischen hohen Mauern bis zum Strom hinunterzieht.
Ein altes Vernehmen in der Familie deutet den Ursprung des Hauses auf einen Abt urferner Zeit zurück, der, schwankende Gestalt, Heiliger zugleich und Magier, noch im Volksgedenken lebt. Er habe, Haupt eines Klosters der Stadt im Westen, so verlautet, hier am Strom, in Waldessaum und Schilfgebüsch, ein Jagdhaus sich erbaut, um geheimes Trachten vor der scharfäugigen Welt zu bergen.

Wohl ist zu erkennen, daß in dem alten Haus, einem frucht-umhüllten Kern gleich, ein noch älterer Bau steckt. In einem Gewölbe neben der weiträumigen Küche zu ebener Erde etwa ist er zu vermuten, denn die Gestalt des kleinen Raums weist weithin über das Alter des Hauses zurück. In seiner Mitte strebt ein Brunnen tief ins Erdinnere, steingefaßt, kupferreifenüberspannt, Kindern aller Generationen grause Berückung.

Vor einem Menschenalter hat man im Unterbau der schwelgerisch schön aufsteigenden Treppe mit dem eisernen Blumengeländer ein verborgnes Gemach aus Frühzeit eröffnet, seine schlafenden Fensteraugen nach dem Garten wiedererweckt und unter den Steinplatten seines Bodens den Zugang zu einem tiefen Keller freigelegt, der den bis dahin bekannten unterwölbt.

Jedes Geschlecht hat hier Funde gemacht, Türen erschlossen, Wandverliese aufgetan, Urkunden entziffert, Erkenntnisse geschöpft und verloren.

Das Haus steigt drei Geschosse über die Erde gegen den Himmel und zwei in ihren Schoß hinunter. Das dritte und oberste steckt schon in der Dachkuppel, die mit weitem Schwung das Haus mächtig unter ihren Hut nimmt; über ihm liegen die Speicher in einem Wald noch gesunden Gebälks.

Als man, vor einem Jahrhundert etwa, in einem ebenerdigen Saal die Tür nach dem Garten verlegte und dabei die Stufen hob, wies sich, daß die unterste und flachste auf ihrer Rückseite ein Wappen trug. Es hatte einst die Stelle des Familienzeichens über dem Haupttor eingenommen und sagte außer dem Jahr der Erbauung in einer Inschrift aus, daß ein

Bischof das umfängliche Haus in seiner jetzigen Gestalt als sommerlichen Rastort sich errichtet hatte. Die Tafel ist neben der neuen Tür in die Hausmauer eingelassen.

Als Kind hatte Anna einen unvergessenen Sommer im Stromhaus verlebt. Damals hatte sie zuweilen die Inschrift wie einen drohend bedeutsamen Spruch zu enträtseln versucht. Aus den alten Zeichen verstand sie nun, was sie früher schon erahnt hatte: dies war kein Familienhaus, darin Lebende einen Bund gründen, in tiefen Nächten Kinder aus Mutterleibern steigen, ein Glied, sich in die Kette zu schmiegen, und in andern Nächten andre sich aus der Kette lösen und fortschleichen, indessen Herzen zucken und Tränen fallen.

Zur ebnen Erde liegen Gemächer, groß und weit wie Säle, mit dunklem Wandgetäfel und verblichnen Deckenbildern. Unverrückbare Schränke ragen wie Festungen in die Räume, schimmernde Kachelöfen liegen wie Burgen in den Ecken. Unendliche Reihen alter Bildnisse hängen an den Wänden; von den ältesten, Männer in Waffen- und Priesterröcken, ist ungewiß, ob sie der Familie angehören oder von frühern Bewohnern zurückgeblieben sind. Bildnisse füllen die Wände der Zimmer, die Vorhalle, ziehn das Treppenhaus hinauf, durch die Gänge bis ganz oben in die Dachstuben – ja, sie sind die eigentlichen Insassen des Hauses.

Die Räume des ersten Stockwerks sind geringer in den Ausmaßen als die des Erdgeschosses; es sind ihrer auch mehr. Manche liegen völlig abgesondert, eingerammt zwischen dicke Mauern, dem Eingang gegenüber das Fenster in seiner tiefen Nische. Aber selbst die miteinander verbundnen

scheinen abgesperrt – Scheu brütet auf allen Schwellen. Die gegen Süden liegen, sind vom Brausen des Stroms und vom Blätterrauschen des alten Gartens wie vom Spiel einer ewigen Orgel erfüllt, Glast von sonn- und mondbeschienenen Wellen erleuchtet sie; die aber nach Norden liegen, ruhen im Schatten der schwarzen Waldhügel, die den Blick grenzen.

Anna überlegte, daß, solang ihre Erinnerung reichte, ja solang die Erzählungen von Mutter und Großmutter in die Geschichte des Hauses schienen, es niemals so wie andre Landhäuser bewohnt gewesen war. Selten hatte ein Glied der Familie mit einer Kinderschar und Gesinde hier einen Sommer verbracht; aber die Einzelnen in allen Generationen, die am äußersten Umkreis hausten, die unvermählten alten Männer und Frauen, die müden Witwen, Verarmte, die der Sippe zur Last lebten, die waren in dem großen Haus hingewelkt und abgeschieden. Einmal hatte eine Wahnsinnige mit ihrer Pflegerin Jahrzehnte hier gewohnt, und einmal hatte man eine junge Tochter hier gefangengehalten in einer Stube unterm Dach; sie war geheim, wie sie gekommen war, fortgegangen und überm Meer verstorben.

Auf der Gartenseite im ersten Stockwerk liegen Onkel Thomas' Zimmer im gleichen Stand noch, wie Anna als Kind sie gekannt hat. Die Glasschränke aus Palisanderholz mit den erblindeten Spiegelwänden stehn in allen dreien, auch im Schlafzimmer, gefüllt mit Gläsern von allen Formen, nach geheimer Regel angeordnet. Niemand hat sie nach Thomas' Tode berührt, sachter Staub dämpft ihren Glanz. Die meisten stammen aus der Glashütte im Wald, Täfelchen melden zuweilen Jahrzahl und Schöpfer. Scharen

zaubrischer Gestalten, aus erstarrtem Tau, moorwasserfarbne, aus Rubin geschnittne, smaragdne, trübe, dunkel gleißende, mondgeborne, sturmgekräuselte; und noch ist ihre Kraft, daß sie die Frau bannen wie einst das Kind.
Dicht neben der Wohnung des Verstorbnen liegt ein längst ungenütztes Gemach. Ein großes Bett, gestaltet wie ein Kahn, steht inmitten, darüber hängt ein muschelförmiger Baldachin, grüne Seidengardinen umbauschen es. Schwanenhälse wölben sich als Stuhllehnen und Spiegelträger, die Tischplatte wird von Delphinen gestützt.
Jener Sonderling, von dem die Steinsammlung in der Halle herrührt, er war der Urgroßmutter Oheim, hat als alternder Mann, als keiner sichs mehr versah, ein fremdes junges Weib unbekannter Herkunft heimgeführt, zum Mißvergnügen seiner Anverwandten. Dies war die einzige Ehe, die hier im Hause begann. Nur ein Jahr hat sie gedauert. Aus diesem Zimmer ist die junge Frau im Wochenfieber, das Kindlein im Arm, die Treppe niedergestiegen und über den Mittelweg im Garten mit bloßen Füßen in den Strom gegangen. Die Fußtapfen im Sand wiesen ihren Verbleib und waren ihre letzte Spur. Alt und grau lebte der Mann noch eine Weile ins neue Jahrhundert, brach Steine aus den Felswänden, ordnete sie in Schränke. Abends saß er lang im Fenster des Lusthäuschens am Wasser.
Wie vieles andre hatte Anna als Kind dieses Begebnis von der Verwaltersfrau erfahren. Die Alte war in der Familiengeschichte bewandert gewesen; ihr Vater und ihr Großvater schon hatten den Besitz gehegt.
Den breiten Gang des ersten Stockwerks, auf den, zwischen mächtig gebauchten Schränken, Lehnstühlen, Truhen und

Steintischen, die vielen Türen sich öffneten, beschloß östlich ein breites Fenster, nach Westen eine Kapelle, in späterer Zeit in der Form eines fünfeckigen Erkers angebaut. Sie barg im kleinen Silberschrein einen Splitter des heiligen Kreuzes, den vor langen Jahren eine Frau des Hauses von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgeführt hatte.

Aus einem gleichnamigen Roman.

*

DAS SCHWEINCHEN

VON FELIX TIMMERMANS

„Vater," fragt Klärchen, „warum laufen die Schweinchen nackend herum?"

„Weil sie keine Haare haben", sagt Lieschen.

„Doch, sie haben Haare," sagt der Vater, „guck, hier ist eins, und da ist noch ein Haar, und ich glaube, hier auch noch eins."

„Das kann man kaum Haare nennen," sagt Lieschen, „das kommt vom zuviel Heringfressen."

Und wieder fragt Klärchen: „Warum läuft das Schweinchen nackend herum?"

„Und warum läuft es auf den Zehen?" fragt Lieschen.

„Und warum hat es Augen wie ein schreiender Täufling?"

„Und warum ist sein Schwänzchen wie eine Ringellocke?"

Und der Vater fabuliert:

„Als der liebe Gott die Tiere geschaffen hatte, waren sie noch alle nackend. Aber am selben Tag noch wollte er sie



mit Hilfe der Engel, jedes nach seiner Art und seinem Wesen, färben und kleiden. Alle standen brav und ordentlich in einer Reihe und warteten geduldig, bis sie dran kamen. Aber das Schwein, gefräßig von Anfang an, war aus der Reihe weggelaufen und, an der Erde hinschnüffelnd, in den Wald geraten, wo es anfing zu schmausen und zu schmatzen an zarten, saftigen Wurzeln. Und als es gut gegessen hatte, legte es sich vor Behagen auf den Rücken und schlief ein, seine vier Beine in der Luft.
Erst als die Sonne unterging, wurde es wach und erinnerte sich plötzlich an das Bekleiden der Tiere. In aller Geschwindigkeit rannte es nach dem Platz, wo das vor sich ging. Und es kamen ihm viele Tiere entgegen, schön angezogen und bemalt, alle verschieden und jedes für sich kenntlich.
Das Schaf trug ein weißes Hemdchen aus krauser Wolle, der Esel hatte einen grauen Kittel an und auf dem Rücken ein braunes Kreuz gemalt, weil er später den lieben Heiland nach Jerusalem tragen sollte. Der Löwe war bekleidet mit einer Mähne wie ein Palmbaum, die Kuh war weiß und braun gefleckt, der Tiger regelmäßig gestreift auf beiden Seiten, rechts und links ganz gleich. Sogar der Frosch, der sich nicht entschließen konnte, ob er in oder außer dem Wasser leben wollte, hatte ein knapp um die Glieder sitzendes Gummimäntelchen an, das mit allerlei sonderbaren Figuren bemalt war. Der Hund hatte Haare, je nach Wahl, der eine kurz, der andere lang. Die Ziege trug ein Bärtchen wie ein Stadtschreiber, und der Hahn hatte so viele schöne Federn, daß er gar nicht wußte wohin damit, und deshalb die längsten am Ende seines Rückens trug; und die Vögel,

all die Vögel, so schön kann man gar nicht träumen, so schön, wie die angezogen waren!
Das Schwein machte lange Beine, um auch so ein schönes Kleid zu kriegen. Außer Atem kam es auf dem verlassenen Platz an.
Aber ach, wie erschrak der liebe Gott, als er das Schwein da nackend herangetrabt kommen sah! Denn er saß gerade schon mit seinen Engeln auf einer Wolke, um zurück in den Himmel zu segeln, und der Farbenkasten war alle, ganz und gar alle, und die Stoffkiste so leer wie ein Lampenglas.
Er schlug die Hände zusammen. Was nun anfangen!
„Du kommst zu spät", sagte der liebe Gott zu dem Schweinchen. „Sieh hier den Farbenkasten! nicht mal mit dem Vergrößerungsglas findest du noch ein Tröpfchen, sogar die Pinsel haben wir im Graben ausgewaschen, und der ganze Stoff ist verbraucht! Ach, nun läufst du allein nackend herum! Schweinchen, Schweinchen, warum bist du auch aus der Reihe gelaufen!" Ein Engel stemmte schon die Schulter unter die Wolke, um sie in Bewegung zu setzen, aber das Schwein fing an zu heulen und zu quieken, zu quieken, heiliger Petrus! so jämmerlich, daß sein Rüssel ganz lang wurde und man die Augen nicht mehr sah. Der liebe Gott wurde kreideweiß. Er hätte so gern dem Schweinchen geholfen, besonders weil es nun auf einmal so häßlich geworden war. Da stand er und wühlte mit den Händen in seinen goldenen Haaren.
Und das Schweinchen schrie immerfort: „Ich bin nackend, ich allein bin nackend! Und nicht eine einzige Verzierung, nicht ein einziges kleines Ornament am Leibe! Und ich

wär schon mit so wenig zufrieden!“ Aber dem lieben Gott schaffte all das Geheule weder Farben noch Stoff herbei.
Vor Kummer wand sich der liebe Gott die Haare um die Finger, und da blieb eine schöne Korkenzieherlocke hängen. Da fiel ihm das traurige schlappe Schwänzchen des Schweines in die Augen, und ein herrlicher Gedanke schoß in ihm auf.
„Komm mal her!“ sagte er, nahm die Brennschere, mit der er das Schaf und andere Tiere onduliert hatte, und erhitzte sie an dem ersten Stern, der an dem blauen Himmel aufblühte, und brachte das schlaffe Schwänzchen in ein zierliches und dauerhaftes Ringellöckchen.
„Mehr kann ich nicht tun,“ sagte der liebe Gott, „ich kann doch deine Beine nicht zu Löckchen brennen!“
Und das Schwein sah sich um nach seinem Schwänzchen und fand es so schön, daß es vor Freude grunzte, und es war so stolz darauf und tat sich damit so dick, daß es von nun an auf den Zehen ging, wie ein reiches Dämchen mit einem neuen Hut.

Aus dem Buch „Das Licht in der Laterne“,
Erzählungen von Felix Timmermans.

*

ÄGINA

VON THEODOR DÄUBLER

MEIN silberhelles Ägina, in deine Berge,
Wo sacht im Seewind stiller Ölbaum schillert,
Sind Perlmutterwölkchen traut verliebt:
Auch Ziegeninslein, wo der goldne Ginster glüht,



Peter Vischer der Ältere: Der Astbrecher. Erzguß

Umschwärmen dich, o Eiland Aphrodites,
Und senden sehnsuchtsgoldne Boote deinem Hafen;
Delphine aber schickt ein breiterbraustes Meer
Um Klippen vor den Buchten lodernder Zypressen.

Liebe, die ich nimmer fand, mein Hellas,
Kann das Herz um Wind und Wolken schwenken:
Wogen kommen bei geborstner Säule
Unsers Heiligtumes großer Göttin
Her zu mir, in glanzbekränzten Kreisen:
Wie als Kind im Sand des Heimatstrandes
Frage ich die balgenden Gespielen
Aus der Flut um unsre tiefste Freude.

Besiegter Tor, du seist ergreist!
Ruft, was in mir aus Liebe jubelt,
Weil Jugend sich um Urgenuß bestürmt.
Dort liegt Trözen. Die veilchenblauen Höhen
Der Burg, wo sich Hippolytos bewehrte,
Da er zu Artemis die Seele heil gewandt,
Umschmeichelt Aphrodites Holdgewölk
Nun bald als himmlisch schwebendes Gebirge,
Das Tal mit raschen Schatten zu umfinstern,
Als gälte es verfrühter Nacht, beim Raub der Liebe.

Verschwärmter Mensch, wie furchtsam hast du,
Ein Jüngling schon, das Lied allein
Gefreit, um dein Gedicht geworben:
Was tust du, Ungestümer, nun um Huld?



Ägina, auf deinen Bergen eine Wolke,
Vom Wind verlangt, wirft sich hinab und schwindet.
Das war Aphaia, deiner Halde keusche Maid.
Die Holde hat sich minnig Minos
Zu keiner Gunst auf Kreta eingeholt:
Urunerkannt ist sie geblieben. Fischer fanden
Die Nackte: aus den Maschen ihrer Netze
Ward bald die Zappelnde befreit, gebracht
Nach Ägina die Göttliche: wo sie, verehrt
Vom alten Volk, dem Eiland Anmut gab.
Verlassen ist ihr marmorner Altar,
Doch Wolken stürzen ohne Hoffnung
Sich noch bei Sturm ins große, offne Blau.

Warum, Hellenen, habt ihr Glut ums Leid bekannt?
Im Blut der Wehmut Wunderblume uns verkündet?
Ein Wildfang war ich wohl: ich habe aus Verwünschung
Uns beide, meine wache Seele – dich in Hast –
Nicht mehr erfaßt, verwundet doch: sind wir entzweit?
Erblaßte mir: hast du mich drum verflucht?
In mir ist Wirrung nun, Unhaschbarkeit, Vergehen:
In holder Wolken sonnengoldigem Verflocken,
O Ägina, erblick ich noch Verlorenheit
Von mir – dort auf den frohumblauten Höhen.

*

DER KÜNSTLERISCHE CHARAKTER
VON KARL SCHEFFLER

NICHTS schätzen die Menschen mehr als den künstlerischen Charakter, wenn der Künstler tot ist und seine Werke

abgelöst vom Zeitinteresse betrachtet werden können; nichts ärgert sie mehr als der künstlerische Charakter, wenn er sich in ihrer Mitte manifestiert. Er verleiht den Kunstwerken recht eigentlich Unsterblichkeit. Was einst unsterblich wird, verdrießt jedoch die Mitlebenden – weil es sie unsicher macht und beschämt. Ist das Unsterbliche historisch geworden, so kann es nicht mehr beschämen, der Künstler ist dann gewissermaßen zu den Heiligen eingegangen, sein Werk hat etwas Erlösendes, weil es das Absolute vermittelt. Solange der Künstler aber lebt, verführen ihn beständig die Zeitgenossen kleineren Wuchses, gegen seinen künstlerischen Charakter zu sündigen und für den Nachruhm den Tagesruhm einzutauschen. Es gehört zu dem Wesen des künstlerischen Charakters, diesen Verführungen zu widerstehen, täglich und lebenslang.

Eine Antwort auf die Frage, was das Wesen des künstlerischen Charakters sei, läßt sich mit dem Bibelwort geben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen! Gott mehr gehorchen, das heißt in diesem Fall: die Bedingtheit alles dessen einsehen, was den bürgerlichen Charakter ausmacht. Fast alles, was dieser erstrebt, gipfelt in einem Verzichten, Unterlassen, Sichbeschränken, Sichüberwinden und Sichdisziplinieren, seine Tugenden sind im wesentlichen negativ; der künstlerische Charakter dagegen fordert, daß den starken Trieben, den Konventionen zum Trotz, nachgegeben wird, daß nicht Schleusen geschlossen, sondern geöffnet werden, daß das Elementare in Erscheinung tritt; seine Tugenden sind gestaltend und schöpferisch. Der bürgerliche Charakter verleiht Moral, der künstlerische umkleidet seine Träger mit einem moralinfreien Ethos. Der

Künstler muß sich nicht selten mit seinem bürgerlichen Charakter in Widerspruch setzen, wenn er sich im höheren Sinn treu bleiben will, er muß wissen, daß sein Unbewußtes unter Umständen klüger ist als sein Bewußtsein. Zum Schaffen gehört eine Naivität, die der bürgerliche Charakter nicht kennt; es gehört dazu eine unbedingte Unvoreingenommenheit. Der Künstler konstatiert das Leben, wie es wirklich ist, nicht wie die Mehrzahl der Menschen es in sozialem Utilitarismus zu sehen glaubt, es zu sehen sich und anderen vorgibt.

Es ist schwer, zu wissen, was man empfindet, denn es drängt sich immer viel Konventionelles, Erwünschtes, Feiges, Lügendes mit ins Bewußtsein. Diesem Zudrang wehren zu können, das ist wiederum ein Merkmal des künstlerischen Charakters. Ein anderes Merkmal ist das Walten eines Egoismus, der alles dem Werk opfert, ein Ehrgeiz der Leistung, der den Ehrgeiz des Erfolges vollkommen auffrißt. Wer es sich zu leicht macht, sündigt gegen den künstlerischen Charakter; wer es sich zu schwer macht, kann jedoch in gleicher Weise sündigen. Der begabte schwedische Maler Anders Zorn ist ein Beispiel, wie Schnellfertigkeit den Künstler am Letzten verhindert; Adolf Menzel ist ein fast tragisches Beispiel, daß eine zu weit getriebene Selbstzucht die natürlichen Kräfte lähmen kann. Zu wissen, wann das Unbewußte sich drängend offenbart, und daß darin die Natur spricht, sich in einem höheren Sinne selber treu zu sein, und sei es auf Kosten des bürgerlichen Begriffs von Treue: das ist künstlerischer Charakter. Jeder Künstler steht, wenn er schafft, ein wenig wie Christus vor Pilatus. Er darf die Dornenkrone nicht scheuen; darf sie

aber auch nicht eitel herbeisehnen. Sein Charakter besteht darin, eine Mission zu haben, etwas zu sagen, das kein anderer so sagen könnte, und diese Mission zu erfüllen, geschehe was da wolle. Dem Bürger müssen die Impulse des Künstlers oft töricht, wie Willkür und Eigensinn erscheinen, er begreift nicht das Element der Selbstvernichtung, ihn empört die schöne naive Schamlosigkeit. Der Bürger meint mit seinem Charakter immer die Gesellschaft, ihr fühlt er sich verantwortlich; der Künstler meint vor allem die Natur, die äußere und die dem Gesellschaftlichen nicht erreichbare in seinem Innern, er fühlt sich dem Weltgeist verantwortlich. Gehorsam zu sein bis zur Selbstaufopferung, wenn „es" in Herz und Hirn wirkt und schafft, das ist die höhere, der Moral weit überlegene und unendlich schwer zu realisierende, weil auf Schritt und Tritt angefochtene Ethik des künstlerischen Charakters.

Werke der Künstler lassen sich nach dem Grade werten, wie sich der künstlerische Charakter darin manifestiert. Und es läßt sich nachweisen, daß verschiedene Völker den künstlerischen Charakter keineswegs mit denselben geistigen Kräften verbinden. Von den Deutschen zum Beispiel läßt sich sagen, daß sie in der Musik viel künstlerischen Charakter haben, in den bildenden Künsten jedoch wenig. Was der Münchener Malerei als Ganzes mit Recht vorgeworfen wird: ihre Ateliergesinnung, ihre dekorative Oberflächlichkeit, ist letzten Endes ein stereotyp gewordener Mangel an künstlerischem Charakter. Was in den Bildern der Nazarener und der Deutschrömer Ideologie und Kulturehrgeiz verdorben hat, geht auf dasselbe Konto. In der modernen deutschen Baukunst hat künstlerische

Charakterlosigkeit es verschuldet, daß unsere Großstädte ein Graus sind, daß wir wie Narren allen historischen Stilen dilettierend nachgelaufen sind. Und doch waren die Baumeister, die uns dieses angetan haben, im bürgerlichen Leben zweifellos Charaktere. Auf der anderen Seite stehen unsere Meister der Musik wie Heroen künstlerischer Charakterkraft da. Nichts hat sie abzulenken vermocht von der unbedingtesten Ehrlichkeit und Wahrheit des Gefühls. Selbst auf ihre Epigonen noch fällt ein Strahl dieses hohen Ethos — des höchsten, dessen die Menschen fähig sind. Denn es ist dasselbe Ethos, das Heilige und Helden macht, das – nur mit verschiedenen Zielen – überall wirksam ist, wo Großes gewollt und vollbracht wird: in der Religion, der Wissenschaft und der Politik wie in der Kunst. Der Charakter Napoleons war ein künstlerischer Charakter.
Es entsteht die Frage, ob sich den Mängeln des künstlerischen Charakters mit dem Willen abhelfen läßt, ob er gewollt und erworben werden kann. Die Antwort muß lauten: nein. Der künstlerische Charakter ist angeboren und kann dann nur rein erhalten werden. Er ist ein Bestandteil des Talents, er ist das Talent selbst. Wo er unzulänglich ist, da ist es auch das Talent. Das Genie hat ihn von Natur. Sonst wäre es unerklärlich, warum er in der deutschen Musik so häufig angetroffen wird und in unseren bildenden Künsten so selten. Das künstlerisch im höchsten Sinne nicht charaktervolle Talent wendet sich instinktiv direkt an das Publikum, das heißt an die Menge derer, die das Künstlerische vom bürgerlichen Charakter aus beurteilen, die im Kunstwerk das Moralische oder, wenn die Vorzeichen umgekehrt werden, das Unmoralische schätzen

und die mehr auf den Stoff sehen als auf die Form, mehr auf das Was als auf das Wie, mehr auf Gesinnung als auf Gestaltung. Es ist natürlich nicht so, daß ein talentarmer Künstler mit Bewußtsein den Publikumserfolg will. Er erreicht ihn kraft seiner Instinkte, er kann gar nicht anders, als ihn erstreben; er kann so wenig gut malen oder modellieren, wie das große Talent nicht imstande ist, schlecht zu malen oder zu modellieren, sondern höchstens besser oder schlechter. Es gilt das Wort, daß es gar nicht so leicht ist, schlechte Bilder zu malen, wenn man Talent hat. Der künstlerische Charakter setzt sich immer irgendwie durch, weil er eine Naturkraft ist; er kann nicht zweckvoll denken, weil er von Natur das Zweckfreie will. Diese Zweckfreiheit ist es, die der nach allen Seiten an das Zweckhafte gefesselte Mensch nicht versteht, wenn sie neben ihm erscheint, die er aber verklärt und auf Grund deren er den großen Künstler zum Helden und Heiligen erhebt, wenn er sie aus der Entfernung als unmittelbar Unbeteiligter anschaut. Das ist die poetische Gerechtigkeit der Geschichte.

Oft und viel ist über den Zusammenhang von Kunst und Charakter gesprochen und geschrieben worden. Die einen leugnen jeden Zusammenhang, die anderen glauben fest daran. Die Wahrheit ist, daß die Kunst, wie alles höhere geistige Denken und Handeln, wohl mit dem bürgerlichen Charakter zusammenhängt, daß Eigenschaften der Disziplin, Konsequenz, Ehrlichkeit, des Fleißes und der Geduld sowohl den bürgerlichen wie den künstlerischen Charakter zieren, daß solche Eigenschaften den Künstler zweifellos fördern und seinem Werke zugute kommen, daß diesen

Förderungen aber auch gefährliche Hemmungen gegenüberstehen, daß die Kunst in den ganz entscheidenden Fragen wenig mit dem bürgerlichen, alles jedoch mit dem künstlerischen Charakter zu tun hat.

*

GEDANKE UND GESTALT

SECHS EPIGRAMME VON ALBRECHT SCHAEFFER

I

Als ich jung war, sucht ich vergebens das Ganze zu fassen,
Und das Einzelne welkt' oder zerbröckelte mir.
Nun ich älter geworden, gelingt ein Einzelnes öfters,
Das beschenkt mich aus sich mit dem Ganzen zugleich.
Hand des Knaben, du möchtest das All umspannen? — Doch wer den
Tau zu fassen gelernt, hält die Kugel der Welt.

2

Zweifler an Allem, dem Alles zerscherbt — nun siehe, da stehst du
Heil aber heillos da in der zertrümmerten Welt. —
Glaube an Alles und nur an dich nicht! Immer dann füllt dein
Tief einsaugendes Herz sich mit heilender Welt.

3

In das Unendliche fuhrst du zu hundert Malen und fandest
Immer am Ende nur dich mit dem verendeten Traum?

Bliebest du doch wie die Blume am Ort, nur warm und nur offen,
Das Unendliche zart bildet' als Tau sich in dir.

4

Als du pochtest mit Brunst an alle Pforten, so blieben
Alle verschlossen und stumm. Seit du in dich gekehrt,
Aber voll Liebe bist, so sprangen die Pforten und sandten
Innige Wesen dir zu, alle voll Sehnsucht nach dir.

5

EINER SCHWÄRMERIN

Jeden Morgen von neuem erträ nkst du dich in dem Meer der
Liebe, und selig ersäuft treibst du als Leiche am Tag.
Fülltest du morgendlich dir nur einen Becher des Herzens,
Taglang Leben und Kraft strömten die Hände dir aus;
Schliefest du wie ein Leichnam die Nacht, ein selig entseelter,
Auferstündest du dann: Tod und Leben – ein Tag.

6

HEILIGE ZEIT

Aber die Liebende kennt nicht Regel und Vorsatz; in ihr wird
Reif die süße Natur, wo sie gebettet ihr Herz.
Leben und Tod sind ihr die Fittiche, sicher zu schweben,
Ein geflügeltes Herz durch die heilige Zeit.



GULLIVERS
REISE NACH GLUBBDUBDRIB
VON JONATHAN SWIFT

Glubbdubdrib bedeutet, soweit ich das Wort auslegen kann, die Insel der Zauberer oder Magier. Sie ist ungefähr ein Drittel so groß wie die Insel Wight und außerordentlich fruchtbar; beherrscht wird sie vom Oberhaupt eines Stammes, der ganz aus Magiern besteht. Dieser Stamm heiratet nur unter sich, und der jeweilige Stammesälteste ist stets Fürst oder Statthalter. Er hat einen vornehmen Palast und einen Park von etwa zwölftausend Ruten, umgeben von einer zwanzig Fuß hohen Mauer aus Haustein. In diesem Parke befinden sich verschiedene kleine Umhegungen für Vieh, Korn und Gartenbau.

Der Statthalter und seine Sippe werden von einer etwas ungewöhnlichen Art von Dienern umgeben und bedient. Durch seine Geschicklichkeit im Zaubern besitzt er die Macht, jeden, den er will, von den Toten heraufzurufen und für vierundzwanzig Stunden seine Dienste zu fordern, aber nicht länger; und er kann ein und dieselbe Persönlichkeit auch nicht in weniger als drei Monaten wieder heraufkommen lassen, ausgenommen bei ganz besonderen Anlässen.

Bei unserer Ankunft auf der Insel, die etwa um elf Uhr morgens stattfand, ging einer der mich begleitenden Herren zum Statthalter und bat um Zutritt für einen Fremden, der mit der Absicht käme, sich die Ehre zu geben, Seiner Hoheit aufzuwarten. Dieser wurde sofort bewilligt, und wir betraten alle drei den Palast zwischen zwei Reihen von in

sehr altertümlicher Weise bewaffneten und gekleideten Wachen, die auch in ihrem Gesichtsausdruck etwas hatten, was mir vor unaussprechlicher Angst eine wahre Gänsehaut beibrachte. Wir gingen durch verschiedene Zimmer, zwischen beiderseits aufgestellten Bedienten der gleichen Art hindurch, bis wir in den Empfangsraum kamen, wo wir uns nach drei tiefen Verbeugungen und ein paar allgemeinen Fragen neben der untersten Stufe des Thrones Seiner Hoheit auf drei Stühle setzen durften. Er verstand die Sprache von Balnibarbi, obwohl sie von der dieser Insel verschieden war. Er bat mich, ihm über meine Reisen Bericht zu erstatten; und um mir zu zeigen, ich solle ohne alle steifen Förmlichkeiten behandelt werden, entließ er seine sämtlichen Begleiter durch eine Drehung seines Fingers; worauf sie zu meinem größten Erstaunen augenblicklich wie Traumbilder bei plötzlichem Erwachen verschwanden. Ich konnte mich eine Zeitlang gar nicht erholen, bis der Statthalter mir versicherte, „es würde mir nichts geschehen"; und als ich bemerkte, daß meine beiden Begleiter, die er schon oft auf diese Weise unterhalten hatte, kein Zeichen von Angst erkennen ließen, begann ich Mut zu fassen und gab Seiner Hoheit eine kurze Geschichte meiner verschiedenen Abenteuer, jedoch nicht ohne ein gewisses Zaudern und häufige Blicke nach der Stelle, wo ich diese Hausgeister bemerkt hatte. Ich hatte die Ehre, mit dem Statthalter zu speisen, wobei eine neue Schar von Geistern die Gerichte auftrug und bei Tafel aufwartete. Jetzt aber fühlte ich mich weniger erschreckt als am Morgen. Ich blieb bis Sonnenuntergang, bat aber Seine Hoheit um Entschuldigung, wenn ich seine Einladung, im Palaste zu

wohnen, nicht annähme. Meine beiden Freunde und ich lagen in einem Privathause in der nahe liegenden Stadt, der Hauptstadt der Insel; und am nächsten Morgen gingen wir wieder hin, um dem Statthalter unsere Aufwartung zu machen, da er geruhte, uns holen zu lassen.

Auf diese Weise verblieben wir zehn Tage auf der Insel, den längsten Teil jedes Tages beim Statthalter und nachts in unserer Herberge. Ich hatte mich bald so an den Anblick von Geistern gewöhnt, daß sie nach dem dritten oder vierten Male gar keinen Eindruck mehr auf mich machten; oder falls noch einige Befürchtungen zurückgeblieben waren, so gewann meine Neugierde doch die Oberhand. Denn Seine Hoheit der Statthalter gaben mir auf, „jede beliebige Person, die mir einfiele, bei Namen zu nennen, oder soviele ich wünschte, unter allen Toten von Anbeginn der Welt an bis zum gegenwärtigen Augenblick, und ihnen zu befehlen, mir jede Frage zu beantworten, die ich für passend hielte zu stellen; nur unter der einen Bedingung, daß meine Fragen sich auf die Zeit beschränken müßten, zu der sie gelebt hätten. Und auf eines könnte ich mich verlassen, daß sie mir nämlich ganz gewiß die Wahrheit sagen würden, denn Lügen sei eine für die Unterwelt nutzlose Anlage."

Ich sprach Seiner Hoheit meinen ergebensten Dank für eine so große Gunst aus. Wir befanden uns in einem Raume, von dem aus man einen hübschen Überblick über den Park hatte. Und da ich mich zunächst geneigt fühlte, mich an Aufzügen voller Prunk und Pracht zu ergötzen, so wünschte ich Alexander den Großen an der Spitze seines Heeres grade nach der Schlacht bei Arbela zu sehen; dieser erschien auch

sofort auf eine Fingerbewegung des Statthalters in einem weiten Felde unter dem Fenster, an dem wir standen. Alexander wurde in das Zimmer hinaufgerufen; sein Griechisch konnte ich nur mit großer Schwierigkeit verstehen und erinnerte mich auch nur wenig des meinigen. Er versicherte mir auf Ehrenwort, „er sei nicht vergiftet worden, sondern sei an einem bösartigen Fieber infolge zu unmäßigen Trinkens gestorben."
Dann sah ich Hannibal über die Alpen ziehen, der mir erzählte, „er habe keinen Tropfen Essig mehr im Lager."
Ich sah Cäsar und Pompejus an der Spitze ihrer Truppen grade vor der Schlacht. Den ersteren sah ich bei seinem letzten großen Triumphzuge. Ich wünschte, der Senat von Rom möchte in einem weiten Raume vor mir erscheinen, und eine neuzeitliche Vertreterversammlung als Gegenstück in einem anderen. Der erstere kam uns vor wie eine Versammlung von Helden und Halbgöttern, die andere wie ein Haufen von Hausierern, Taschendieben, Straßenräubern und Rauhbeinen.
Auf meine Bitte gab der Statthalter Cäsar und Brutus ein Zeichen, zu uns zu kommen. Beim Anblicke Brutus' wurde ich von tiefer Verehrung erfaßt und konnte leicht die höchste Tugend, größte Unerschrockenheit und Geistesstärke, wahrhaftigste Vaterlandsliebe und allgemeines Wohlwollen in jedem Zuge seines Gesichtes erkennen. Mit großem Vergnügen bemerkte ich, in wie gutem Einvernehmen diese beiden Männer miteinander standen; und Cäsar gab mir aus freien Stücken zu, „die größten Handlungen seines Lebens kämen bei weitem nicht an Ruhm seiner Vernichtung gleich." Ich hatte die Ehre einer langen

Unterhaltung mit Brutus und ließ mir sagen, „sein Vorfahr Junius, Sokrates, Epaminondas, der jüngere Cato, Sir Thomas Moore und er selbst wären beständig zusammen"; sechs Männer, denen alle Weltalter nicht einen siebenten an die Seite stellen können.

Es würde langweilig sein, wollte ich den Leser mit einer Aufzählung aller der berühmten Männer ermüden, die aufgerufen wurden, um meinen unersättlichen Durst zu befriedigen, die Welt in jedem Zeitabschnitte des Altertums vor mir dargestellt zu sehen. Ich erlabte meine Augen hauptsächlich am Anblick von Vernichtern von Gewaltherrschern und Thronräubern und an Wiederaufrichtern der Freiheit unterdrückter und unrecht behandelter Völker. Aber es ist ganz unmöglich, die Befriedigung zu schildern, die ich nach einer solchen Darbietung im Geiste empfand, als daß ich sie zu einer passenden Unterhaltung für den Leser machen könnte.

In meiner Begierde, auch diejenigen Alten zu sehen, die vor allem berühmt waren wegen ihres Witzes und ihrer Gelehrsamkeit, setzte ich einen besonderen Tag hierfür an. Ich schlug vor, Homer und Aristoteles möchten an der Spitze aller ihrer Ausleger erscheinen; aber diese waren so zahlreich, daß ein paar hundert gezwungen waren, im Hofe und in den äußeren Räumen des Palastes zu warten. Ich erkannte diese beiden Helden auf den ersten Blick, so daß ich sie nicht nur von der Menge, sondern auch voneinander unterschied. Homer war der Größere und Schönere von beiden, ging sehr aufrecht für jemand seines Alters, und seine Augen waren die lebhaftesten und durchdringendsten, die ich jemals gesehen habe. Aristoteles ging sehr gebückt

und brauchte einen Stab. Sein Gesicht war mager, sein Haar geschmeidig und dünn, und seine Stimme klang hohl. Ich merkte bald, daß beide dem Rest der Gesellschaft vollkommen fremd waren und sie weder jemals gesehen noch etwas von ihnen gehört hatten; und ein Geist, der ungenannt bleiben soll, flüsterte mir zu, „diese Ausleger hielten sich stets von ihren Urbildern in der Unterwelt infolge ihres Schuldbewußtseins und ihrer Scham möglichst weit entfernt, weil sie die Absichten dieser Verfasser der Nachwelt so scheußlich entstellt wiedergegeben hätten.“ Ich stellte Homer Didymus und Eustatius vor und vermochte so viel über ihn, daß er sie vielleicht besser behandelte, als sie verdienten, denn er fand bald heraus, sie ermangelten des Geistes, um in das Wesen eines Dichters einzudringen. Aristoteles aber verlor seine Geduld völlig, als ich ihm von Scotus und Ramus berichtete, während ich sie ihm vorstellte; und er fragte sie, „ob der Rest ihrer Gilde ebensolche Schafsköpfe wären wie sie selber?“

Dann bat ich den Statthalter, Descartes und Gassendi heraufzurufen, und brachte sie dazu, Aristoteles ihre Systeme zu erklären. Der große Naturforscher gab seine eigenen Irrtümer auf naturgeschichtlichem Gebiete freimütig zu, weil er in vielen Fällen nur auf Mutmaßungen hin hätte vorgehen können, wie alle Menschen es müssen; und er fand, Gassendi, der die Lehre Epikurs so schmackhaft gemacht hatte, wie er nur konnte, und die Wirbel Descartes' müßten beide in die Luft fliegen. Der Anziehungskraft, die unsere gegenwärtigen Gelehrten so eifrig verfechten, sagte er dasselbe Schicksal voraus. Er meinte, „neue Systeme in der Natur wären nur neue Moden, die sich mit jedem

Zeitalter änderten; und selbst diejenigen, die behaupteten, sie stellten sie nach mathematischen Grundsätzen dar, würden doch nur kurze Zeit in Blüte stehen und zu ihrer Zeit wieder außer Mode geraten.“

Ich verbrachte fünf Tage in der Unterhaltung mit vielen anderen gelehrten Alten. Die meisten der römischen Kaiser sah ich. Ferner vermochte ich den Statthalter, Heliogabals Köche heraufzurufen, um uns ein Mahl anzurichten, aber sie konnten uns ihre Geschicklichkeit nicht recht zeigen, weil zu wenig Rohstoffe da waren. Ein Helot des Agesilaos machte uns eine spartanische Suppe, aber ich konnte keinen zweiten Löffel voll hinunterbringen.

Die beiden Herren, die mich nach der Insel begleitet hatten, mußten wegen eigener Angelegenheiten in drei Tagen zurück, und diese wandte ich an, um einige neuzeitliche Tote zu sehen, die in den letzten zwei- oder dreihundert Jahren die bedeutendsten Rollen in unseren oder anderen europäischen Ländern gespielt hatten; und da ich stets ein Bewunderer unserer alten vornehmen Familien gewesen war, bat ich den Statthalter, er möchte mir ein oder zwei Dutzend unserer Könige mit ihren Vorfahren heraufrufen, von etwa acht oder neun Geschlechterfolgen. Meine Enttäuschung jedoch war unerwartet und jammervoll. Denn anstatt einer langen Reihe mit königlichen Diademen sah ich in einem Geschlechte zwei Fiedler, drei zierliche Hofleute und einen italienischen Pfaffen. In einem anderen einen Bartscherer, einen Abt und zwei Kardinäle. Ich bebesitze eine zu hohe Verehrung für gekrönte Häupter, als daß ich länger bei einer so netten Geschichte verweilt hätte. Bei Grafen, Markgrafen, Herzögen, Earls und der-



Holzschnitt von Frans Masereel aus Verhaeren,
Der seltsame Handwerker

gleichen war ich dagegen nicht so feinfühlig. Und ich gestehe, es geschah nicht ganz ohne Vergnügen, als ich die besonderen Züge, durch die manche ihrer Sippen sich auszeichnen, bis zu ihren Urbildern zurückverfolgen konnte. Ich vermochte ganz deutlich zu entdecken, woher eine ihr langes Kinn herleitet, warum eine zweite durch zwei Geschlechter hindurch soviel Schufte aufwies und in zwei weiteren so viele Narren; warum eine dritte einen Knacks weg hatte und eine vierte nur aus Gaunern bestand; woher es kam, daß, wie Polydor Virgil von einem gewissen ganz, ganz großen Hause sagt: Nec vir fortis, nec femina casta da war, wie Grausamkeit, Falschheit und Feigheit zu Kennzeichen werden konnten, durch die gewisse Sippen sich ebenso auszeichnen wie durch ihre Wappen; wer zuerst die Blattern in ein edles Haus hineinbrachte, die sich mit ihren Skrofelgeschwülsten auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. Ich vermochte mich auch über alles dies gar nicht zu wundern, als ich eine derartige Unterbrechung der Stammfolgen durch Pagen, Lakaien, Bediente, Kutscher, Wildhüter, Fiedler, Schauspieler, Kapitäne und Taschendiebe erblickte.

Oft hatte ich von großen Dienstleistungen für Fürsten und Staaten gelesen und wünschte nun die Leute zu sehen, durch die diese Dienste wirklich verrichtet worden waren. Auf eine Umfrage wurde mir mitgeteilt, „ihre Namen ständen in keinem Bericht, ausgenommen die einiger weniger, welche die Weltgeschichte als niedrigste Schufte und Verräter hingestellt habe“. Was den Rest anlangte, so hatte ich von ihnen nie gehört. Sie erschienen sämtlich mit niedergeschlagenen Augen und in armseligster Kleidung; die

meisten von ihnen erzählten mir, „sie wären in Armut und Schande gestorben“, und der Rest auf dem Schafott oder am Galgen.

Unter anderen war da ein Mann, dessen Fall mir etwas merkwürdig vorkam. Er hatte einen Jüngling von etwa achtzehn Jahren neben sich stehen. Er erzählte mir, „viele Jahre lang wäre er Führer eines Schiffes gewesen, und in der Seeschlacht bei Actium habe er das Glück gehabt, durch die mächtige Schlachtlinie der Feinde zu brechen, drei ihrer besten Schiffe zu versenken und ein viertes zu nehmen, was die einzige Ursache von Antonius' Flucht und des nachfolgenden Sieges gewesen sei; der neben ihm stehende Jüngling, sein einziger Sohn, sei in der Schlacht getötet worden“. Er fuhr fort, „im Vertrauen auf seine Verdienste wäre er bei Kriegsende nach Rom gegangen und hätte sich an Augustus' Hof um Versetzung auf ein größeres Schiff bemüht, dessen Führer getötet worden wäre; dieses sei aber ohne jede Rücksicht auf seine Ansprüche einem Knaben gegeben worden, der die See noch nie gesehen hätte, einem Sohne der Libertina, der Dienerin einer der Beischläferinnen des Kaisers. Bei seiner Rückkehr an Bord seines eigenen Schiffes sei er der Pflichtvernachlässigung angeklagt und sein Schiff einem der Lieblingspagen Publicolas, des Vizeadmirals, gegeben worden; daraufhin habe er sich auf ein armseliges Gut weit weg von Rom zurückgezogen und habe dort sein Leben beschlossen“. Ich war so erpicht darauf, die Wahrheit dieser Geschichte zu erfahren, daß ich darum bat, Agrippa möchte heraufgerufen werden, der in jener Schlacht Admiral gewesen war. Er erschien und bestätigte die ganze Erzählung, aber in einer für den Kapitän noch

viel vorteilhafteren Weise, der in seiner Bescheidenheit einen großen Teil seiner Verdienste abgeschwächt oder verschwiegen hatte.

Ich war überrascht, als ich fand, wie hoch empor und wie rasch die Verderbnis in jenem Kaiserreiche infolge der eben erst eingeführten Prunkliebe angewachsen war; dies ließ mich beim Vergleich mit manchen ähnlichen Fällen in andern Ländern weniger Verwunderung empfinden, wo Laster aller Art so viel länger geherrscht hatten, und wo alles Lob sowohl als etwa eine Plünderung durch den Oberbefehlshaber übertrieben wurden, der am Ende den geringsten Anspruch auf beide besaß.

Da jeder, der heraufgerufen wurde, in derselben äußeren Erscheinung kam, die er in der Welt besessen hatte, versetzte mich die Beobachtung, wie tief die menschliche Rasse innerhalb der vergangenen hundert Jahre heruntergekommen sei, in trübseliges Nachdenken; wie die Blattern mit all ihren Folgen und Nebenformen jeden Zug des englischen Gesichts verändert haben, die Körpergröße verringert, die Nerven erschlafft, Sehnen und Muskeln erweicht, eine schmutzige Gesichtsfarbe erzeugt und das Fleisch wabbelig und ranzig gemacht haben.

Ich ging so weit hinunter, daß ich darum bat, es möchten ein paar freie Bauern alten Schlages aufgefordert werden, zu erscheinen, die einst so berühmt waren wegen ihrer Sitten, Lebensweise und Kleidung, wegen der Rechtschaffenheit ihrer Handlungen, ihrer wahren Freiheitsliebe, ihres Mutes und ihrer Vaterlandsliebe. Ich fühlte mich auch stark berührt durch den Vergleich der Lebenden mit den Toten, wenn ich bedachte, wie alle diese angeborenen

reinen Tugenden durch die Enkel für ein Stück Geld preisgegeben worden waren, die durch Verkauf ihrer Stimmen bei den Wahlen jedes bei Hofe nur erlernbare Laster erworben haben.

Aus der neuen, vollständigen Ausgabe von „Gullivers Reisen" in der Bibliothek der Romane.

*

ARISTIDE MAILLOL

VON HARRY GRAF KESSLER

RODIN steht in seinem gewaltigen, lichtdurchströmten Ateliersaal in Meudon, der von dem riesigen weißen Balzac beherrscht wird, und zieht aus einem der großen Schränke, in denen er seine Skizzen aufbewahrt, eine kleine Tonfigur, die er zwischen gierigen Fingerspitzen liebkost: „Kennen Sie den, der das gemacht hat? Er ist unser stärkster Bildhauer." So lernte ich Maillol kennen; etwa 1904 oder 1905. Bald darauf begann Maillol seine großen Stein- und Bronzefiguren, die auf den Ausstellungen des Salon d'Automne seinen Ruf begründeten und ihn zu einem Rivalen von Rodin in der Wertschätzung der Pariser Kunstkenner machten. Rodin und Maillol, zwei Antipoden, die mit Achtung voneinander sprachen, aber weit getrennte Wege gingen: Rodin, der Fortsetzer der französischen späten Gotik und des „Dix-huitième", der Meister des Details, der realistischen Beobachtung, der zart oder stürmisch bewegten Oberfläche, der dramatischen Silhouette; Maillol, der Grieche, der Meister der Masse, der runden Fülle körperlichen Blühens, das ans Licht strebt, bei dem das Detail

aber nur so viel Wert hat wie beim Obstbaum der weiße Blütenschleier, der seine Struktur und den mächtigen Drang seines Saftes einen Augenblick verklärt. Rodin, in genialer Hast Skizzen über Skizzen hinausschleudernd wie ein Improvisator, Maillol, langsam mit Überlegung und Berechnung schaffend wie ein Architekt. Dort Hunderte von Werken und Skizzen, genialen Anläufen, unerhörten Fragmenten, ein brodelnder Kessel unaufhaltsam in Fluß und Wandlung begriffener Formen; hier verhältnismäßig wenige jahrelang durchdachte Werke, die, je länger der Künstler an ihnen arbeitet, im Einzelnen immer einfacher, im Ganzen immer komplizierter werden. Vor einer antiken Venus im Louvre, die an der afrikanischen Küste jahrhundertelang vom Meer bespült und von den Wellen wie von den Händen eines großen Künstlers geglättet und vereinfacht worden ist, aber um so gewaltiger heute in unverwüstlicher Schönheit dasteht, sagte mir Maillol einmal: „Sehen Sie, diese Figur ist meine Lehrmeisterin gewesen. Von einem Rodin, der das durchgemacht hätte, wäre nichts geblieben. Diese Figur hat mich gelehrt, was Plastik ist. Eine Statue muß schön sein, auch wenn ihre Oberfläche zerstört und kieselglatt geschliffen ist.“ Dann bleibt nämlich das Wesentliche ihrer Schönheit, wenn sie wirklich plastisch erfunden ist, das Wunder einer beglückenden Harmonie ihrer Massen.

Daher spielen die Extremitäten, Hände und Füße, die bei den Pathetikern der späten Gotik und des Barock oft erst den Akzent geben, bei Maillol eine geringe Rolle; manchmal sind sie fast nur angedeutet: das künstlerische Schwergewicht liegt bei seinen Figuren im Mittelpunkt der Körper-

masse, im Becken, in den Schenkeln, in der Brust, im Rücken; der Torso von den Knien bis zum Halsansatz ist das plastische Motiv: das übrige, selbst Kopf und Arme, sind nur eine Begleitmusik zu dieser Grundmelodie, deren Massen wie die Töne eines musikalischen Motivs nur so und nicht anders sein können. Daher wehrt sich Maillol nicht ohne Bitterkeit gegen den Vorwurf, daß seine Bevorzugung eines bestimmten schweren Frauentypus die Schönheit seiner Plastik beeinträchtige. Denn das Modell ist gleichgültig, wenn es nur ein plastisches Motiv abgibt. Als Ausgangspunkt hat Maillol die Form gewählt, in der ihm bei den Mädchen seiner Heimat das Weib zuerst aufgegangen ist, einen etwas üppigen Typus mit schweren Brüsten, schweren Beinen und festem, vom Tragen von Kannen und Körben auf dem Kopf zu athletenhaftem Schwunge durchgebildeten Hals und Rücken. Aber diesem etwas schweren Frauentypus sucht er die süßen Harmonien zu entlocken, die er birgt. „Erinnern Sie sich," sagte er mir vor kurzem, „wie d'Annunzio in meinem Atelier in Marly zu mir sagte, meine Statuen seien schön, nur hätten sie zu dicke Beine! Er bewies dadurch, daß er nichts von Plastik versteht. Was der Bildhauer sucht, ist die Harmonie der Körpermassen. Zu der einen Harmonie gehören dicke Beine, zu einer anderen schlanke. Ich hätte auch Figuren mit schlanken Beinen bilden können; aber ich habe die Frauen und Mädchen von Banyuls vor Augen gehabt und die Harmonien gesucht, die sie mir darboten."
In der Tat ist Maillol so fest wie wenige Künstler in einem ganz bestimmten Fleck Erde verwurzelt. Zwischen einer blauen, weit geschwungenen Bucht des Mittelmeeres und

kleinen, runden, spitzen Hügelkuppen, die nach Maillols Ausdruck „Frauenbrüsten gleichen“ und sanft zu den fernen Schneegipfeln der Pyrenäen aufsteigen, liegt das Fischerdorf Banyuls. Umgebung und Leben der Bevölkerung, die unter einem leichten französischen Anstrich ihre Ursprünglichkeit und ihre katalanische Sprache bewahrt hat, sind noch fast antik, antik-griechisch, ja homerisch. Die Männer fischen, oder abwechselnd pflegen sie im Frühling und Herbst ihre Weingärten. Die Frauen waschen ihre Wäsche wie Nausikaa im Bergbach, kurz bevor er in die Brandung mündet. Die älteren Matronen, herbe, dunkle Frauen, wandeln in schwarzen Umhängen und schwarzen Schleiern wie Priesterinnen. Die Mädchen stehen abends breitschultrig mit Kannen am Brunnen. Das einzig Dunkle in der umrahmenden Landschaft sind die schwarzen Pyramiden der Zypressen an der Gräberstraße, die wie in Pompeji zwischen weißen Grabmonumenten aus der Stadt in die Felder führt. Sonst ist das ganze Land auf zarte, aber feste Untertöne von Silbergrau, hellem Schokoladenbraun und Opal gestimmt, die durch eine sanfte Erdenschwere der blauen Glut des Himmels und des Meeres trotzen. Wenn Odysseus hier landete, würde er eine Heimat wie die seinige wiedererkennen: und diese Heimat ist die Maillols.

Gewiß ist Maillol, der als junger Malschüler mit einem winzigen Stipendium ein Jahrzehnt des Elends in Paris durchlebte und jetzt jedes Jahr mehrere Monate auf dem Lande bei Paris, in Marly (dem „königlichen“ Marly Ludwigs des XIV.) in einem bauernhofartigen, selbstgebauten Atelier arbeitet, fremden Einflüssen nicht ausgewichen. Er

gehört zum Freundeskreise der Künstler, die nach den großen Impressionisten in Paris in den Vordergrund rückten: Bonnard, Vuillard, Roussel, Maurice Denis, Matisse. Mit Picasso und dem sonderbaren, geniehaften, aus einem Vagabundenleben zu starkem Schaffen emporgewachsenen Spanier Manolo hängt er landsmännisch zusammen. Einen tieferen Einfluß haben aber auf ihn doch nur Gauguin und die frühen Griechen ausgeübt. Gauguin war sein um mehrere Jahre älterer Freund und hat ihm, wie er sagt, „die Augen geöffnet“. Er ist durch ihn aus dem Impressionistischen heraus zum Dekorativen und Monumentalen gekommen. Er hat damals, weil er nicht die Kraft zu haben glaubte, in der Malerei das auf der Akademie Gelernte zu vergessen, zur Stickerei gegriffen und für seine erste Gönnerin, die Fürstin Bibesco, große gobelinartige Wandteppiche gestickt. Daneben im selben Geiste Majoliken geschaffen und, um die tiefen weißen und blauen Glasuren zu erzielen, die die alten Majoliken so kostbar machen, in einem eigenen Ofen nach eigenen Rezepten gebrannt: Vasen, Wandbrunnen mit zarten Frauenfiguren, zum Teil im Hochrelief, die wie jüngere Schwestern der Frauen von Jean Goujon und Bernard Palissy anmuten. Dann versuchte er und brannte in seinem Ofen kleine Tonfiguren und kam so wieder zur Plastik, in der er sich bereits als junger Kunstschüler auf der Kunstschule zu Perpignan versucht hatte.

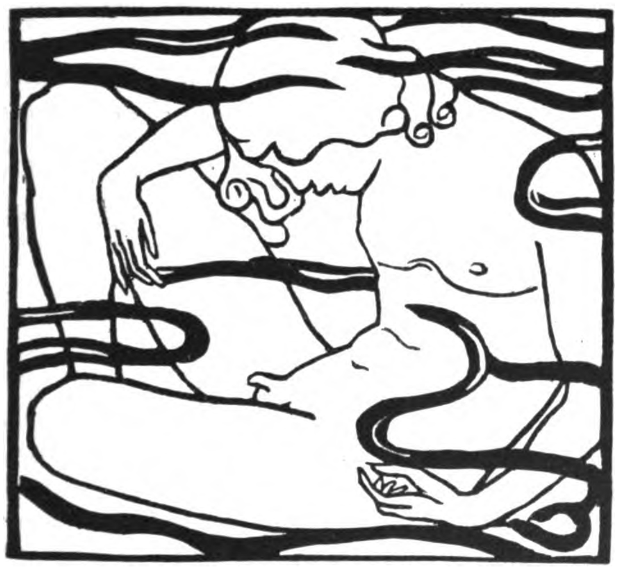
Aber Gauguin offenbarte ihm noch ein zweites, nämlich das Paradiesische im Verhältnis zwischen Mensch und Natur, die blütenhafte und geheimnisvolle Schönheit des Menschen, der wie ein junges Tier, ein Reh, ein Vogel

durch nichts abgesondert ist von der Natur. Dieses Paradiesische, das Gauguin in Tahiti suchen ging, hatte Maillol ganz nahe in seinem Heimatdorf. Dort trennt die Menschen nur eine dünne, durchsichtige Schicht von Namen und Gebräuchen von der Natur, Madonnen, die in Wirklichkeit Quellnymphen, Heilige, die Berggötter, Feste, die noch die der örtlichen Urreligion sind; ihre Körper, ihre Gebärden, ihre Gefühle wachsen wie die Steineichen und der wilde Lorbeer aus dem Boden. Maillol brauchte nur darauf hingeführt zu werden und fand dann den Zauber, der von der ungelösten Verbundenheit von Mensch und Natur ausgeht, tausendfach in seiner Erinnerung als eigenes Gut.
Dieses Gefühl für das Paradiesische des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur, wenn es nie gestört worden ist, beherrscht seine Gestaltung des Nackten. Er bildet wirklich nackte Menschen, nicht bloß ausgezogene; nicht dämonisch ausgezogene wie Rodin, nicht dekorativ und der Feierlichkeit wegen ausgezogene wie Marées oder Puvis de Chavannes, nicht pariserisch bis zur Nacktheit dekolletierte wie Toulouse-Lautrec oder Bonnard. Die Haut der Maillolschen Frauen und Jünglinge ist noch nie durch Hüllen oder Scham von der Sonne getrennt gewesen, sie hat zum Licht und zu den Augen der anderen Menschen die gleiche naive, völlig unethische Beziehung wie die Oberfläche eines Rosenblattes oder der Farbenstaub auf den Flügeln eines Schmetterlings. In dieser Naivität seines Nackten berührt er sich gefühlsmäßig mit den Griechen, so wie er sich in seinem Begriff der Plastik, daß sie nämlich nicht eine bloße Wiederholung der Natur, sondern eine Harmonie von Massen sei, technisch mit ihnen be-

rührt. Daher mußte die Epoche der griechischen Plastik, die jenen Begriff der Plastik am reinsten in die Wirklichkeit umsetzt und gleichzeitig das Nackte am naivsten behandelt, das frühe fünfte Jahrhundert, auf ihn wie eine Bestätigung seines eigenen Kunstwillens wirken. In Olympia lehnte er, als wir zusammen dort waren, den Hermes des Praxiteles ab; aber die Giebelfiguren und Metopen des Zeustempels redeten zu ihm wie Brüder und Schwestern in seiner eigenen Sprache.

Die Griechen führten ihn also ebenso wie Gauguin nur tiefer in sich selbst und seine Heimat zurück. Die Gegensätze, die den modernen Künstler zersplittern und zur problematischen Figur machen, die Konflikte zwischen modern und antik, zwischen Mensch und Natur, zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, sind für Maillol nicht vorhanden. Er ist innerlich ohne sie und steht daher in der modernen Welt mit seinem Werk abseits und allein. Das ist das eine, was ihn und seine Kunst kennzeichnet.

Das andere ist, daß sein Werk trotz seines klassisch unproblematischen Bodens kein kaltes ist, sondern ein warmes, ein nicht von Leidenschaft, aber von einer alles durchdringenden Zärtlichkeit glühendes. Jede Fläche seiner Figuren wird von dieser Zärtlichkeit erwärmt, die nicht wie die Flamme der Romantiker sengt und verzerrt, sondern wie ein in stiller, reiner Luft brennendes Licht, oder wie die Sonne, die Gegenstände ihrer Liebe gleichmäßig streichelt und erhellt. Die Schönheit der Natur erschließt sich Maillol ganz nur im Liebesglück. Stendhals „La beauté est une promesse de bonheur" definiert genau, was er als Schönheit empfindet und zu geben sucht. Jedes seiner Werke ist eine



a virgo infelix quae te dementia cepit!
Proetides inplerunt falsis mugitibus agros,
at non tam turpis pecudum tamen ulla secuta
concubitus, quamvis collo timuisset aratrum
et saepe in levi quaesisset cornua fronte.
a virgo infelix, tu nunc in montibus erras:
ille latus niveum molli fultus hyacintho
ilice sub nigra pallentis ruminat herbas,
aut aliquam in magno sequitur grege. claudite, nymphae
Dictaeae nymphae, nemorum iam claudite saltus,
si qua forte ferant oculis sese obvia nostris
errabunda bovis vestigia; forsitan illum
aut herba captum viridi aut armenta secutum

Seite aus Vergils „Eclogen“ mit Holzschnitt von Aristide Maillol

von Zärtlichkeit, von Liebesglück durchglühte Harmonie plastischer Massen.

Daher ist er wie manche der größten französischen Künstler durch und durch Lyriker: wie die Bildner, Glasmaler, Architekten der französischen Gotik, wie Poussin, Claude, Watteau, Fragonard, wie Ingres, Corot und Renoir. Die französische Lyrik, die überhaupt in Farben und Massen (architektonischen und plastischen) Größeres geschaffen hat als in der Dichtung – vielleicht weil die analytische Schärfe des Verstandes schwerer an Farben und Massen herankann als an Worte –, hat in Maillol einen neuen großen Lyriker europäischen Formats hervorgebracht. Jede seiner Figuren ist ein Liebeslied. Seine Handzeichnungen sind wie die einzelnen Verse eines Liebesgedichts, das als plastisches Werk erstehen soll. Seine kleinen Tonfiguren und Bronzen haben in den zarten, knappen Liebesgedichten der Antike ihre nächsten Verwandten; eine Verwandtschaft, die sinnfällig und zauberhaft hervortritt in seinen Holzschnitten zu Vergils „Eclogen".

Doch in seinen monumentalen Werken, in den beiden „Hockenden" bei Osthaus in Hagen und bei mir in Berlin, dem Steinrelief des umschlungenen Liebespaares, der „Pomona" in Winterthur, der liegenden Ruhmesgöttin für das Denkmal Cézannes, der Trauernden für das Kriegsdenkmal in Céret, die in übermenschlichem Schmerz wie die Mutter aller Toten des Weltkrieges dasitzt – ja schon in der Holzfigur einer sich Enthüllenden, die zwischen seinen Statuetten und den monumentalen Werken seiner späteren Zeit die Mitte einnimmt, – wächst diese Lyrik über sich hinaus, vertieft und weitet sich, streift die Fesseln



nunc te marmoreum pro tempore fecimus, at tu,
si fetura gregem suppleverit, aureus esto.

CORYDON

Nerine Galatea, thymo mihi dulcior Hyblae,
candidior cygnis, hedera formosior alba,
cum primum pasti repetent praesaepia tauri,
si qua tui Corydonis habet te cura, venito.

THYRSIS

Immo ego Sardoniis videar tibi amarior herbis,
horridior rusco, proiecta vilior alga,
si mihi non haec lux toto iam longior anno est.
ite domum pasti, si quis pudor, ite iuvenci.

CORYDON

Muscosi fontes et somno mollior herba,

Seite aus Vergils „Eclogen“ mit Holzschnitt von Aristide Maillol

ab, die sie an den Einzelfall binden, sucht jenseits des Einzelnen und Zufälligen das Allgemeine und Typische. „Ich suche die Idee“, antwortet Maillol häufig, wenn man ihn bei seinem langsamen, bedächtigen Arbeiten, das oft kaum voranzuschreiten scheint, fragt, was er macht? Und in der Tat ist der Weg, den er beschreitet, der Platos; der Weg von dem einzelnen Gegenstande, der seine Liebe reizt, an der Hand dieser Liebe zu dem Typischen, das sozusagen die Quintessenz von dessen Liebreiz enthält und das Plato und nach ihm Maillol dessen „Idee“ nennen. Mit Begrifflichem oder gar mit einer akademischen „Idealfigur“ haben solche als Schöpfungen des Gefühls entstehenden „Ideen“ selbstverständlich nichts gemein. Zu ihnen leitet keine Regel, kein Kanon, kein Allerweltsrezept, sondern nur etwas im höchsten Grade Individuelles, nämlich die Liebe, indem sie alles, was ihr nicht zur Nahrung dient, aus ihrem Gegenstande fortglüht, ihn auf das allein vereinfacht, was ihre tiefere Zärtlichkeit befriedigt, und daher vordringt zu einer durch dieses Fegefeuer von allen Zufälligkeiten gereinigten quintessentialen Form, die nicht wie die akademische kälter ist als die Natur, sondern wärmer, schwangerer, erregender.

Diese Vereinfachung durch die höchst individuelle gefühlsmäßige Abstraktion der Liebe begleitet bei Maillol die Vereinfachung durch die plastische Abstraktion der Masse, von der bereits gesprochen wurde. Oder richtiger, sie werden bei ihm zusammen zu einem Akte der künstlerischen Phantasie, über dessen zwei Bestandteile er sich selbst nur dunkel Rechenschaft ablegt, weil sie vollkommen in ihm miteinander verschmolzen sind. Bei anderen Künstlern ist im

Gegenteil oft nur die eine oder die andere dieser Schöpferkräfte vorhanden, oder sie geraten miteinander in Konflikte. Das Ergebnis ihrer absoluten Verschmelzung bei Maillol ist die ihm in jedem seiner Werke mit nachtwandlerischer Sicherheit gelingende vollkommene Synthese zwischen Form und Gefühl.

Trotz dieser Geschlossenheit, oder richtiger gerade weil seine Figuren eine so vollkommen in sich geschlossene Harmonie bilden, streben sie über sich hinaus und heischen Anlehnung an andere ähnliche Harmonien. Anders ausgedrückt: deswegen sind sie echte Monumentalwerke, die mit innerer Logik den Zusammenhang mit einer nach gleichen Prinzipien gestaltenden Architektur fordern. Nichts ist Maillol schmerzlicher, als daß er seine Figuren ohne diese Anlehnung, sozusagen ins Blaue hinein schaffen muß. Sie bleiben für ihn daher bei noch so großer Vollendung Fragmente. Immer wieder klagt er über „dieses dümmste aller Zeitalter", das nicht einmal eine Architektur zuwege bringt. Die graue Steinfigur der „Trauernden" in Céret, die von der schön geschwungenen, blauschwarzen Gebirgswand der Pyrenäen umrahmt wird, ist die einzige seiner Statuen, die den Anschluß an ein umfassendes und harmonisches Ganzes erreicht hat. Daher hat er sich gern einmal in die Architektur des Buches geflüchtet, um wenigstens in diesem kleinen Rahmen eine sichere Anlehnung für die Harmonie seiner Formen zu finden; aus diesem Drang sind die Holzschnitte zum Vergil entstanden. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Maillol und Rodin grundlegend. Ein Werk von Rodin lehnt seinen Hintergrund, Architektur, Natur oder Buch, immer ab. Es leitet bloß in

sich hinein, nicht aus sich hinaus in die Umgebung und in die Weite. Rodin war die Blüte des abgerissensten und kompliziertesten Individualismus. Maillols Kunst dagegen strebt auf dem Wege über das Individuelle wieder nach einer Gemeinschaft, die den Einzelnen mit der Gesellschaft, den Menschen mit der Natur, das Individuum mit dem Ganzen versöhnt und zu einer allumfassenden Harmonie vereinigt, in der dann das Kunstwerk als Teil und höchster Ausdruck dieser Harmonie seinen natürlichen Platz hat.
Die Göttlichkeit des Alls und die Vollendung alles dessen, was mit diesem Göttlichen, mit dem Licht, mit der Natur, mit den Sinnen und dem Herzen der Menschen in ungelöster, ungetrübter Verbindung steht, ist der Glaube, den Maillol mit tiefster lyrischer Inbrunst verkündigt. Dieser Glaube wird bei ihm ganz zu plastischer Form; oder richtiger umgekehrt, es ist zu sehen, wie die fortschreitende Vollendung der plastischen Form, je vollkommener sie wird, um so überzeugender diesen Glauben aus sich hervorbringt.
Rodin sagte einmal, als wir zusammen Maillol in seinem Atelier besuchten, plötzlich mit monumentaler Kürze: „Die Griechen meißelten das Licht“ (ont sculpté la lumière); und fügte dann nach einer kurzen Pause hinzu: „aber die Künstler der Kathedralen haben es verstanden, an den Eingangsportalen ihrer Dome den Schatten zu meißeln!“ Rodin empfand offenbar seine Abstammung von den Letzteren und das Trennende hierin zwischen ihm und Maillol, das unüberbrückbar Trennende der im Blute liegenden Weltanschauung. Er, dessen tiefste geistige Erlebnisse Dante und Baudelaire waren, gestaltete mit seiner Sehnsucht nach dem

Lichte doch den Schatten, die Schönheit wurde unter seinen Händen Sünde. Maillol schritt auf einem Wege, auf dem er ihm geistig, aber nicht gestaltend folgen konnte, fort und vermochte dithyrambisch überzeugend zu singen, daß Schönheit Unschuld ist. Die Tore zum Paradiese standen offen; aber der Ältere, Nebelgeborene konnte nicht eintreten. Diesem Erlebnis, das auch auf Maillol einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, soll nichts hinzugefügt werden. Es drückt sinnbildlich das Verhältnis Maillols zur ganzen modernen Kunst aus.

*

SCHUBERT IM FREUNDESKREIS

WIE DER „ERLKÖNIG“ ENTSTAND

An einem Nachmittag ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend, den Erlkönig aus einem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich hin, und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir liefen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konvikt, und dort wurde der Erlkönig noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruzicka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Teilen aufmerksam und mit Teilnahme durch und war tief bewegt über die Komposition.

DIE „FORELLE"

Eines Abends lud ich Schubert zu mir, da ich aus einem angesehenen Hause etliche Bouteillen roten Wein als Präsent für mehrmaliges Akkompagnieren erhielt. Nachdem wir den edlen Sexarder bis auf den letzten Tropfen geleert hatten, setzte er sich an mein Pult und komponierte das wunderliebliche Lied „Die Forelle", das ich noch im Original besitze. – Als er ziemlich damit fertig war, nahm er, schon schläfrig, Tinte statt Streusand, wodurch mehrere Takte beinahe unleserlich wurden. – Er schrieb auch am Rande des Notenblattes folgende Anmerkung: „Teuerster Freund! Es freut mich außerordentlich, daß Ihnen meine Lieder gefallen. Als einen Beweis meiner innigsten Freundschaft schicke ich Ihnen hier ein anderes, welches ich eben jetzt bei Anselm Hüttenbrenner nachts zwölf Uhr geschrieben habe. Ich wünschte, daß ich bei einem Glas Punsch nähere Freundschaft mit Ihnen schließen könnte. Eben als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil!" Das war am 21. Februar 1818, nachts um zwölf Uhr.

AUS EINEM VERLORENGEGANGENEN TAGEBUCH SCHUBERTS VON 1824

O Phantasie! Du höchstes Kleinod der Menschen, du unerschöpflicher Quell, aus dem sowohl Künstler als Gelehrte trinken! O bleibe noch bei uns, wenn auch von wenigen nur anerkannt und verehrt, um uns vor jener sogenannten Aufklärung, jenem häßlichen Gerippe ohne Fleisch und Blut, zu bewahren!

BEETHOVENS BEGRÄBNIS

Bauernfeld vermerkt im Tagebuch: Am 26. ist Beethoven gestorben, sechsundfünfzig Jahre alt. Heute war sein Leichenbegängnis. Ich ging mit Schubert. Anschütz hielt vor dem Währinger Kirchhof eine Leichenrede von Grillparzer.

Aus Franz von Hartmanns Tagebuch: 29. März 1827: Mit Fritz und Haas Beethovens Begräbnis angesehen. Sie dauert sehr lange, und eine Menge von Zuschauern sind dabei. Es wird eine Miserere von ihm selbst gesungen, und viele Kompositeurs gehen mit. Mit Schober, Schwind und Karl Revertera gehen wir hinaus in den Kirchhof, wo er begraben wird (in Währing). Da warteten wir eineinhalb Stunden, bis endlich der Anschütz usw. kommen. Um diesen wird ein Kreis geschlossen, und da der Sarg endlich kommt, hält er eine herrliche Rede (von Grillparzer verfaßt), worin er auch den herrlichen Beethoven als Menschen ganz seiner würdig schildert. Nach Haus mit Enderes, Schubert, Schober, Bauernfeld.

Anselm Hüttenbrenner erzählt: Schubert schritt im Trauergefolge, eine brennende Kerze tragend. Nach beendigter Feier fanden sich die Freunde „auf der Mehlgrube" am Neuen Markt zusammen. „Auf den, den wir jetzt begraben haben!" sprach Schubert beim ersten Glas. Und beim zweiten: „Auf den, der der nächste sein wird!"

SCHWIND AUF FREIERSFÜSSEN

Schwind hatte um Netti (Hönig) geworben, und zwar in zerrissenem Frack. Die Sippschaft des Mädchens wurde

zusammengetrommelt, ein kleines Heer von Muhmen und Basen, Oheims und Vettern, alten Hofräten und dergleichen, kurz eine Kaffee- und Whist-, nebenbei Brautgesellschaft. Freund Moritz wollte erst gar nicht dabei erscheinen oder im Malerrock, da ihm der Frack fehlte, mit welchem ihm zuletzt einer der Freunde aushalf; dann dachte er daran, gleich in der ersten Viertelstunde wieder auszureißen; die Braut hatte alle Not, ihn bis Zehn festzuhalten. Ich hatte den glücklichen Bräutigam mit Schubert im Kaffeehause erwartet. Er trat ganz verstört ein und schilderte uns die philisterhafte Gesellschaft mit einer Art verzweifelter Witzelei; Schubert kam aus seinem gemütlichen Kichern nicht heraus.

DIE „WINTERREISE“

Mayrhofer erzählt: Schon die Wahl der Winterreise beweist, wie der Tonsetzer ernster geworden. Er war lange und schwer krank gewesen, er hatte niederschlagende Erfahrungen gemacht.

Auch Spaun berichtet Ähnliches: Schubert war durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, erwiderte er nur: „Nun, ihr werdet bald hören und begreifen.“ Eines Tages sagte er zu mir: „Komme heute zu Schober, ich werde euch einen Kranz schauerlicher Lieder vorsingen. Ich bin begierig, zu hören, was ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dieses je bei anderen Liedern der Fall war.“ Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze Winterreise durch. Wir waren durch die düstere Stimmung der Lieder ganz verblüfft, und Schober sagte, es habe ihm nur das Lied „Der

Lindenbaum“ gefallen. Schubert sprach hierauf nur: „Mir gefallen diese Lieder mehr als alle, und sie werden euch auch noch gefallen.“ Und er hatte recht, bald waren wir von dem Eindruck dieser wehmütigen Lieder begeistert, die Vogl meisterhaft vortrug. Sie waren sein eigentlicher Schwanengesang.

Aus „Schubert im Freundeskreis“, Insel-Bücherei, Nr. 168.

*

VENI CREATOR SPIRITUS
UMDICHTUNG VON ANGELUS SILESIUS

Komm, Heiliger Geist, du Schöpfer du,
Sprich deinen armen Seelen zu;
Erfüll mit Gnaden, süßer Gast,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Der du der Tröster bist genannt,
Des allerhöchsten Gottes Pfand,
Des Lebens Brunn, der Liebe Brunst,
Die Salbung, wesentliche Gunst.

Du siebenfaches Gnadengut,
Du Finger Gotts, der Wunder tut;
Du gibst der Erde, daß sie fließt
So mild, als du verheißen bist.

Zünd unsern Sinnen an dein Licht,
Die Herzen füll mit Liebespflicht;
Stärk unser schwaches Fleisch und Blut
Durch deiner Gottheit starken Mut.



Den Feind von uns treib fern hinweg,
Und bring uns zu des Friedens Zweck,
Daß wir, durch deine Huld geführt,
Vermeiden, was uns nicht gebührt.

Mach uns durch dich den Vater kund,
Wie auch den Sohn für uns verwund't;
Dich, aller beider Geist und Freud,
Laß uns verehrn zu jeder Zeit.

Ehr sei dem Vater, unserm Herrn,
Und seinem Sohn, dem Lebensstern;
Dem Heilgen Geist in gleicher Weis
Sei jetzt und ewig Lob und Preis.



BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Die im Jahre 1925 neu oder in neuen Auflagen erschienenen Bücher sind mit einem Stern bezeichnet. Vollständige Verzeichnisse aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages sind durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

GOETHE

*SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 150.—; in Leder M. 260.—.

Die neue, um einen Band und zahlreiche Nachträge erweiterte Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller zur Zeit lieferbaren Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert sind die beiden, nach neuen Grundsätzen geordneten Bände der Naturwissenschaftlichen Schriften, die auch die von Goethe angefertigten farbigen Zeichnungen enthalten.

*GOETHES WERKE in sechs Bänden [Volksgoethe]. Im Auftrage der *Goethe-Gesellschaft* herausgegeben von *Erich Schmidt*. 71.—85. Tausend. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 42.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

FAUST. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 110.—119. Tausend. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 12.—.

*SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 22.—25. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 28.—.

GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

LIEBESGEDICHTE. 22.—26. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Leder M. 15.—.

WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 12.—.

DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe. 18.—22. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

*WILHELM MEISTER. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Gunther Ipsen*. Taschenausg. in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit 48, z. T. farb. Tafeln. In Lein. M. 28.—; in Leder M. 42.—.

*ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 124, zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. [Folio.] In Halbleder M. 60.—; in Leder M. 80.—.

ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 20.—.

GOETHES BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen.* Vier Bände. In Halbleinen M. 25.—; in Halbleder M. 36.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker.* Vierte Auflage. Mit drei Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen M. 7.50; in Halbleder M. 10.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster.* Zwei Bände. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster bis fünfter Band. Mit je sechs Bildtafeln. In Halbleinen je M. 6.—.

Die Sammlung Kippenberg darf als die größte Goethe-Sammlung in privatem Besitz bezeichnet werden. Die in ihr enthaltenen bildlichen, handschriftlichen und gedruckten Schätze, soweit sie noch nicht bekannt sind, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Jahrbuchs, von dem der fünfte Jahrgang soeben erschienen ist.

KLASSIKER- UND GESAMT-AUSGABEN

*BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einer Einleitung *Hugo von Hofmannsthals* und einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre. In Lein. M. 90.—; i. Hlbld. M. 120.—; i. Led. M. 160.—.

Inhalt der Bände, die auch einzeln zum Preise von je in Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 16.— lieferbar sind:

Band I: Einleitung von Hugo von Hofmannsthal — Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand — Vorrede — Das Haus „Zur Ballspielenden Katze" — Die verlassene Frau — Gobseck — Die Frau von dreißig Jahren — Der Ehevertrag.

Band II: Ursula Mirouet — Eugenie Grandet — Der Pfarrer von Tours — Die alte Jungfer — Frauenstudie.

Band III: Ein Junggesellenheim — Das Antiquitäten-Kabinett — Die Lilie im Tal.

Band IV: Verlorene Illusionen.

Band V: Glanz und Elend der Kurtisanen — Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan — Das Haus Nucingen.

Band VI: Die Geschichte der Dreizehn — Vater Goriot — Oberst Chabert.

Band VII: Cäsar Birotteau — Kleine Erzählungen — Das Chagrinleder.

Band VIII: Die Chouans — Eine dunkle Begebenheit — Der Landarzt.

Band IX: Mystische Erzählungen — Die Suche nach dem Urelement — Kleine Novellen.

Band X: Tante Lisbeth — Vetter Pons.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsbd. zur „Menschl. Komödie". 24. bis 28. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Hlbld. M. 12.—; in Leder M. 16.—.

— PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück u. Unglück in der Ehe. 11.—14. Taus. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 12.—.

— VERLORENE ILLUSIONEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—

— GLANZ UND ELEND DER KURTISANEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

— DIE ARMEN VERWANDTEN. (Tante Lisbeth — Vetter Pons.) Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 7.—9. Tausend. Sechs Bände. In Pappband M. 32.—; in Halbpergament M. 48.—.

Einzeln sind lieferbar (je in Pappband M. 5.50; in Halbpergament M. 8.50):

Band I: Von Liebe und Treue. Band II: Vom rechten Wege. Band III: Mären und Lehren. Band IV: Weisheit und Torheit. Band V: Volkserzählungen. Band VI: Kabbalistische Geschichten.

„Wesentlich verschieden von den arabischen und persischen Märchen, sind die jüdischen Sagen und Legenden innerlich von einem sicheren und unbeirrbar strengen Gefühl für Gut und Recht gelenkt und münden, wie schöne Schiffe nach einer Fahrt durch klarste Sonne in ruhiger Bucht einlaufen, in der Geborgenheit unbedingter Erkenntnisse. Ihr Ursprung wäre nicht der Orient, durchspielte auch sie nicht sinnlicher Zauber. Aber wie tief wurzelt die Ehrfurcht vor Gottes Gebot, das die Sünde abweist, und ergreifend ist jede mahnende Erinnerung an die ‚Schrift'." *Frankfurter Nachrichten.*

GEORG BÜCHNER: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 10.—.

*DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen der englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 120.—.

Einzeln sind lieferbar (je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 20.—):

David Copperfield — Der Raritätenladen — Die Pickwickier — Martin Chuzzlewit — Nikolaus Nickleby — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in 25 Bänden. Eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 110.—; in Halbpergament M. 160.—.

– MEISTERROMANE in zwölf Bänden. Mit einem Porträt. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 80.—.

JOSEPH VON EICHENDORFF: WERKE. Zwei Bände. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 14.—.

*HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (950 Seiten). In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

Gleichzeitig erster Band einer neuen Ausgabe von *Heines Sämtlichen Werken* in fünf Bänden.

*WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste, vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf* und *Albert Leitzmann*. In Leinen M. 90.—; in Halbleder M. 120.—.

Inhalt: Band I: Gedichte. Jugendschriften. Band II: Die Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Erzählungen. Band III, 1. Abteilung: Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. Kleine Schriften, erster Teil. Band III, 2. Abteilung: Kleine Schriften, zweiter Teil. Band IV: Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Band V und VI: Hildegard von Hohenthal. Band VII: Tagebücher. Band VIII, 1.—3. Abteilung: Aphorismen. Band IX: Briefe, erster Teil. Band X: Briefe, zweiter Teil.

Nach Vollendung dieser großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, ist Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, unserer Zeit wieder erstanden.

*HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 26.—29. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 96.—.

GOTTFRIED KELLER: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 36.—; in Halbled. M. 50.—; in Led. M. 75.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. — Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. In Leinen M. 50.—; in Halbleder M. 75.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 55.—; in Led. M. 100.—.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 75.—.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 19.—21. Tausend. In Halbleinen M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

*SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert. Jeder Band in Pappeinband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—. (Doppelband M. 4.— und M. 6.—.)

Bisher erschienen:

Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — König Lear — Sturm — Was ihr wollt — Cymbelin — Verlorene Liebesmüh — König Heinrich IV. (Doppelband) — Antonius und Cleopatra — Komödie der Irrungen — Romeo und Julia — König Heinrich V. — König Johann — Troilus und Cressida — Julius Caesar — Coriolanus — Die beiden Veroneser — Viel Lärm um nichts — Richard II. — Richard III. — Heinrich VIII. — Ein Wintermärchen.

*ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 80.—.

Die Bände erschienen auch einzeln zum Preise von je M. 8.— in Leinen; M. 16.— in Leder unter folgenden Titeln:

STUDIEN. 2 Bde. — DER NACHSOMMER. — WITIKO. — BUNTE STEINE.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

*TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Halbleinen M. 60.—; in Ganzleinen M. 72.—; in Halbpergament M. 90.—.

Diese nunmehr vollständig abgeschlossene billigste Tolstoi-Ausgabe umfaßt sämtliche dichterischen Schriften Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

ZEITGENÖSSISCHE DICHTER

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 4.—13. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

*SHERWOOD ANDERSON: DER ARME WEISSE. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M. 7.50.

In diesem Roman ist der amerikanische Mensch und der amerikanische Industrialismus in ihrem Werden und ihren Wechselbeziehungen spannend und anschaulich und oft mit bitter ernster Kritik dargestellt.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M. 2.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M. 5.50.

*— DAS NORNENBUCH. Gedichte (1925). In Pappband M. 6.50

*FELIX BRAUN: DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Halbleinen M. 6.—.

MARTIN BUBER: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M 6.50.

— ICH UND DU. In Pappband M. 5.—.

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 4.—.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. Erzählungen. In Pappband M. 4.50.

„Ein Deutscher spiegelt hier das erste Lebensjahrzehnt; und siehe, es entstand etwas dichterisch so Schönes, psychologisch so Unaufdringliches dabei, wenngleich nicht Drängendes, nicht drohend Überrumpelndes, doch so Klares, daß man, hingegeben wie etwa an den ‚Nachsommer' von Stifter, einzuräumen bereit ist: dies hier ist mehr denn Individualerlebnis." *Berliner Tageblatt.*

*— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. In Leinen M. 6.—.

„Dies kleine Buch ist wie ein mitten aus Krieg und Schicksal herausgehobenes Stuck. Hier ist kein Zerschwatzen des Erlebten, kein Räsonieren. Ein großer reinigender, tief nachwirkender Hauch geht von diesem Buche aus. Uns erscheint es unter vielen erzählenden Büchern des Jahres das wertvollste." *Frankfurter Zeitung.*

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8. bis 10. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 49.—52. Tausend. In Leinen M. 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.—50. Tausend. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 7.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 24.—.

*— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" 26.—28. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 10.—12. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 16.—18. Tausend. In Leinen M. 8.—.



*RICARDA HUCH: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 9.—11. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M. 7.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Lein. M. 7.—.

*— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. In Leinen M. 7.—.

Nach langer Zeit wieder ein erzählendes Werk der größten lebenden deutschen Dichterin.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Taus. In Halbleinen M. 6.—.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

— WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M. 4.50.

*RUDOLF KASSNER: DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M. 5.—.

— ZAHL UND GESICHT. Zweite Auflage. In Leinen M. 6.—.

D. H. LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus d. Englischen von *F. Fransius*. In Halbln. M. 7.—.

„Das Thema der ‚Liebe in der Ehe' wird durch vier Generationen einer Familie hindurch behandelt und immer in einer Abwandlung und mit einer Abschattung von sinnlichen und seelischen Empfindungen dargestellt, die geradezu staunenswert ist." *Dresdner Anzeiger.*

*— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Fransius*. In Halbleinen M. 7.—.

„In diesem Buche sind Partien, ergreifend, schmerzend und dichterisch so groß, daß man weit zurückdenken muß, um sich ähnlichen Eindrucks zu entsinnen. Ein hochbedeutsames Werk, das mit steigender Anteilnahme gelesen werden und dessen Ruf sich rasch verbreiten wird." *Vossische Zeitung.*

GEORG MUNK: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 5.—.

An große Traditionen anknüpfend, ist die Kunst von Georg Munk mit Recht eine adlige Kunst genannt worden. Man hat an Goethe und Keller, Flaubert und Jacobsen erinnert, damit jedoch das Wesen der Dichterin, denn eine solche verbirgt sich hinter dem männlichen Pseudonym, keineswegs erschöpft, deren Stil in seiner meisterhaften Mischung von deutscher und romanischer Klassizität durchaus eigentümlich und unnachahmbar ist.

*HELENE NOSTITZ: AUS DEM ALTEN EUROPA. MENSCHEN UND STÄDTE. Zweite Auflage, gedruckt in 1000 Exemplaren auf der Cranach-Presse zu Weimar. In Halbperg. M. 15.—.

„In diesen geistvollen Erinnerungen der Nichte des Reichspräsidenten ersteht jene vergangene Zeit und alte Gesellschaft, deren innerer Geschlossenheit und Lebenskultur niemand die Bewunderung versagen kann." *Voss. Zeitung.*

*HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänd. Aus d. Dän. v. *Mathilde Mann*. 9. u. 10. Tsd. In Lein. M. 12.—.

„Das Buch, der erste große dänische Roman seit dem ‚Niels Lyhne', hat die Eigenschaften der bleibenden Erzählungen: Stoff, Spannung und Vortrag. Aus den fast 1000 Seiten quillt die Lust am Erlebnis, die Freude am Wirklichen, das Behagen am Erzählen. Es ist ein reifes, vollkommenes Werk." *Josef Hofmiller*.

RAINER MARIA RILKE: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M. 35.—.

Die Bände erschienen **einzeln** zum Preise von je M. 5.— in Halbleinen und M. 7.50 in Halbpergament unter folgenden Titeln:

ERSTE GEDICHTE — FRÜHE GEDICHTE — DAS BUCH DER BILDER — NEUE GEDICHTE — DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

— DAS STUNDENBUCH. 50.—54. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Pergament M. 9.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für *Wera Ouckama Knoop*. In Pappband M. 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Pappbd. M. 3.50; in Halbperg. M. 6.—.

*— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 34. bis 36. Tausend. In Leinen M. 5.—.

*— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.—20. Taus. Zwei Bände. In Pappbd. M. 7.50; in Halbled. M. 12.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 6.50; in Halbleder M. 10.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.—12. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 7.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

— HELIANTH. Roman in drei Bänden. Auf Dünndruckpapier. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 22.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.—11. Taus. In Lein. M. 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 10.—; in Halbleder M. 14.—.

*— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 6.—10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 15.—.

„Albrecht Schaeffers Werk hat für unsere Zeit mehr als nur ästhetische, als nur literarische Bedeutung: es bietet den Urbronnen deutscher Innerlichkeit in einer Fassung dar, daß unsere besten Seelen und Geister daraus trinken sollen." *Tägliche Rundschau*.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M. 5.—.

„Eine eigentümlich festgefugte Familiengeschichte, die zu den bedeutendsten Erzählerleistungen der Gegenwart gehört, mit einer fabelhaften Kunst des Aufbaues und der Psychologie in dem starken Bande, der den Leser nicht einen Augenblick ermüden läßt." *Der Türmer*.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—.

FELIX TIMMERMANS: DAS JESUSKIND IN FLANDERN Aus d. Flämischen übertr. von *Anton Kippenberg*. 9.—13. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

*— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 16.—20. Tausend. In Leinen M. 6.—.

*— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertrag. v *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichngn. d. Verfassers. In Lein. M. 6.—. Den vielen Freunden Timmermans, die sein „Jesuskind“, den „Pallieter“, die „Jungfer Symforosa“ und das „Triptychon“ kennen und lieben gelernt haben, werden diese neuen köstlichen und gemütvollen Erzählungen, die der Dichter selbst mit kleinen Zeichnungen geschmückt hat, willkommen sein.

AUGUST VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

*STEFAN ZWEIG: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 33. bis 45. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 20. bis 22. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 16. bis 20. Tausend. In Leinen M. 7.—.

*— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 11.—22. Tausend. In Leinen M. 7.50. Im neuen „Drei-Meister-Buch“ Zweigs sind drei dichterische Gestalten dargestellt als Typus des vom Dämon in heroischen Untergang gerissenen Künstlers. Kunst der Nachfühlung eint sich hier vollendet mit Kunst der Gestaltung.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 9.—

WERKE DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache u. Übertrag. Herausgeg. v. *Karl Wolfskehl* u. *Friedrich von der Leyen*. Dritte Aufl. In Halbln. M. 7.—; in Hlbperg. M. 10.—. In diesen Gedichten lebt fort die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen, uraltestes Heidentum, die beschwörende Macht des Zaubers, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen Unserer lieben Frau, sowie das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. 15.—18. Tausend. In Leinen M. 6.50.

*DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertrag. v. *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen u. Einbandzeichng. v. *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 20.—22. Taus. In Leinen M. 6.50.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unt. Neugestaltung der Gedichte v. *Theodor Däubler*. Eingeleitet v. *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seit.). 31.—35. Taus. In Lein. M. 10.—; in Led. M. 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: MÜNCHHAUSEN. Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge u. lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten v. *Gustav Doré*. 10.u.11.Taus. In Halbln.M.10.–; in Halbpg.M.15.–.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 12.—15. Tausd. In Leinen M. 16.—; in Leder M. 30.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 14.—; in Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 30.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Taf. in Lichtdruck. 12.—14. Tausend. In Leinen M. 20.—.

— Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.—76. Tausd. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.—.

GOGOL: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.50; in Halbpergament M. 7.—.

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte, erweiterte Auflage. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 10.—.
Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großvaterschätze freuen wird.

*WILHELM HEINSE: APHORISMEN. (Aus Düsseldorf. Von der italienischen Reise. Aus Mainz.) Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Drei Bände. In Leinen M. 24.—.

— ARDINGHELLO UND DIE GLÜCKSEELIGEN INSELN. Vierte Auflage. In Leinen M. 6.50.

E. T. A. HOFFMANN: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach *Jacob Callot*. Buchstabengetreuer Nachdruck der Originalausgabe mit Wiedergabe in Lichtdruck von Kupfern nach *Callot*schen Originalblättern. Dritte Auflage. In reichvergoldetem Pappband M. 10.—.
Dieses Capriccio knüpft an eine kleine Sammlung Callotscher Radierungen an und gibt den bald verwunderlichen, bald tollen Posituren der fratzenhaften Gestalten des lothringischen Maler-Radierers einen bis dahin ungeahnten Sinn und Zusammenhang und erfaßt und gestaltet sie als märchenhafte Abenteuer der Prinzessin Brambilla gerade in dem Moment, „als sie, Luftbilder des aufgeregten Geistes, in nichts verschwimmen wollten“.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

*GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 19.—21. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

ARNOLD KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. 9. bis 11. Tausend. In Pappband M. 6.—; in Schweinsleder M. 18.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M. 6.50.

Wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit, so sagt Emil Ludwig in seiner Besprechung des Buches, Schwermut und Heiterkeit verschwistert sind, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergänglich ist, wer unter der Schwelle des Humors eine nicht zu bannende Frage fühlt, der greife zu diesem Buch, das er wie einen Schatz bewahren wird.

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

ABBÉ PRÉVOST: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.—.

— Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 14.—; in Saffianleder (Handband) mit reich. Vergoldung unt. Benutzung alter Stempel M. 50.—.

*J. J. ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 7.—10. Tausend. Zwei Bände. In Halbln. M. 15.—; in Halbperg. M. 20.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 10.—14. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Led. M. 16.—.

*— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.—8. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

Zu den vier in gleicher Ausstattung vorliegenden Bänden werden im nächsten Jahre noch drei weitere erscheinen, durch die eine siebenbändige Ausgabe der *Werke Stendhals* abgeschlossen werden wird.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen und eingeleitet von *Ernst Hardt.* Zweite Auflage. In Lein. M. 7.50; in Halbled. M. 11.—.

*EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M. 10.—.

FAKSIMILE- UND VORZUGS-AUSGABEN

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbleinen M. 65.—; in Halbleder M. 90.—; in reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 120.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 75.—; Ganzlederhandband M. 125.—.

Die Herstellung von Faksimile-Ausgaben der Handschriften zu den beiden berühmtesten Chorwerken Bachs war seit Jahren von der Musikforschung und allen Bachfreunden erhofft; durch die Verwirklichung dieses Wunsches ist nun das Bild der schon in Zerfall übergegangenen Originale auch künftigen Generationen erhalten geblieben.

*DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches aus dem Jahre 1470. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 70.—; in Pergament M. 90.—.

*DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches vom Antichrist aus dem 15. Jahrhundert. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Pergament M. 100.—.

*DIE MANESSESCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck. Sechs Lieferungen. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen der ersten Lieferung: je M. 500.—. Der Bezug der ersten verpflichtet zur Abnahme der folgenden. Die erste Lieferung wird im November erscheinen.

*R. L. STEVENSON: DAS FLASCHENTEUFELCHEN. Erzählung. Übertragen von *Li Wegner.* Mit 25 Holzschnitten von *Hans Alexander Müller.* Vorzugsausgabe in 120 numerierten Stücken auf Japanpapier, vom Künstler signiert. In Halbpergament M. 18.—; in Leder M. 30.—.

*PAUL VALÉRY: GEDICHTE. Übertragen von *Rainer Maria Rilke.* Gedruckt in 450 numerierten Stücken auf der Cranach-Presse in Weimar. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Saffianleder (Handband) M. 60.—; Nr. 51—450 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 30.—.



DER DOM
BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgeg v. *Hans Kayser*. 4.—7. Taus. In Hlbln. M. 7.50; i. Hlbprgt. M. 10.—.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgeg von *Max Fischer*. 5.—7. Tausend. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

*JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 10.—.

*MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbleinen M. 9.— ; in Halbpergament M. 11.—.
In allen Tönen vom triumphierenden Fortissimo bis zum stillen Andante wird hier um Ausdruck gerungen für das Tiefste, das der menschlichen Seele widerfahren kann: ihre Verschmelzung mit dem schöpferischen Wesenskern und göttlichen Urgrund.

*THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.—7. Tausend. In Halbleinen M. 9.—; in Halbpergament M. 12.—.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND KLEINERE SCHRIFTEN. Herausgeg. von *Friedrich M. Huebner*. In Halbln. M. 7.—; in Halbperg. M. 9.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

*JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

BIOGRAPHIEN, BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

*BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Eingeleitet von *Hans Amelung*. 5.—7. Tausend. In Leinen M. 7.50.

LUDWIG VAN BEETHOVEN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE U. PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit sechzehn Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M. 7.50.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.—20. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 7.—.

*DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES": JOHANN WILHELM UND FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann*. Mit zwölf Lichtdrucktafeln. 4. u. 5. Tausend. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

„Jedem, der die ‚Jugenderinnerungen' kennt, sind auch die beiden Titelnamen dieses Ergänzungsbandes vertraut als die von innigen Freunden des Kügelgenschen Hauses. So darf er sich hier das gleiche versprechen, was uns jenes Buch so lieb gemacht hat: rein Menschliches mit seinen unvergänglichen sittlichen Werten auf bedeutsamem, kulturgeschichtlichem und künstlerischem Hintergrunde." *Westermanns Monatshefte.*

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 24.—.

Das weitverbreitete Buch von der „Familie Mendelssohn" behauptet seit langen Jahren sich einen hohen Platz in der deutschen Memoirenliteratur. Einen besonderen Schmuck dieser neuen zweibändigen Ausgabe bilden die bisher zum größten Teil unveröffentlichten Bilder, sie ergänzen anschaulich den Text, indem sie die verschiedenen Personen und Stätten, die in dem Buche eine wichtige Rolle spielen, darstellen.

WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von *Arthur Schurig*. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 25.—.

„Schurig hat seinen eigenen Blick für Gestalt und Werk Mozarts und bietet mehr als eine objektive Darstellung. Einzelne Kapitel, wie die Jugendreisen, der Aufenthalt in Paris, die letzte Zeit vor dem Tode, lesen sich wie Teile eines spannenden Romans." *Prager Presse.*

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.—25. Tausend. In Leinen M. 5.50.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. Dritte Auflage. In Halbleinen M. 7.—.

— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast*. Dritte Auflage. In Leinen M. 9.—.

*SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Dritte Auflage. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

SCHOPENHAUER: PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

„Diese unmittelbar im Augenblicke der Intuition niedergeschriebenen Aphorismen sind eine literarische Schöpfung von höchstem künstlerischen Werte. Sie sind berufen, Schopenhauer und seine Lehre auch all denen nahezubringen, denen in der Unrast unserer Tage die Sammlung fehlt, seine philosophischen Hauptwerke durch die von ihm selbst als notwendige Bedingung geforderte beharrliche und weit ausholende innere Arbeit sich zu eigen zu machen."

Neue Freie Presse.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NACH ZEITGENÖSSISCHEN QUELLEN HERAUSGEGEBEN VON *JOHANNES BÜHLER*

Jeder Band in Halbleinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—.

*DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. 6. bis 8. Tausend. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.—11. Tausend.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtaf.

*DIE HOHENSTAUFEN. Mit 16 Bildtafeln.

In der Auslese der zeitgenössischen Aufzeichnungen liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammlung. Das Unternehmen auf diese Weise zum Urquell deutschen Wesens heranzuführen und die Zeitgenossen selbst erzählen zu lassen, wie sie gekämpft, gearbeitet, gelitten und sich gefreut haben, bedarf keiner Rechtfertigung. Die Einleitungen geben eine knappe Darstellung der ganzen in einem Bande behandelten Zeit und eröffnen dem Leser den Weg zur selbständigen Beurteilung der Quellen.

BRIEFE · MEMOIREN · CHRONIKEN

AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Racsynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 6.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 6.—10. Taus. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 10. bis 12. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildtaf. 16.—19. Taus. In Lein. M. 8.—; in Halbled. M. 12.—.

*NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 Bildern. In Leinen M. 7.50.

*ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M. 9.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

KUNSTBÜCHER

CHODOWIECKI: VON BERLIN NACH DANZIG. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von *Wolfgang von Oettingen.* In Pappband M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

CURT GLASER: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.—9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.

KAKUZO OKAKURA: DIE IDEALE DES OSTENS. Übertragen von *Marguerite Steindorff*. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderung deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahme der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 41.—45. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.—12. Tausend. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergt. M. 15.—.

*— ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 13. bis 15. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

KARL VOLL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Vollbildern. Zweite, verbesserte Auflage. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 18.—.

Einzeln sind mit je 80 Tafeln zum Preise von M. 5.— in Halbleinen erschienen:

Albrecht Dürer — Dürers Stiche und Holzschnitte — Dürers Handzeichnungen.

FRIEDRICH WASMANN: EIN DEUTSCHES KÜNSTLERLEBEN, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Mit 107 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 12.—.

*JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M. 18.—.

Diese neue Ausgabe will den Heutigen vor allem den dichterischen Gehalt von Winckelmanns Schaffen nahebringen. Sie enthält seine kleineren selbständigen Schriften über die Kunst sowie eine Auswahl seiner schönsten Briefe, eingeleitet durch einen Essay von *Uhde-Bernays* über das Dreigestirn der hellenischen Deutschen: Winckelmann — Hölderlin — Marées.

DEUTSCHE MEISTER

EINE MONOGRAPHIENREIHE, HERAUSGEGEBEN VON *KARL SCHEFFLER* UND *CURT GLASER*

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.—10. Taus. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildgn. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpgt. M. 14.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilh. Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M. 14.—; in Halbpgt. M. 18.—.

*DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M. 15.—; in Halbpergament M. 18.—.

*PETER VISCHER DER ÄLTERE U. SEINE WERKSTATT. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M. 15.—.

Ein ausführlicher illustrierter Prospekt über das ganze Programm der Sammlung wird auf Wunsch vom Verlag unberechnet geliefert.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

*HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Mit farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 18.—; in Halbleder M. 22.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.—10. Tausend. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 22.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halblein. M. 9.—; in Halbperg. M. 12.—.

DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers*. In Pappb. M. 4.50.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Erster, zweiter und dritter Band. Je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.
Der vierte Band wird Ende des Jahres erscheinen.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Band. 11.—14. Tausend. In Halbleinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

*TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 4.—7. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 20.—; in Leder M. 36.—.
Die beiden Bände bilden, in völlig gleicher Ausstattung, eine wundervolle Ergänzung der großen sechsbändigen 1001-Nacht-Ausgabe.

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch von *Martin Buber*. Zweite Aufl. In Halblein. M. 4.50.
Diese vier Erzählungen sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer Erzählungsprosa, das auf uns gekommen ist. Sie gehören einem alten Sagenbestande an, der im zehnten und elften Jahrhundert Gestalt gewann und mit keinem andern Werk der Weltliteratur verglichen werden kann als der jüngeren Edda. Sie sind von Barden aufgezeichnete keltische Stammessagen, fast die einzigen Reste einer gewaltigen, einst vorhandenen Zahl von Mythen und Mären.

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.—8. Tausend. In Halbleinen M. 15.—.

*OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 123.—132. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50; in Leder M. 15.—.

4-MARK-BÜCHER

Jeder Band auf schönem Papier gedruckt und in Ganzleinen mit echter Vergoldung gebunden.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 26.—31. Tausend.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken.* 25.—29. Tausend.

*GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit sechs Silhouetten. 21.—30. Tausend.

*DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. 58. bis 63. Tausend.

WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.* 11. bis 14. Tausend.

*KLEISTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. 16. bis 20. Tausend.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

*ADALBERT STIFTERS ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in farbigem Pappband M. 1.—.

Die Sammlung umfaßt 383 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Sagen, Märchen, Essays, Kunstbücher u. a.

Eine Anzahl Bände ist auch in Leder gebunden zum Preise von je M. 7.— lieferbar.

Vollständige Verzeichnisse unberechnet.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Ganzleinen M. 5.—.

Der Neugestaltung der „Bibliothek der Romane" galt seit langer Zeit unsere besondere Sorgfalt. Ihrem Grundsatz entsprechend, die besten Romane aller Völker und Zeiten in würdiger Ausstattung zu bringen, wurden solche Bände, die dem Charakter der Sammlung nicht entsprachen, entfernt; andere, die seit längerer Zeit fehlten oder noch auf holzhaltigem Papier hergestellt waren, wurden in neuer Auflage gedruckt. Eine Anzahl großer Romane der Weltliteratur ist neu aufgenommen. Der Einband ist wieder gleichmäßig der schöne rote Ganzleineneinband mit echtem Goldaufdruck.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

*BALZAC: DIE CHOUANS. Übertragen von *Johannes Schlaf*.
Das erste Werk, das Balzac unter eigenem Namen herausgab. Mit einem Schlage wurde er berühmt. Die realistische Schilderung des Aufstandes der Vendée gegen die neuen revolutionären Machthaber des Landes und die darein verwobene Liebesgeschichte des Fräuleins von Verneuil mit dem jungen königstreuen General machen dies Buch zu einem der interessantesten Romane des großen Gestalters.

*— VATER GORIOT. Übertragen von *Gisela Etzel*.
Nicht nur das Einzelschicksal: die Tragödie des Pensionärs der Witwe Vauquer, eines alten Spießbürgers, der als Märtyrer der Vaterliebe an der Leidenschaft für seine Töchter zugrunde geht, gibt dem Roman seinen Reiz und seine Farbe, die Personen sind es, die neben ihm die Pension bevölkern und sich um den großen Amoralisten Vautrin, einen entsprungenen Galeerensträfling, den Wortführer des Romans, gruppieren.

DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

DOSTOJEWSKI: ARME LEUTE. 6.—10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.—14. Tausend.

— AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT. — HELLE NÄCHTE. 6.—10. Tausend.

— DAS GUT STEPANTSCHIKOWO. 6.—10. Tausend.

— AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11. bis 15. Tausend.

*— SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). 36.—40. Tausd. Zwei Bände.

*— DER SPIELER. 22.—26. Tausend.

— DER IDIOT. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

DOSTOJEWSKI: DER LEBENSLÄNGLICHE EHEMANN. — DIE FREMDE FRAU UND DER MANN UNTER DEM BETT. 6.—10. Tausend.

— DIE TEUFEL. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

— WERDEJAHRE. 6.—10. Tausend. Zwei Bände.

*— DIE BRÜDER KARAMASOFF. 29.—33. Tausd. Drei Bände.

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 31.—35. Tausend.

— SALAMBO. Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.—30. Tausend.

*LOUISE V. FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 59.—63. Tausend.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.—25. Tausend.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann*. 26. bis 31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen*. 41. bis 45. Tausend.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 43.—48. Tausd.

*PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop*.

Das in Balzac maßlos ausbrechende Feuer des französischen Geistes erscheint in Prosper Mérimée gebändigt. Klassische Schönheit bei völliger Herzenskühle zeichnet seine Werke aus. Erst unsere Zeit, an Stendhal und Flaubert geschult, wird den großen Erzähler begreifen.

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.—25. Tausend.

CHARLES-LOUIS PHILIPPE: MARIE DONADIEU. Übertrag. von *Friedrich Burschell*.

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.—40. Tausend.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*. 16.—20. Tausend.

*R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurer-Roman. Übertragen von *Franz Franzius*.

Einer der spannendsten Abenteurerromane. Wer war eigentlich Kapitän Flint, und was hatte Billy Bones auf dem Kerbholz? Wir möchten es gerne wissen, aber es bleibt im Dunkeln. Wer aber der Seemann mit dem einen Bein, der grausame Schiffskoch John Silver war, und wer sein „Piaster, Piaster" schreiender Papagei, das werden wir, ob wir die „Schatzinsel" mit fünfzehn oder mit fünfzig Jahren zum ersten Male lesen, unser Leben lang nicht vergessen.



INHALT

*

BILDER

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Insel-Almanach auf das Jahr 1927

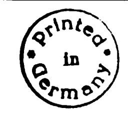


Insel-Almanach

auf das Jahr

1927

Insel-Verlag · Leipzig



Kalendarium

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

Goethe

Januar · Februar · Maerz

Januar		Februar		Maerz	
1	Neujahr	1	Dienstag	1	Fastnacht
2	Sonntag n. Neuj.	2	Mittwoch ●	2	Aschermittwoch
3	Montag ●	3	Donnerstag	3	Donnerstag ●
4	Dienstag	4	Freitag	4	Freitag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Sonnabend
6	Donnerstag	6	5. Sonnt. n. Ep.	6	Invokavit
7	Freitag	7	Montag	7	Montag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Dienstag
9	1. Sonnt. n. Ep.	9	Mittwoch ☽	9	Mittwoch
10	Montag ☽	10	Donnerstag	10	Donnerstag ☽
11	Dienstag	11	Freitag	11	Freitag
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Sonnabend
13	Donnerstag	13	Septuagesima	13	Reminiszere
14	Freitag	14	Montag	14	Montag
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Dienstag
16	2. Sonnt. n. Ep.	16	Mittwoch ○	16	Mittwoch
17	Montag ○	17	Donnerstag	17	Donnerstag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Freitag ○
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Sonnabend
20	Donnerstag	20	Sexagesima	20	Okuli
21	Freitag	21	Montag	21	Montag
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Dienstag
23	3. Sonnt. n. Ep.	23	Mittwoch	23	Mittwoch
24	Montag	24	Donnerstag ☾	24	Donnerstag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Freitag
26	Mittwoch ☾	26	Sonnabend	26	Sonnabend ☾
27	Donnerstag	27	Estomihi	27	Lätare
28	Freitag	28	Montag	28	Montag
29	Sonnabend			29	Dienstag
30	4. Sonnt. n. Ep.			30	Mittwoch
31	Montag			31	Donnerstag



April · Mai · Juni

April

1 Freitag
2 Sonnabend ●

3 Judika
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag
8 Freitag
9 Sonnabend ☽

10 Palmarum
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Gründonnerstag
15 Karfreitag
16 Sonnabend

17 Oſterſonnt. ○
18 Oſtermontag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag
22 Freitag
23 Sonnabend

24 Quaſimod. ☾
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag
29 Freitag
30 Sonnabend

Mai

1 Miſerikord. ●
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 Jubilate ☽
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 Kantate
16 Montag ○
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 Rogate
23 Montag
24 Dienstag ☾
25 Mittwoch
26 Himmelfahrt
27 Freitag
28 Sonnabend

29 Exaudi
30 Montag ●
31 Dienstag

Juni

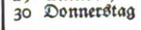
1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 Pfingſtſonntag
6 Pfingſtmontag
7 Dienstag ☽
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 Trinitatis
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch ○
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 1. Sonnt. n. Tr.
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch ☾
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

26 2. Sonnt. n. Tr.
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch ●
30 Donnerstag









Juli · August · September

Juli

1 Freitag
2 Sonnabend

3 3. Sonntag n. Tr.
4 Montag
5 Dienstag
6 Mittwoch
7 Donnerstag ☽
8 Freitag
9 Sonnabend

10 4. Sonntag n. Tr.
11 Montag
12 Dienstag
13 Mittwoch
14 Donnerstag ○
15 Freitag
16 Sonnabend

17 5. Sonntag n. Tr.
18 Montag
19 Dienstag
20 Mittwoch
21 Donnerstag ☾
22 Freitag
23 Sonnabend

24 6. Sonntag n. Tr.
25 Montag
26 Dienstag
27 Mittwoch
28 Donnerstag ●
29 Freitag
30 Sonnabend

31 7. Sonntag n. Tr.

August

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag ☽
6 Sonnabend

7 8. Sonntag n. Tr.
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend ○

14 9. Sonntag n. Tr.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag ☾
20 Sonnabend

21 10. Sonnt. n. Tr.
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend ●

28 11. Sonnt. n. Tr.
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch

September

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 12. S. n. Tr. ☽
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 13. S. n Tr. ○
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 14. S. n. Tr. ☾
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 15. S. n. Tr. ●
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag



Oktober · November · Dezember

1 Sonnabend

2 16. Sonnt. n. Tr.
3 Montag
4 Dienstag ☽
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 17. Sonnt. n. Tr.
10 Montag ○
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 18. Sonnt. n. Tr.
17 Montag ☾
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 19. Sonnt. n. Tr.
24 Montag
25 Dienstag ●
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 20. Sonnt. n. Tr.
31 Montag

1 Dienstag
2 Mittwoch ☽
3 Donnerstag
4 Freitag
5 Sonnabend

6 21. Sonnt. n. Tr.
7 Montag
8 Dienstag
9 Mittwoch ○
10 Donnerstag
11 Freitag
12 Sonnabend

13 22. Sonnt. n. Tr.
14 Montag
15 Dienstag
16 Bußtag ☾
17 Donnerstag
18 Freitag
19 Sonnabend

20 Totenfest
21 Montag
22 Dienstag
23 Mittwoch
24 Donnerstag ●
25 Freitag
26 Sonnabend

27 1. Advent
28 Montag
29 Dienstag
30 Mittwoch

1 Donnerstag
2 Freitag ☽
3 Sonnabend

4 2. Advent
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag ○
9 Freitag
10 Sonnabend

11 3. Advent
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag ☾
17 Sonnabend

18 4. Advent
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend ●

25 1. Weihnachtsf.
26 2. Weihnachtsf.
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag
31 Silvester ☽





Rainer Maria Rilke / Gedichte

Das Füllhorn

Geschrieben für Hugo von Hofmannsthal

Schwung und Form des gebendsten Gefäßes,
an der Göttin Schulter angelehnt;
unsrer Fassung immer ungemäßes,
doch von unsrem Sehnen ausgedehnt —:

in der Tiefe seiner Windung faßt es
aller Reife die Gestalt und Wucht,
und das Herz des allerreinsten Gastes
wäre Form dem Ausguß solcher Frucht.

Obenauf der Blüten leichte Schenkung,
noch von ihrer ersten Frühe kühl,
alle kaum beweisbar, wie Erdenkung,
und vorhanden, wie Gefühl ...

Soll die Göttin ihren Vorrat schütten
auf die Herzen, die er überfüllt,
auf die vielen Häuser, auf die Hütten,
auf die Wege, wo das Wandern gült?

Nein, sie steht in Überlebensgröße
hoch, mit ihrem Horn voll Übermaß.
Nur das Wasser unten geht, als flöße
es ihr Geben in Gewächs und Gras.

... Wenn aus des Kaufmanns Hand
die Wage übergeht
an jenen Engel, der sie in den Himmeln
stillt und beschwichtigt mit des Raumes Ausgleich ...

Klage

Wem willst du klagen, Herz? Immer gemiedener
ringt sich dein Weg durch die unbegreiflichen
Menschen. Mehr noch vergebens vielleicht,
da er die Richtung behält,
Richtung zur Zukunft behält,
zu der verlorenen ...

Früher, klagtest? Was wars? Eine gefallene
Beere des Jubels, unreife!
Jetzt aber bricht mir mein Jubelbaum,
bricht mir im Sturme mein langsamer
Jubel-Baum.
Schönster, in meiner unsichtbaren
Landschaft, der du mich kenntlicher
machtest Engeln, unsichtbaren.

Irrlichter

Wir haben einen alten Verkehr
mit den Lichtern im Moor.
Sie kommen mir wie Großtanten vor ...
Ich entdecke mehr und mehr

zwischen ihnen und mir den Familienzug,
den keine Gewalt unterdrückt:
Diesen Schwung, diesen Sprung, diesen Ruck, diesen Bug,
der den andern nicht glückt.

Auch ich bin dort, wo die Wege nicht gehn,
im Schwaden, den mancher mied,
und ich habe mich oft verlöschen sehn
unter dem Augenlid.

Der Goldschmied

Warte! Langsam! droh ich jedem Ringe
und vertröste jedes Kettenglied:
später, draußen, kommt das, was geschieht.
Dinge, sag ich, Dinge, Dinge, Dinge!
wenn ich schmiede; vor dem Schmied
hat noch keines irgendwas zu sein
oder ein Geschick auf sich zu laden.
Hier sind alle gleich, von Gottes Gnaden:
ich, das Gold, das Feuer und der Stein.

Ruhig, ruhig, ruf nicht so, Rubin!
Diese Perle leidet, und es fluten
Wassertiefen im Aquamarin.
Dieser Umgang mit euch Ausgeruhten
ist ein Schrecken: alle wacht ihr auf!
Wollt ihr Bläue blitzen? Wollt ihr bluten?
Ungeheuer funkelt mir der Hauf.

Und das Gold, es scheint mit mir verständigt;
in der Flamme hab ich es gebändigt,
aber reizen muß ichs um den Stein.
Und auf einmal, um den Stein zu fassen,
schlägt das Raubding mit metallnem Hassen
seine Krallen in mich selber ein.

Durch den sich Vögel werfen, ist nicht der
vertraute Raum, der die Gestalt dir steigert.
(Im Freien, dorten, bist du dir verweigert
und schwindest weiter ohne Wiederkehr.)

Raum greift aus uns und übersetzt die Dinge:
daß dir das Dasein eines Baums gelinge,
wirf Innenraum um ihn, aus jenem Raum,
der in dir west. Umgib ihn mit Verhaltung.
Er grenzt sich nicht. Erst in der Eingestaltung
in dein Verzichten wird er wirklich Baum.

Vollmacht

Ach entzögen wir uns Zählern und Stundenschlägern.
Einen Morgen hinaus, heißes Jungsein mit Jägern,
Rufen im Hundegekläff.
Daß im durchdrängten Gebüsch Kühle uns fröhlich besprühe,
und wir im Neuen und Frein — in den Lüften der Frühe
fühlten den graden Betreff!

Solches war uns bestimmt. Leichte beschwingte Erscheinung.
Nicht, im starren Gelaß, nach einer Nacht voll Verneinung,
ein verneinender Tag.
Diese sind ewig im Recht: dringend dem Leben Genahte:
weil sie Lebendige sind, tritt das unendlich bejahte
Tier in den tödlichen Schlag.

Götter schreiten vielleicht immer im gleichen Gewähren,
wo unser Himmel beginnt;
wie in Gedanken erreicht unsere schwereren Ähren,
sanft sie wendend, ihr Wind.

Wer sie zu fühlen vergaß, leistet nicht ganz die Verzichtung:
dennoch haben sie teil.
Schweigsam, einfach und heil legt sich an seine Errichtung
plötzlich ihr anderes Maß.

An der sonngewohnten Straße, in dem
hohlen halben Baumstamm, der seit lange
Trog ward, eine Oberfläche Wasser
in sich leis erneuernd, still' ich meinen
Durst: des Wassers Heiterkeit und Herkunft
in mich nehmend durch die Handgelenke.
Trinken schiene mir zu viel, zu deutlich;
aber diese wartende Gebärde
holt mir helles Wasser ins Bewußtsein.

Also, kämst du, braucht ich, mich zu stillen,
nur ein leichtes Anruhn meiner Hände,
sei's an deiner Schulter junge Rundung,
sei es an den Andrang deiner Brüste.

Welt war in dem Antlitz der Geliebten —,
aber plötzlich ist sie ausgegossen:
Welt ist draußen, Welt ist nicht zu fassen.

Warum trank ich nicht, da ich es aufhob,
aus dem vollen, dem geliebten Antlitz
Welt, die nah war, duftend meinem Munde?

Ach, ich trank. Wie trank ich unerschöpflich.
Doch auch ich war angefüllt mit zuviel
Welt, und trinkend ging ich selber über.

Ricarda Huch / Graf Mark und die Prinzessin von Nassau-Usingen

Eine tragische Biographie

1803

Es ist Nacht im Parke des Schlosses Bieberich, das dem Fürsten von Nassau-Usingen gehört. Die Liebe geht durch einen verwilderten Teil des Gartens, der im französischen Geschmack angelegt ist. An dieser Stelle wuchern Rosen und Efeu um die Stämme alter Bäume. Ein wasserloser Springbrunnen, verwittert und moosbewachsen, bildet den Mittelpunkt eines Rondells; sein Rand ist verziert durch die steinernen Figuren langschnäbeliger, glotzaugiger Vögel, die sich im Spiegel des Wassers zu betrachten scheinen sollen. Die Liebe teilt das Dickicht, um Rosen zu pflücken, und ritzt dabei ihren nackten Fuß an Dornen, so daß Tropfen ihres Blutes in die Erde sickern. Am Rande des Springbrunnens bleibt sie stehen und streut, während Amoretten das quellende Götterblut mit Moose aufsaugen, Rosenblätter in das ausgetrocknete Becken. Mond und Sterne gehen auf und hüllen ihren Leib in durchsichtiges Licht. Während sie schimmernd und allmählich erlöschend durch die Baumstämme verschwindet, kommen von der entgegengesetzten Seite der Leutnant Mark und die Prinzessin Auguste von Nassau-Usingen, festlich gekleidet. Ihre Hand liegt auf seinem Arme. Nahe dem Springbrunnen bleiben sie stehen, und er sagt zu ihr: „Verzeiht, Prinzessin, daß ich Euch der rauschenden Gesellschaft entführte. Ich fühle Eure Hand auf meinem Arme zittern, vielleicht ist Euch nicht wohl in dieser wunderlichen Gegend, die von jedermann gemieden zu sein scheint?"

Die Prinzessin: „Ich glaube, es knüpfen sich Erinnerungen aus alter Zeit an diese Stelle, und das ist es, was sie so verlassen macht. Wir getrauten uns als Kinder nicht, sie zu betreten."

Mark: „Fürchtet Ihr Euch, Prinzessin, an meinem Arme?"
Die Prinzessin senkt in Verwirrung den Kopf. „Ich weiß nicht, warum meine Hände zittern."
Mark: „Mein Herz zittert auch."
Die Prinzessin sagt, da er schweigt, verlegen: „Wir wollen gehen."
Mark: „Wenn Ihr es befehlt, Prinzessin."
Sie bleiben stehen und betrachten die phantastischen Vögel auf dem Rande des Springbrunnens.
Mark: „Man möchte meinen, daß diese albernen Figuren etwas bedeuteten. Wißt Ihr etwas davon, Prinzessin?"
Die Prinzessin: „Ich habe nie davon sprechen hören. Sie sehen aus, als ob sie verzauberte Menschen wären, wie ich es oft in Kindermärchen gelesen habe."
Mark: „Wenn uns auch ein Zauber festbände an diese Stelle, daß wir sie nicht verlassen könnten! Würdet Ihr darüber traurig sein, Prinzessin? Würdet Ihr es bereuen, mir hierher gefolgt zu sein?"
Die Prinzessin: „Ich konnte ja nicht anders."
Mark: „O Gott!" Er ergreift ihre Hand und drückt sie heftig erst an sein Herz, dann an seine Lippen. „Ich, ich wäre glückselig! Aber Märchen sind erfunden, und es gibt keinen Zauber, um den Abgrund auszufüllen, der den Untertan von der Fürstin trennt."
Die Prinzessin: „Gibt es denn keine Liebe?"
Mark: „Liebe? Die, die ich fühle, hat Kraft, dich zu gewinnen, und wenn du die Königin des Himmels wärest. Ist dir der Himmel meiner Liebe den Himmel deiner Hoheit wert?"
Sie stehen still nebeneinander, er hält ihre Hände fest an seinem Herzen. Plötzlich hören sie plaudernde und lachende Stimmen.
Die Prinzessin, erschreckt: „Da sind die andern. Wir müssen fort."
Sie drängt sich, als ob sie Schutz suchte, dichter an ihn.
Mark umfängt sie mit beiden Armen und drückt sie an sich. „Noch einen Augenblick! Noch einen! Ach, daß er nie endete!"

Die Prinzessin, hingerissen an seinem Munde: „Laß ihn nicht enden! Mach ihn ewig!"
Mark: „Meine Liebe ist es!"

1804

Am Vorabend der Hochzeit der Prinzessin mit dem Prinzen von Hessen-Homburg. Mark steht am Parktor vor dem Schlosse, in einen dunklen Mantel gewickelt. Das Schloß ist durch Gebüsch und hohe Bäume verdeckt, doch sieht man hier und da, wenn der Wind die Zweige auseinanderbiegt, eines der vielen Fenster aufblitzen, die alle erleuchtet sind. Nachdem er lange gewartet hat, kommt die Prinzessin vom Schlosse her, in hellblauen Atlas gekleidet, mit nacktem Hals und nackten Armen. Sie läuft schneller, je mehr sie sich Mark nähert, und wirft sich an seine Brust; er empfängt und hält sie einen Augenblick, dann schiebt er sie mit leidenschaftlichem Trotz zurück und sagt: „Es ist aus! Auf immer aus! Ich wähnte, dieser Augenblick käme niemals, immer hielt ihn ein anderer zurück, wo du noch mein warst, ein letzter, ein desto süßerer. Nun ist er da! Nun steht ein anderer an meiner Stelle, da, wo ich raubte, steht er als Herr. Warum lässest du dich zu dem Ausgestoßenen herab, der seine Augen zu hoch zu heben wagte und sich beschämt davonschlich? Wenn man dich bei ihm träfe?"
Die Prinzessin: „Was hätte ich noch zu fürchten — außer daß es morgen wird?"
Mark: „Geliebte! Ich wollte aufhören dich zu lieben; aber wenn ich dich sehe, muß ich den hassen, um den du so vieles wagst und duldest."
Die Prinzessin: „Für dich zu leiden ist das einzige Glück, das mir bleibt."
Mark: „Lebe wohl, Geliebte, lebe wohl!"
Die Prinzessin: „Noch nicht!"
Mark: „An deinem Halse blitzt ein Brillant dessen, der morgen dein Gemahl ist."

Die Prinzessin weint: „Verachtest du mich, weil ich unglücklich bin? Viel unglücklicher als du?"
Mark: „Ich dich verachten? Nur sehen kann ich dich nicht mehr, dich, Meine, in eines anderen Armen!"
Die Prinzessin: „Küsse mich! Meinen Mund, meinen Hals, mein Herz! Durchglute mich mit Feuer, das jeden, der mich anrührt, tötet!" Mark reißt sie in seine Arme und bedeckt sie mit Küssen. Als er sie losläßt, ist sie sehr bleich und sagt mit leiser Stimme: „Ich fühle Kraft, unsere Liebe zu schützen. Wie einer, der die Fahne trägt; er mag fallen, aber die Fahne läßt er nicht sinken, sie flattert in der Luft, während sein Herz bricht. Unsere Liebe ist die Fahne, die mir heilig ist!"
Mark kniet vor ihr nieder und preßt sein Gesicht in ihr Kleid. Dann stürzt er fort, indessen sie zum Schlosse zurückeilt.

Acht Monate später

Prinzessin Auguste sitzt in einem Wohnzimmer des Schlosses Bieberich in einem bequemen Sessel und lächelt, während ihre Hände mit einem Briefe spielen, ihn falten, wieder öffnen und wieder zusammenlegen. Es ist ein Brief Marks. Ihre Mutter, eine etwas zu beleibte Frau, steht ihr gegenüber und betrachtet sie halb liebevoll, halb mißbilligend: „Ich wundere mich," sagt sie zu ihr, „wie du so frohgemut sein kannst angesichts der Verlegenheit, die du deinem Vater und mir bereitet hast, mir zwiefach, indem ich auch seine Vorwürfe und Drohungen auf mich nehmen muß, die du abschüttelst."
Die Prinzessin: „Soll ich mir durch sein Schelten die Ruhe stören lassen, die ich nach dem langen Kampfe verdient habe? Seine Durchlaucht, mein Herr Gemahl, wußte, daß er mir einen Gefallen tat, wenn er mich fortschickte, und hätte mich festgehalten, wenn er mich nur ausgehalten hätte. Eine Xantippe muß es sich sauer werden lassen."

Die Mutter: „Das Scherzen wird dir gar bald vergehen. Was soll aus dir werden? Willst du dein Leben lang als Verstoßene und Geschiedene in einem Altjungfernstübchen bei deinen Eltern sitzen?"
Die Prinzessin: „Eine Frau will ich werden, Mama, eine glückliche, geliebte!"
Die Mutter: „Törin, dein Vater wird niemals zugeben, daß du dich unter deinem Stande verheiratest. Du weißt, wie hartnäckig er im Verweigern ist."
Die Prinzessin: „Nicht mehr als ich im Warten."
Die Mutter: „Warten macht alt und kalt, und du bist ohnehin nicht jung mehr. Diese Probe bestehen Männer niemals."
Die Prinzessin: „Mutter, das Maß, mit dem du missest, ist für unsere Liebe zu klein."
Die Mutter: „Die allgemeine Rede aller Liebenden."
Die Prinzessin: „Red' ich, außer wenn ich muß? Niemand beteuert, daß die Sonne wärmt; so ist es mit unserer Liebe."
Die Mutter: „Sieh zu, ob er dich wärmt und kleidet, wenn dein Vater dich verstieße!"
Die Prinzessin: „Ob er mich wärmt! Ob er mich kleidet! An seinem Herzen! In seinem Mantel! Was will ich weiter? Ach, daß der Vater mich verstieße und ich ihm zulaufen könnte! Ihm nachlaufen wie ein Bettelmädchen auf nackten Füßen!"
Die Mutter erschrocken und entrüstet: „Kind!" Dann besinnt sie sich und sagt etwas milder: „Woher nimmst du die Worte? Nein, ich habe dich nicht zu so ausgelassener Denkart erzogen. Du warst ein gutes, folgsames Kind, bis du jene unglückliche Bekanntschaft machtest."
Die Prinzessin: „Sie kam dir damals nicht so unglücklich vor, Mama! Du freutest dich, wenn er kam, und muntertest ihn auf, eine Tour mit mir zu tanzen, wenn er traurig von ferne zusah. Wenn der Vater zürnte, batest du für mich und sagtest: ‚Laß sie doch ein wenig ihrer Jugend froh werden!' Tatest du es mir oder — ihm zuliebe, Mama?"

Die Mutter wehrt ab und versucht kühl zu bleiben: „Ich hielt dich für vernünftiger, als du bist. Ich gönnte dir ein wenig Ungebundenheit in der Jugend, weil ich glaubte, du wüßtest selbst, wo es sich einzuschränken gilt. Das Leben ist trocken und simpel, namentlich für uns Frauen. Aber auch die Männer tun gut, gewisse Schranken zu achten, die ihnen gezogen sind. Man soll jedem Stande geben, was ihm zukommt, aber in der Familie soll man unter sich bleiben. Gibt es dann Streit und Widerwärtigkeiten, so stehen sich wenigstens gleich und gleich gegenüber." Sie verläßt schnell das Zimmer, um keine Entgegnung zu hören.

Die Prinzessin sieht lächelnd nach der Decke, die Hände unter dem Kopfe gespreizt, und verfolgt mit den Augen die golden und rosa bemalten Stuckornamente, die dort angebracht sind. Ein leichter Regenschauer schlägt an die Scheiben, ohne daß die Sonne aufhörte zu scheinen. Die Prinzessin schaukelt sich langsam und belustigt sich, zuzusehen, wie bei der Bewegung nach oben ihre Fußspitzen in den Sonnenschein eintauchen. Plötzlich hört sie schnelle, leichte Schritte, die sich nähern, und richtet sich feurig auf. Mark tritt hastig ein, sie wirft sich aufschreiend in seine Arme.

Mark flüstert zwischen den ersten Küssen: „Ich habe dich wieder, du bist wieder mein!"

Ebenso die Prinzessin: „Ich war es immer!"

Mark: „Nur fünf Minuten darf ich dich halten; ich habe deiner Mutter mein Wort gegeben."

Die Prinzessin: „Fünf Minuten! Sie sind hundert gemeine Jahre wert!" Sie stehen schweigend ineinander versunken.

1807

In der Dämmerung eines Sommerabends halten zwei Wagen vor der Kirchentür in einer kleinen Landstadt. Aus dem einen steigen zwei Herren und eine Dame, die rasch in der Kirche ver-

schwinden, aus dem andern springt zuerst Mark, der der Prinzessin Auguste beim Aussteigen behilflich ist. Sie trägt über einem weißen Kleide einen weiten dunklen Mantel.
Auf dem Platze vor der Kirche stehen alte Linden, die stark duften. Über ihren graugrünen Kronen und über dem verwitterten Stein der Kirche liegt die schwere Luft wie ein bläulicher Flor. Einige Vorübergehende bleiben stehen und blicken neugierig nach dem Wagen, Kinder, die mit Kreiseln und Glaskugeln spielten, hören auf, um zuzusehen. Eine Frau, die unter den Linden Zuckerstangen und spärliches Obst verkauft, steht auf und geht langsam auf die Kirche zu.
Die Prinzessin bleibt zögernd vor der Kirchentür stehen. Mark ergreift ihre Hand und flüstert: „Komm!" Sie entgegnet leise: „Es ist, als wären meine Füße lahm. Ich fürchte mich vor soviel Glück." Mark flüstert dringender: „Geliebte, komm!"
Die Prinzessin klammert sich an seinen Arm: „Es ist eine Falte auf deiner Stirn. Dir ist nicht wie mir!"
Mark: „Es ist nicht nach meinem Sinn, daß der hartnäckige Hochmut deines Vaters mich zwingt, mein Lieb verstohlen wie ein Missetäter zum Altar zu führen. Es ist nicht nach meinem Sinn, daß ich Beschimpfungen meiner Geliebten, meines Weibes, ungerächt lassen muß — kommen sie auch von ihrem eigenen Vater."
Die Prinzessin lächelt entzückt: „Deines Weibes!"
Mark umfaßt sie stürmisch und zieht sie mit sich in die Kirche.
Hinter ihnen wird von innen die Tür geschlossen. Die Lauschenden, die sich draußen angesammelt haben, vernehmen gedämpftes Orgelspiel.

*

Mark und die Prinzessin liegen auf dem Rasenplatz eines kleinen Gartens in der Nähe von Frankfurt. Durch das Gebüsch sieht man ein breites, niedriges Haus mit Mansardendach und grünen

Fensterläden, an dessen Mauern Pfirsich und Aprikosen gezogen sind.

Die Prinzessin: „Der Goldlack hat dicke Knospen. Wenn sie aufgegangen sind, werden wir sie nicht mehr sehen."

Mark: „Wie leicht ist die Trennung jetzt, da wir Mann und Frau sind. Nichts kann dich mehr mir rauben, nichts mich dir."

Die Prinzessin: „Nicht die tausend Gefahren des verhaßten Krieges?"

Mark richtet sich auf und schüttelt den Kopf. „Mir geschieht nichts. Ich gehöre dir! Ich gehöre dem Glück! Es führt mich heil durch den dichtesten Kugelregen."

Die Prinzessin umschlingt mit feuchten Augen seinen Hals: „Und wenn du doch nicht wiederkämest?"

Mark: „Ich komme! Ich schwöre, daß ich komme! Warte getrost. Bist du erst wieder auf Schloß Bieberich, werden die Zerstreuungen dir die trüben Gedanken verscheuchen."

Die Prinzessin: „Die Zerstreuungen dort sind langweiliger als die Langeweile. Lieber blieb ich hier und weinte in das Gras, wo wir zusammen lagen."

Mark: „Du weinen! Du, die glücklichste Frau des glücklichsten Mannes!"

Die Prinzessin: „Ach, es muß süßere Küsse geben als unsere, die, denen keine Trennung folgt."

Mark, sie umfangend: „Süßere als diese? Ungenügsame!"

Die Prinzessin lacht an seinem Munde: „Das wollt' ich eben!"

1812

Es ist Winter an den Ufern der Beresina. Der Himmel ist weißlichgrau und hängt tief hinunter; es weht eiskalter Wind. Soldaten, die meisten zu Fuß, einige zu Pferd, suchen sich über eine Brücke zu drängen, manche stürzen dabei in das schwarze Wasser, über dem ein dünner Dunst steht. Mark, am Bein verwundet, klammert sich an seinen Diener, der sich mit Aufbietung letzter Lebens-

kraft aufrecht hält, ohne den Zustand desselben zu bemerken; er stößt ihn ungeduldig vorwärts, damit er ihn über die Brücke schleppe. Beide sind bleich und hohl, Marks Augen leuchten fieberhaft. Als er fühlt, daß der Arm, mit dem der Sterbende ihn stützt, schlaff wird, ruft er: „Kannst du nicht mehr? Du mußt einen Tropfen Branntwein trinken. Wenn wir drüben sind, kannst du ruhen."
Da der Diener sich nicht rührt, sucht Mark an seinem Leibe nach der Flasche; dieser schwankt und wird von den Vorwärtsdrängenden zu Boden geworfen. Mark zieht ihn mit Anstrengung beiseite, damit er nicht zertreten werde, ruft ihn an und schüttelt ihn und sieht, daß er tot ist. Bei nochmaligem Durchsuchen findet er die Flasche, in der nur noch einige Tropfen Branntwein sind, die er gierig trinkt. Dann zieht er dem Toten die Jacke und ein wollenes Tuch aus und bekleidet sich damit. Nachdem er vergeblich versucht hat, allein vorwärtszukommen, wirft er sich einem Reiter entgegen mit der Bitte, ihn zu sich aufs Pferd zu nehmen. Dieser will nicht hören und spornt sein Tier an. Mark greift ihm in den Zügel und ruft drohend: „Ich bin Mark! Ich muß hinüber! Verstehen Sie! Ich muß!" Der Angeredete beugt sich vom Pferde und reicht Mark den Arm, um ihm hinaufzuhelfen ... Als er oben sitzt, sagt Mark: „Fassen Sie mich fest um den Leib, ich werde ohnmächtig!" und fällt nach vorn auf den Hals des Pferdes. Der andere stößt einen Fluch aus, hält ihn fest und treibt sein Pferd über die Brücke.
Es ist etwa sechs Uhr, und an der Brücke ist alles still geworden; nur ein paar Nachzügler und Verwundete schleppen sich noch herüber. Die Kugeln der Verfolger pfeifen über das Wasser. Hier und da glimmen Feuer, an denen Sterbende liegen und solche, die nicht mehr weiter können. Es ist nachtdunkel, ein paar Schneeflocken jagen im Winde. Zuweilen hört man aus der Ferne das Bellen der Wölfe.

1813

Auf den Kieswegen des Gartens in der Nähe von Frankfurt geht Mark, sich auf eine Krücke stützend, auf und ab. Er ist sehr schlank geworden und sieht leidend, aber fröhlich aus. Plötzlich hört er das Rollen eines Wagens, der gleich darauf anhält, dann das Knarren der Gartentür. Seine Frau erscheint im hellen Reisemantel, sie eilen sich entgegen und umarmen sich leidenschaftlich. Wieder und wieder betrachten sie sich innig und machen Bemerkungen über ihr Aussehen: „Und du warst inzwischen eine verwöhnte und umschwärmte junge Witwe?" fragt Mark lächelnd. „Bin ich zu dick geworden?" fragt sie errötend und mit harmloser Koketterie: „Es ist wahr, daß ich nicht sitzen bliebe, wenn ich frei wäre." „Aber du bist es nicht," ruft Mark lachend, „du bist unlöslich gebunden, wenn auch unsichtbar." Indem seine Stirn sich umwölkt, fährt er fort: „Also haben weder du noch deine Mutter, noch das wunderbare Walten der Vorsehung, die mich erhalten hat, den starren Sinn deines Vaters gewendet?" Sie schüttelt betrübt den Kopf: „Man darf deinen Namen nicht vor ihm nennen — den Namen, der auch meiner ist." Nach einer kleinen Pause fährt sie tröstend fort: „Aber drei Tage habe ich mir erlistet, drei Tage sind ganz unser!"

Mark: „Drei Tage! Drei Tage und drei Nächte!"

Sie fallen einander entzückt in die Arme.

1835

Mark und seine Frau sitzen in einer Loge des Theaters von Karlsruhe, wo sie sich nach dem Tode des Fürsten von Nassau-Usingen niedergelassen haben. Er ist unterdessen in den Grafenstand erhoben worden. Die Gräfin ist korpulent geworden; sie ist einfach und nachlässig gekleidet. Nach dem zweiten Akte erscheinen auf den lebhaften Beifall des Hauses Agathe, Ännchen und Max. Der Sängerin, die das Ännchen singt, wird ein Blumenstrauß überreicht, der von Mark herrührt. Indem sie sich dankend gegen

das Publikum verneigt, wirft sie einen liebenswürdig schelmischen Blick nach seinem Platze. Die Gräfin bemerkt es und sagt zu ihrem Manne: „Es sieht so aus, als ob sie sich für den Busch bei dir bedanken wollte.“ Er wehrt mit etwas verlegenem Nachdruck ab, worauf sie gutmütig fortfährt: „Nun, die Mädels gefallen dir doch einmal, und diesmal hast du es wenigstens recht getroffen. Die Kleine hat ihre Sache brav gemacht, und ein liebes Frätzchen hat sie auch. Sie scheint zwar ein leichtes Blut zu sein, aber du lieber Gott, die armen Dinger sind auch allen Verführungen so recht preisgegeben, und wenn nicht Macht vor Recht ginge, sollte man euch Mannsbilder in die Rippen stoßen, wenn ein Frauenzimmer ausgleitet.“

Der Graf, gemütlich: „Die Kleine da steht, glaube ich, ganz stramm auf ihren Füßen.“

Die Gräfin: „Was gehts dich an? Schau du auf deine eigenen.“ Sie wühlt in einem seidenen Beutel und holt eine Tüte voll Schokoladenbonbons heraus. Wie sie einen im Munde hat, bemerkt sie, daß er mit Creme gefüllt ist, anstatt mit Likör, und ihr Gesicht verzieht sich in ärgerliche Falten. „Du weißt doch,“ sagt sie vorwurfsvoll zu ihrem Manne, „daß ich nur mit Likör gefüllte Bonbons mag. Wenn keine vorrätig waren, hättest du welche bestellen können. Nun habe ich wieder nichts zu essen.“ Sie ist dem Weinen nahe und wirft die Tüte mit den Bonbons zur Erde.

Mark sucht sie zu begütigen: „Mein Schatz, ich habe dem Konfiseur gesagt, daß ich mit Likör gefüllte Bonbons will. Es muß ein Mißverständnis bei der Sache sein.“

Die Gräfin: „Ach, das sind deine Redensarten. Nun ist mir die ganze Vorstellung verleidet.“

Mark: „Wenn du nicht mehr hier bleiben magst, begleite ich dich im Wagen nach Hause.“

Die Gräfin: „Ja, damit du nachher allein wiederkommen kannst.“

Der Graf: „Ich fürchte nur, du möchtest dich unwohl fühlen, weil du nichts zu essen hast. Soll ich dir Bonbons aus einem andern Geschäft holen?“

Die Gräfin: „Jetzt sind die Läden geschlossen. Aber wenn du mir die Tüte wieder aufheben willst, so werde ich eben vorliebnehmen."
Der Graf bückt sich und sucht die Tüte vom Boden auf.
Die Musik beginnt wieder.

1840

Auf einer Bank im Schloßparke von Karlsruhe sitzen Graf Mark und ein jüngerer Offizier. Es ist Spätsommer, ein kühler, sonnenloser, farbloser Tag. Unweit der Bank ist ein niedriger Springbrunnen, der eintönig plätschert; im Wasser sind ein paar weiße Schwäne, die stillzustehen scheinen. Zuweilen geht ein Mensch durch eine der Alleen.
Die Bäume und Büsche sind noch ganz belaubt, die Blätter aber etwas vergilbt.
Der junge Offizier sagt: „Es wird wieder ruhig in Europa: Louis Philipp will sich noch nicht rühren, und Polen kann es nicht mehr. Mir wäre ein frischer Krieg erwünscht gewesen."
Mark: „Was sind das für Kriege heute! Die größte Arbeit tut die Strategie zu Hause. Man manövriert und weiß nicht warum, und ist der Krieg zu Ende, hat einer kaum die Nase des Feindes gesehen. In den Napoleonischen Feldzügen war es anders."
Der junge Offizier: „In Rußland muß es toll zugegangen sein. Da hatte man nicht nur die Menschen, sondern auch Hunger und Frost zum Feinde. Ich weiß nicht, ob das meine Sache wäre."
Mark nickt und starrt in den Springbrunnen: „Hunger und Frost und Wölfe und Raben. Und doch war es schön. Es war meine schönste Zeit. Wenn der Tod hinter einem aufs Pferd sprang und einem nach der Kehle griff: da war Leben zehnfach Leben."
„Hier ist es freilich verflucht langweilig", sagt der junge Offizier nach einer Pause.
Während Mark mit dem Stock Figuren in den Sand zieht, grüßt der junge Offizier zwei elegant gekleidete Damen, die an der Bank vorübergehen.

Der junge Offizier: „Die Blonde war unsere neue Liebhaberin. Ich habe mich ihr vorstellen lassen, denn sie hat eine Art, einen anzusehen, daß man gleich zuspringt und fragt, ob man ihr vielleicht die Handschuhe zuknöpfen darf."
Mark sagt mit lebhaftem Anteil: „Sie hat den Anstand einer feinen Dame, auch ihr Ruf ist untadelhaft. Oder haben Sie andere Nachreden über sie gehört?"
Der junge Offizier beteuert ängstlich, daß man nur das Beste von ihr spräche. Mark bedauert, sie vorhin nicht gesehen zu haben, da er sie sonst begrüßt haben würde. „Ich habe kürzlich", sagt er, „ihren Namenstag mit einem Gedicht gefeiert, das unser Blatt, natürlich ohne mich zu nennen, abgedruckt hat."
Der junge Offizier: „Es ist nicht zu verwundern, daß ein so berühmter Reiter auch den Pegasus zügelt."
Mark: „In meiner Jugend, der eigentlichen Jahreszeit des Versemachens, hat das Feuer zu reißend in meinem Herzen gebrannt. Jetzt lassen sich an einer bescheidenen Flamme hie und da recht nette Sächelchen schmieden."
Unter diesen Worten sind die beiden Herren aufgestanden und gehen langsam um den Springbrunnen herum.

1845

Die Gräfin Mark liegt auf einem bequemen Ruhebett. Sie ist auf einer Seite gelähmt. Neben ihr sitzt ihre Gesellschafterin, eine etwa dreißigjährige, klug und energisch aussehende Dame, die ihr vorliest. Die Gräfin unterbricht sie und sagt: „Es wird mir schier schwindelig von allen den Büchern. Bei jedem neuen Buche denkt man, es komme etwas anderes; aber es ist allemal dasselbe."
Das Fräulein antwortet munter eingehend: „Vielleicht ist es im Leben ebenso; allemal dasselbe mit etwas andern Worten."
Die Gräfin: „Sie sind ein gescheites Mädchen, Sie werden einmal keine Dummheiten machen. Im Grunde haben Sie es gut;

Sie haben Ihre Tätigkeit, und wenn Sie auch abhängig sind, so können Sie doch Ihre Stellung wechseln, wann es Ihnen beliebt. Ein Verheiratetes kann das nicht; und doch meinen die törichten Mädchen, es gäbe kein Glück als in der Ehe."

Das Fräulein: „Oh, ich würde nur aus Liebe heiraten!"

Die Gräfin: „Liebe! Liebe! Mit Vernunft soll man heiraten! Ob man zueinander paßt, soll man bedenken. Die Gemütsart soll gleich sein, und was einen freut, und was man gern tut, soll das gleiche sein. Im Alter und im Stande soll man zueinander passen, das ist das Wichtigste. Heiraten Sie nicht unter und nicht über sich, keinen, der um vieles älter, und keinen, der jünger ist als Sie."

Das Fräulein sagt ausweichend: „Wie gut, daß ich keine Gelegenheit habe, zu wählen."

Die Gräfin: „In Ihrem Alter und recht ansehnlich dazu? Jetzt lassen Sie mich ein Stündchen allein, mein Kind, ich will versuchen zu schlafen."

Das Fräulein geht in das anstoßende Zimmer, wo Mark sitzt und die Zeitung liest. Als sie eintritt, legt er seine Zigarre hin, geht ihr entgegen und führt ihre Hand an seine Lippen. Er sagt: „Wieviel tun Sie für meine Frau — und für mich! Die wenigen Mußestunden, die Ihr mühevoller Opferdienst Ihnen übrigläßt, so daß sie kaum Ihrem eigenen Ruhebedürfnis genügen, widmen Sie mir. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie es tun, weil Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen bin und wie sehr ich Ihren Umgang genieße."

Das Fräulein: „Herr Graf, ich tue es, weil ich nicht anders kann. Mein Herz müßte gefühllos sein, wenn ich nicht alles daran setzte, um Ihnen, soviel ich vermag, den Druck des täglichen Lebens zu erleichtern."

Mark: „Ich darf nicht klagen. Ich bin nicht am härtesten getroffen."

Das Fräulein: „Ihr edelmütiger, selbstloser Sinn spricht so. Daß das Kranke hinwelkt, ist natürlich und darum erträglich;



aber das ist schrecklich, wenn das Leben an den Tod gefesselt ist."
Mark: „Sie sind es mit mir! Und Sie sind jünger als ich, haben mehr Anspruch als ich an die Freuden des Lebens und haben doch mehr als ich unter der Schwerfälligkeit und den kleinen Launen meiner guten, armen Frau zu leiden!"
Das Fräulein: „Erwähnen Sie das nicht! Wie grämlich und gehässig würden die meisten anderen Frauen in solcher Lage sein! Mit ein wenig Geduld und Geschicklichkeit ist die arme Frau Gräfin so leicht zu befriedigen. Und tue ich nicht alles für Sie?"
Mark zieht sie an sich: „Engel! Holder, hilfreicher Engel!"
Das Fräulein schlägt die Hände vor das Gesicht: „Engel! Gott, mir! Schuldige! Verdammenswerte! Was hab ich gesagt? Was tue ich?"
Mark: „Ich liebe und achte Sie desto mehr, je mehr Sie mir vertrauen. Warum sollten Sie es bereuen, mir eine edelmütige Neigung zu zeigen, die ich mit dem innigsten Gefühl erwidere? Die Zeit wird kommen, wo ich Ihr treues Ausharren lohnen kann. Dann werde ich Ihnen nicht mehr ein verlegenes Geständnis entreißen müssen, dann werden Sie erhobenen Hauptes als meine Gattin an meiner Seite gehen — wenn Sie wollen."
Das Fräulein verbirgt ihr Gesicht schluchzend an seiner Schulter: „Ach, das wird nie sein! Gott wird mich strafen! Sie selbst werden mich verachten!"
Mark küßt und streichelt sie zärtlich: „Wer sollte glauben, daß sich ein so törichtes kleines Kind in dieser schönen, kühlen Dame verbirgt? Sei ruhig, Liebling, du hast das Wort eines Ehrenmannes. Wir werden noch glückliche Jahre miteinander genießen."
Man hört die schwache Stimme der Gräfin aus dem Nebenzimmer.
Das Fräulein schreckt zusammen: „Ich glaube, die Frau Gräfin hat gerufen."

Mark: „Ich werde hineingehen; wasche du indessen deine lieben, dummen Augen." Er küßte sie auf beide Augen, sie lächelt unter Tränen. Dann geht er in das Nebenzimmer und redet heiter und gemütlich mit seiner Frau.

1858

Graf Mark, der nach dem Tode seiner Frau deren Gesellschafterin geheiratet und sich mit ihr nach Konstanz zurückgezogen hat, liegt in einem nach dem Geschmacke der Zeit eingerichteten Zimmer auf dem Sofa und liest eine Zeitung. Nachdem er alle Seiten mehrere Male durchlaufen hat, läßt er sie fallen und sieht nach der Uhr. Da es im Zimmer dämmerig wird und er die Lampe haben möchte, läutet er. Erst auf das dritte Läuten erscheint ein Dienstmädchen und fragt nach seinen Wünschen. Seinen Vorwurf beantwortet sie damit, daß die Köchin ausgegangen sei, um Besorgungen zu machen, und daß sie im entfernten Bügelzimmer die Klingel nicht sogleich gehört habe. Nach einer Weile bringt sie die Lampe und stellt sie auf den Tisch. Mark bleibt mit geschlossenen Augen auf dem Sofa liegen. Eine Viertelstunde später tritt die Gräfin in Hut und Mantel ein. „Die Lampe qualmt", ruft sie aus, schraubt die Lampe niedriger und reißt schnell ein Fenster auf.

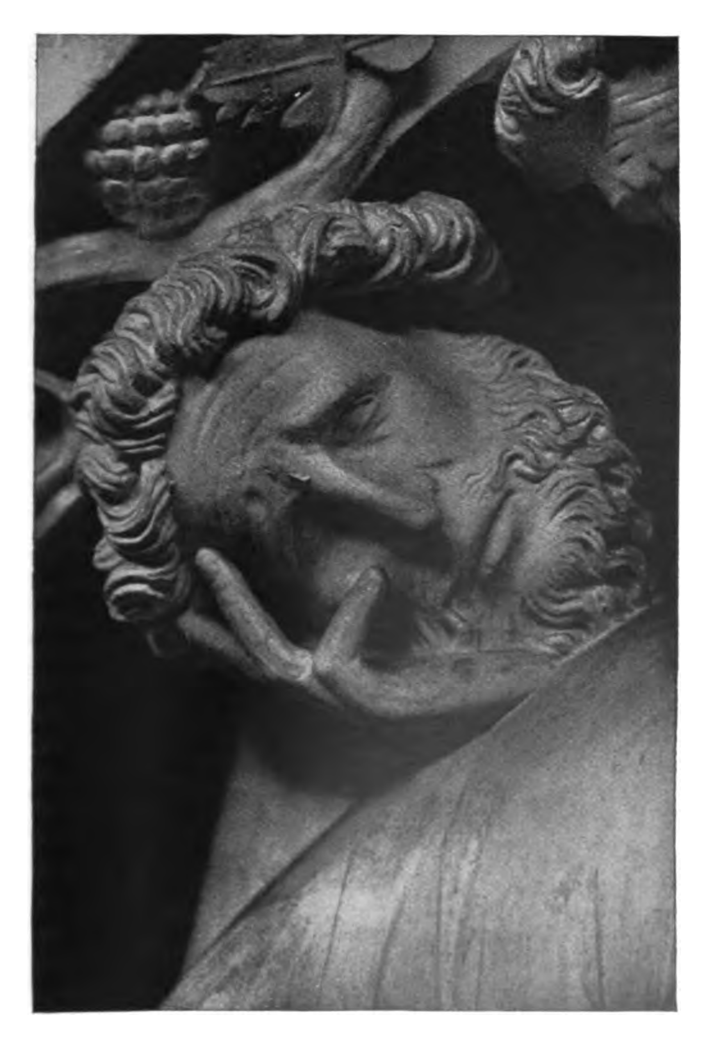
„Du öffnest das Fenster?" ruft Mark. „Es ist ohnehin nicht warm hier."

Die Gräfin sagt: „Möchtest du in diesem Qualm bleiben?"

Dann sieht sie nach dem Thermometer und sagt: „Übrigens ist es wärmer hier, als zuträglich ist. Du solltest dir mehr Bewegung machen, dann würdest du weniger frostig sein. Wie war es übrigens möglich, daß du den Rauch nicht bemerktest? Hast du deinen Mittagsschlaf so lange ausgedehnt?"

Mark entgegnete gereizt: „Ich habe überhaupt nicht geschlafen. Ich wäre gern ins Theater gegangen; aber du warst anderweitig in Anspruch genommen."

Die Gräfin: „Du hättest ohne mich gehen können. Brauchst du mich dazu, um einer deiner Soubretten Beifall zu klatschen? Auch sagtest du kürzlich, das hiesige Theater wäre so schlecht, daß du es nicht wieder besuchen wolltest; also rechnete ich nicht mehr damit."
Mark: „Lieber Gott, wenn man das Gute nicht haben kann, gewöhnt man sich an das Mittelmäßige."
Die Gräfin: „Ja, zu dem Ergebnis kommt zuletzt jeder im Leben."
Sie hat unterdessen den Ruß von den Möbeln gewischt. Eine Regimentsmusik geht am Hause vorüber und spielt einen Marsch.
Mark: „Könnten wir jetzt nicht das Fenster schließen? Diese Blechmusik zerreißt mir die Ohren."
Die Gräfin schließt das Fenster: „Wenn es zum Theater zu spät ist, gehst du vielleicht noch ein wenig in den Klub, indes ich für das Abendessen sorge?"
Mark: „Ja, das ist ein guter Gedanke. Und sorge auch für ein freundliches Gesicht, bis ich wiederkomme."
Die Gräfin: „Mein Gesicht ist ein Spiegel des deinigen."
Sie beugt sich über ihn und gibt ihm einen Kuß auf die Stirn, dann verläßt sie das Zimmer. Mark richtet sich auf, bleibt aber auf dem Sofa sitzen. „Ich könnte wirklich in den Klub gehen, um mir etwas Bewegung zu machen. Wenn die Leute nur unterhaltender wären. Ob sie Uniform oder Gehrock tragen, es hängt derselbe Mantel von Langeweile darüber. Die schöne Karlsruher Zeit! Es herrschte ein gemütlicher und dabei feiner Ton in der Gesellschaft; in die neue Sitte oder Unsitte kann ich mich nicht finden. Wie anregend war das Theater! Wieviel Talent und wahres Streben! Und im Schloßpark gab es so angenehme Plätze! Der blanke See hier ist auf die Dauer einförmig und blendet die Augen. Man merkt kaum, daß man lebt. Wenigstens werde ich, wenn ich sterbe, keinen großen Unterschied bemerken."
Er nimmt die Zeitung vom Boden auf, legt sich wieder hin und fängt an, sie wieder zu lesen. Nach einer Weile schläft er ein, und sie fällt ihm aus der Hand.



Apostelkopf am Südportal des
Straßburger Münsters

Hans Jantzen / Der Weltgerichtspfeiler im Straßburger Münster

Im dreizehnten Jahrhundert stellt Straßburg, ob zwar noch beträchtlich diesseits der westlichen Reichsgrenze gelegen, einen der am weitesten nach Westen vorgeschobenen Punkte deutschen Kulturgebietes dar. Hier in Straßburg werden zur Frühzeit des Jahrhunderts in der Münsterbauhütte schöpferische Kräfte geweckt, die in der Auseinandersetzung mit den in Frankreich emporwachsenden künstlerischen Bewegungen am skulpturalen Schmuck des Baues arbeiten. Was sie wirken, bringt in unsere Vorstellung von der Größe deutscher Kunst im dreizehnten Jahrhundert einen entscheidenden Zug. Ein Bildhauer mit stark persönlicher Prägung des künstlerischen Willens leitet die Arbeiten. Die Bedeutung dieses führenden Meisters liegt darin, daß er die Ideen der Zeit nicht als etwas Fertiges von außen her übernimmt, sondern daß er ihnen aus den am Orte gegebenen Bedingungen und aus seiner sie meisternden Gestaltungskraft heraus die eigene Form schafft.

Das südliche Querschiff des Münsters ist der Schauplatz. Die inhaltgebenden Mächte sind der eschatologische Ideenkreis und der Marienkult. Die Möglichkeit bildnerischen Schaffens gab die Zeit mit ihrer an den „modernen" Kathedralbau gestellten Forderung nach zyklischer Entwickelung monumentaler Skulpturgruppen. Soviel davon auch in Straßburg zerstört ist, zumal am Doppelportal des Querhauses, es hat sich genug erhalten, um uns die Bedeutung des Meisters zu offenbaren.

Der Weltgerichtspfeiler im Innern, bekannt als Engelssäule, ist unversehrt auf uns gekommen. Er bezeugt schon in der Idee der Anlage den schöpferischen Geist des Bildhauers. Der Gedanke, das Jüngste Gericht rund um einen Pfeiler im Innern des Querschiffraumes aufzubauen, steht einzig in der Zeit. Ein solcher Plan lag durchaus abseits der Bedingungen, unter denen die mittel-

alterliche Monumentalskulptur groß wurde. Die ausgreifenden Skulptursysteme der französischen Kathedralen wuchsen auf als repräsentativer Fassadenschmuck, als ein Zeugnis von der Welt und Leben umspannenden Macht religiöser Ideen, die dem christlichen Kultbau zugrunde lagen. Gewiß gab es auch im Kircheninnern zahlreiche Möglichkeiten für Anbringung von Bildwerken, aber sie hingen fast ausschließlich mit der liturgischen Ausstattung des Gebäudes zusammen. Das Gerichtsthema kam dafür nicht in Frage. Der gegebene Ort für jene Zyklen war die Fassade.
Man könnte also die Idee des Straßburger Meisters gleichsam als den Versuch einer Erweiterung des Fassadenraumes in das Innere hinein auffassen im Gegensatz zu den nach außen vortretenden mächtigen Vorhallenbauten gleichzeitiger französischer Kathedralen. Es mochte ein großer Gedanke sein, hinter den Zugängen zum Rauminnern die Mahnung an das Ende der christlichen Welt in eindrucksvollen Zeichen aufzurichten, zumal der eschatologische Gedankenkreis bereits draußen in den Bildern des rex iustus, der Ekklesia und Synagoge vorbereitet war. Dann würde man erwarten, daß der Weltenrichter dem Eintretenden zugewendet sei. Indessen gerade das Gegenteil ist der Fall. Der Weltenrichter ist nach dem Innern zu angebracht.
Doch einerlei, wie man in diesem Falle das Verhältnis des inneren Raumabschnitts zur Fassade bewertet: für die bildhauerische Phantasie stand die Idee des skulpturgeschmückten Pfeilers in enger Beziehung zum apokalyptischen Inhalt der Aufgabe, und gerade in diesem Zusammenhange muß für den Bildhauer eine faszinierende Kraft gelegen haben. Denn was zunächst als ein kaum zu verstehender Verzicht (gegenüber der Fassadenskulptur) auf die anschaulich-einheitliche dekorative Wirkung erscheint, das wurde aufgewogen durch die Möglichkeit, die symbolischen Dimensionen des Weltgerichts sinnfällig zu repräsentieren. Der biblische Bericht spricht von den Geschlechtern auf Erden, die „sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken

des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von dem einen Ende des Himmelreichs zu dem andern" (Matth. 24).
Der Freipfeiler bot die Möglichkeit, in einem statuarischen Zyklus die bedeutungsvollen Gestalten des Jüngsten Gerichts nach den vier Weltrichtungen anzuordnen. Allseitige Dimensionierung eines monumentalen statuarischen Zyklus in unmittelbarer Entwickelung der Form aus der das Leben des mittelalterlichen Christen beherrschenden und stets gegenwärtigen Idee des Weltgerichts: das war einer der stärksten und ergreifendsten Gedanken bildhauerischer Phantasie, beispiellos in der Geschichte der gotischen Skulptur.

Aus dem Bande „Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts" der Sammlung „Deutsche Meister"

Hans Carossa / Grünes Tischchen und verlorner Schlüssel

Der Aufruhr, der sich in so vielen eingeschlossenen Knaben und Jünglingen immer bereithielt, brach plötzlich hervor, als ein unbekannter neuer Herr über uns gesetzt wurde. Dieser durchaus wohlwollende Mann, der später die Anstalt unermüdlich ausbaute und schmückte, kam damals aus anderen Verhältnissen her und fand erst nach und nach die rechte Art, mit uns umzugehen. Nicht als ob er uns hart behandelt hätte; er brachte wohl einige Neuerungen mit und schickte uns gar zu eifrig in die winterliche Frühmesse, ließ jedoch im ganzen alles beim Hergekommenen und strafte ungern. Aber wir waren die schweigsam kluge Führung des Priesters gewohnt, dieses vornehmen und sanften Greises, der uns ohne merkbare Einwirkung in Zucht zu halten wußte. Der neue Gebieter, schon durch Vollbart und weltlichen Anzug

befremdlich, begrüßte uns mit einigen kräftigen Ansprachen, deren fremder nordischer Ton unseren altbayrischen Ohren streng einging. Von irgendeiner Seite her mußten wir ihm als ziemlich verwilderte Rotte geschildert worden sein, und leider ließ er es merken. Er war mit dem Entschluß gekommen, gründlich Ordnung zu schaffen, das war löblich; aber er sagte es uns, und das war ein Fehler.
Zu den Abwehrmitteln, die aus alter Zeit überliefert waren, gehörte mancherlei aufbegehrender Lärm, den wir selbst als „pöbeln" bezeichneten. Vor dem geistlichen Herrn hatten wir zuviel Ehrfurcht gehabt, um dergleichen zu wagen; jetzt aber waren bald alle darüber einig, daß irgendeinem Unheil vorgebeugt und auf eine vorerst freilich nur gelinde Art gepöbelt werden müsse. Verschiedene Formen standen uns zu Gebote. So war, als Antwort auf Strafreden, ein dumpfes, tiefhingezogenes Murren beliebt, das halb im Kehlkopf, halb am Gaumensegel entstand, so daß kein Verziehen des Gesichts dazu nötig war; ja, schauspielerisch Begabte konnten ganz freundlich dabei lächeln. Von allen zweiundsiebzig Schülern gemeinsam ausgeübt, hatte es jederzeit bedeutenden Eindruck gemacht. Auch diesmal war die Wirkung stark, stärker sogar als wir erwartet hatten. Denn als wir am nächsten Tage den Speisesaal betraten, stand mitten darin ein hochbeiniges laubfroschgrünes Tischchen, dem etwas Unholdes auf den ersten Blick anzumerken war. Nicht lange blieben wir im unklaren. Vor Aufhebung der Tafel klingelte der Herr Direktor und tat zu wissen, daß dieses Tischchen als ein Straftischchen anzusehen sei, an dem unbotmäßige Zöglinge künftig in Absonderung und Schweigen ihr Essen einzunehmen hätten. Ein scharf gesprochenes „Dixi" beschloß die feindselige Erklärung. Einen Augenblick lang standen wir erstarrt; vom Tische der obersten Klassen, dem sogenannten Olympos her aber erscholl alsbald ein tröstlich-männliches Baßgelächter, das zu den mutierenden Stimmen der mittleren Tische weiterstieg und in den silberhellen Kehlen der ersten Kurse schüchtern verklang.

In jenem Olympos nämlich saßen die Häupter der Erhebung, die sich nun unaufhaltsam vollzog. Diese zukunftwitternden Jünglinge riefen uns ins Gedächtnis zurück, daß edle Völker großer Jahrhunderte die Freiheit höher geachtet hätten als ein entwürdigtes Leben, und verwiesen auf den Geßlerhut, in welchem sie einen Vorläufer des grünen Tischchens erkennen wollten. Sie forderten gemeinsames Handeln und erklärten jeden empörerischen Streich eines einzelnen für schädlich.

Uns begeisterten diese Losungen; wie ein Bienenkorb summte die alte Kaserne, das oft so leere Gefäß der Zeit funkelte und schäumte von Inhalt. Eine allgemeine Großmut kam auf, glimmende Feindschaften erloschen, alte Schuldbriefe wurden zerrissen, entwendete Gegenstände freiwillig zurückgegeben, die Betonung der Klassenunterschiede hochherzig vermieden. Übrigens beschloß man, vorerst keinen Hauptschlag zu führen, sondern listig zuzuwarten, bis der sehr verblendete Mann sich noch tiefer in Schuld verstricken würde. Durch Einführung des Tischchens war unsere Stellung ja so klar und sicher geworden, daß wir uns Zeit lassen durften. Im Grunde haßten wir wohl das neue Möbel gar nicht, sondern freuten uns täglich der schönen grünen Fanfare, die den Kriegsgeist nicht einschlafen ließ.

Wenn viele der Jugend etwas Traumartiges zuschreiben, so meinen sie damit gewiß jenen beglückenden Mangel an Augenmaß, vielleicht auch jene Leichtheit und Unstofflichkeit, welche es möglich machen, daß die gegensätzlichsten Erscheinungen und Gedanken sich ohne Störung in ihr tummeln und wie Wolken ineinander verfließen. Das Reich der Dichter, in dem keine Auflehnung notwendig ist, begann mir damals zu einer geistigen Heimat zu werden; aber das hinderte mich nicht, in dem allgemeinen Aufruhr mitzukreisen, der jeder inneren Forderung ein Echo verlieh. Schon sah ich die Natur mit uns im Bunde; lang vergessene Verkündigungen der ‚Forelle' stiegen auf, und wenn

aus grauen Sturmgründen Hagel herabschlug, Dachziegel wie Kartenblätter dem Jodoksturm entstoben oder böse Nachrichten vom Hochwasser einliefen, das draußen vor der Stadt Bäume fortriß und Häuser zerbrach, so grüßte ich schaudernd die tief=empörte, tief mit uns einverstandene Welt.

Als ich einmal nachmittags durch den Speisesaal ging, fiel ein Blitz, obgleich erst Februar begonnen hatte; in feurigem Grün loderte das grüne Tischchen dicht vor mir auf, Gewalt ging von ihm aus, eine fast zärtliche Regung zog mich an, das Verlangen, mich wie ein Gestrafter davor zu setzen, war kaum noch zu bän=digen, und schon spähte ich nach einem Stuhl, — aber Zöglinge betraten den Saal, die verräterhafte Anwandlung schwand, und ich lief meiner Wege.

Hugo ging es nicht anders als mir; auch er lebte ein Doppelleben und war zu jeder kindlichen Torheit bereit, während er sich sehn=süchtig von den Wellen großer Dichter durchdringen ließ. Ganze Abende vergingen in lesender Eintracht; einer ehrte die Er=hebungen des andern. Prosa, soweit sie nicht hymnisch tönte, wurde verachtet; was uns begeisterte, war nur der Flug, nicht der noch so edle gemessene Gang. Ja, traumhaft ungespalten und ohne Nachdenklichkeit nahmen wir alles auf: Klopstock, Schiller, Kleist, Hölderlin und Goethe, — das waren für uns keine scharf gesonderten Welten, und Käthchen von Heilbronn und Iphigenie wanderten schwesterlich im Zwielicht unserer Seelen. Auch war noch nirgendwo die Meinung zu uns gedrungen, daß ein Dichter den anderen beschatten oder daß man den einen durch den andern überwinden könne; sie waren uns alle nur Äste und Zweige eines unsichtbaren Geisterbaums, der irgendwo im deutschen Norden stand und über allen Seelen rauschte. So hatte auch keiner den andern zu beneiden; jeder lief seine Bahn, jeder kam einmal an den Punkt höchster Beglänzung, wo kein anderer ihn ersetzen konnte, jedem schlug einmal die Stunde, wo sich die Finsternis einer Seele in ihm aufhellte, in ihm allein. Wenig galt uns das

Persönliche, und wenn uns jemand gesagt hätte, Goethe habe nichts für Kleist und Hölderlin getan, so würden wir das nicht verstanden haben, — hatte er nicht auch für sie geschaut und gesungen? Ihre Dämonengeschicke aber gehörten unablösbar zu ihnen; wir vermochten sie so wenig von ihnen wegzuwünschen wie etwa den Teufel aus einem Puppenspiel.

Mittlerweile schritten die jungen Geister des Aufruhrs mitten durch jene Genien hindurch und erglühten dann sonderbar, wie wenn sich ein dunkelfarbiger Strahl mit einem hellen, farblosen schneidet. Schon trieb alles zur Entscheidung. Ein schmächtiges, etwas freches Schülerchen der zweiten Klasse ward als erster ausersehen, am grünen Tischchen Buße zu tun; zögernd, graubleichen Gesichts, ging der Arme darauf zu, warf noch einen ersterbenden Blick in die Runde, als wollte er uns alle um Verzeihung bitten, war aber noch keine zwei Minuten gesessen, als er plötzlich, beide Hände in die Magengrube pressend, mit schmerzlichem Schrei, der wie die Anrufung eines Heiligen klang, aufstand und, während sich ein seltsam gezwungenes Gurgeln in seinem Halse verfing, zur Türe hinaus und in sein Bett rannte, das er drei Tage lang nicht mehr verließ.

Leider verachtete der Gebieter das böse Omen, das er doch in dem rätselhaften Vorgang hätte erblicken müssen, und rief bereits am nächsten Sonntag abermals einen Zögling an das Tischchen, der auf dem Landspaziergang einen Rübenraub verübt hatte und mit dem Besitzer des Ackers in Streit geraten war. Als ich sah, daß es der Dickelhuber war, den das Los treffen sollte, konnte ich mich eines gewissen Mitleids mit unserem Direktor nicht erwehren. Wer nämlich den bäuerlich-stolzen, störrisch verschmitzten Knaben kannte, durfte annehmen, daß eher er den Vorgesetzten ans Katzentischchen bringen würde als dieser ihn. Die gemeinsame Erregung wurde auf einmal so groß, daß keiner mehr auf seinem Platze sitzen blieb; alle hatten sich wie eine Front erhoben, jeder fühlte die Wichtigkeit der Stunde.

„Du wirst ans Tischchen gehen", sagte der Direktor traurig-ernst mit einer Handbewegung, die für mich etwas Zwingendes hatte, was aber Dickelhuber nicht zu fühlen schien; bescheiden, fast ehrerbietig, erklärte er, daß er dort nicht hingehen werde. Es lag nun vor aller Augen, daß dieser Schüler nicht leicht zu behandeln war, und der Direktor versuchte es mit gütigem Zureden; er suchte Dickelhuber begreiflich zu machen, daß keineswegs die Absicht bestünde, ihn etwa lange sitzen zu lassen, die Strafe sei nur eine sinnbildliche, über allem aber stehe das Gesetz, und leider sei dieses, wie er als ein kluger Junge zugeben werde, nun einmal durch ihn verletzt worden. Und wieder kam die nach dem Tischchen verweisende Gebärde. Jetzt begann ich in meinem Herzen zu zittern und zu zweifeln, — das war schon kein Befehl mehr, eher eine Einladung, fast eine Bitte, — wie konnte der Unglückliche noch festbleiben? Ich wenigstens hätte nicht für mich einstehen mögen, und aus dieser innersten Angefochtenheit heraus, höchst unüberlegt, mehr mich selbst als den Dickelhuber meinend, schrie ich mit überlauter Stimme: „Geh nicht hin!" — Schreckliche Stille folgte dem unbedachten Wort, eine neue Lage war geschaffen, jeder fühlte es. Gefährlich blickend wandte sich der Direktor zu mir herüber, schon sah ich mich selber der grünen Schmach verfallen; aber plötzlich, wie eingeübt, riefen alle Zweiundsiebzig auf einmal: „Geh nicht hin!"
Man kennt arabische Stämme, die bei großer Erregung ihre gewöhnliche Sprache aufgeben und in ein rhythmisches Reden geraten; so ging es jetzt uns, der ganze Chor schrie wie im Versmaß, beinah singend: „Dickelhuber, geh nicht hin! Geh nicht hin! Geh nicht an das Tischchen!"
Da hob Dickelhuber die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle, und man schwieg. Was er vorbrachte, kam etwas verworren und abgehackt heraus, doch verstand man, was er meinte. Der frühere Herr Direktor, sagte er, sei auch ohne solch ein grünes Gestell ausgekommen, aber der sei eben ein Niederbayer gewesen. Traurig

sei es, daß es in Niederbayern jetzt so etwas geben dürfe. Sein Vater würde ihn anspucken, wenn es daheim in Geiselhöring aufkäme, daß er sich an solch ein Prangertischel gesetzt habe. Nein, er werde lieber eine Rektoratstrafe auf sich nehmen. „Dixi", setzte er noch, den Herrn Direktor nachahmend, hinzu. Jeder glaubte, auf diese Rede hin werde etwas Außerordentliches erfolgen; aber nichts geschah. Der Vorgesetzte nannte Dickelhuber einen überreizten Jungen, der in einer durchaus falschen Auffassung befangen sei; dieser Tage werde er wohl noch unter vier Augen ein Wörtchen mit ihm sprechen. Dann befahl er uns, die Plätze einzunehmen, setzte sich selbst, und alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Das Tischchen blieb leer, der Abend verlief ruhig.
Kindliche, leicht versöhnbare Seelen, wie Hugo und ich, waren der Meinung, daß es nun fast genug sei, daß wir allmählich nachgeben und in die alten Formen des Gehorsams zurückkehren könnten; aber damit bewiesen wir nur unsere Unreife. Die Lenker der Empörung überblickten die Lage klarer. Das waren große Wissende des Lebens und der Geschichte; sie kannten die Gefahren der Halbheit. Zwar begriffen auch sie, daß der Ausnahmezustand nicht immer währen könne; doch wünschten sie kein sieches Ende, sondern einen harten triumphalen Schluß. „Ceterum censeo mensam viridem esse delendam", — vom Olympos her war das Catonische Wort erklungen; wer es zuerst ausgesprochen, konnte niemand sagen. Genug, es war da, huschte von Tisch zu Tisch und überzeugte. Keiner legte ein Wort für das verachtete Möbel ein, und wie bei Standgerichten erfolgte die Vollstreckung des Urteils innerhalb vierundzwanzig Stunden. Zwischen Unterricht und gemeinsamem Spaziergang trugen am nächsten Tage die Verschworenen unter ihren Mänteln Säge, Beil und Stemmeisen aus der Holzlege in den Speisesaal. Ich war den Wächtern zugeteilt worden, welche Treppe, Gang und Hof nach Gefahren abzuspähen hatten. Mit dem Fieber der Elektra, die draußen harrt, während Orestes im Hause mordet,

hörte ich fernher die gedämpften Töne der Zerstörung, im stillen froh, daß ich nicht selber Hand anlegen mußte.
In wenigen Minuten war der Frevel vollendet. Als wir uns am Abend versammelten, sah der Direktor, hereintretend, nur mehr ein trauriges Häufchen Splitter und Späne, über dem, Totenknochen ähnlich, die Beine des Tischchens gekreuzt lagen. Erbleichend wollte er heftig losbrechen, besann sich aber und gab uns ein Beispiel männlicher Selbstüberwindung, indem er nur den Hausdiener heranwinkte und ihm befahl: „Schaffen Sie dies fort!" worauf er, als wäre nichts geschehen, die Hände zum täglichen Gebet erhob. Seit langem war dieses nicht mehr so vollstimmig und eifrig von allen zweiundsiebzig Zöglingen gesprochen worden wie jetzt. Unverwandt starrten alle zum Kreuze hin; vor dem innern Blick aber stand wohl jedem das vernichtete Strafgerät. Beim Essen herrschte die gedämpfte Stimmung eines Trauermahls. Mochte nun kommen, was wollte, jeder fühlte das Ende einer Epoche und hoffte auf ein neues Leben. Solang das grüne Tischchen als harte Wirklichkeit im Saal gestanden hatte, war es machtlos geblieben; jetzt aber schwebte es als geistige Erscheinung zwischen uns und mahnte zur Besonnenheit.

*

Das tief Beharrende in unserm Leben, aus dem alles Werden kommt, hat für jede Seele eine eigene Form, aufzubauen und abzutragen. Mich schien es zeitweise völlig zu vergessen, bis ich mir in Leichtsinn und Verstiegenheit nahezu abhanden kam; dann spielte es mir plötzlich ein erschreckendes Zeichen in die Hand, ließ mir aber selten Zeit zur Besinnung, sondern erweckte mir ein Unheil nach dem andern, bis ich mich wieder auf mein Maß zusammenzog.
Die Aufruhrtage waren vorüber; halb dachte man stolz, halb mit Beschämung an sie, niemand wünschte sie zurück. Erdbeben und Fluten, die man sich in trunkenen Stunden zu Hilfe gehofft

hatte, waren glücklicherweise ausgeblieben; das alte Gebäude stand wie immer, und unversehrt gingen die Vorgesetzten darin umher. Dennoch war der Kampf nicht vergeblich gewesen. Keine scharfen Ansprachen erklangen mehr, von einem Ersatz des Tischchens war keine Rede; man hatte für seine Zerstörung nicht einmal eine Strafe verhängt. So fühlten wir uns nicht mit Unrecht als die Sieger und waren durchaus zur Großmut geneigt. Auch nahten die drei Karnevalsabende, wo keiner auf das hergebrachte Recht, als Maske zu gehen, verzichten wollte; schon deshalb lag uns daran, dem Gebieter zu zeigen, daß wir nur die Ehre wahren, weiter aber nichts Unbilliges gewollt hatten. Ein peinlicher Vorfall drohte die noch unfesten friedlichen Beziehungen zu stören, gab uns aber zugleich Gelegenheit, unsere neue biedere Gesinnung zu bekunden. Eines Morgens war der große Schrank, der die Bibliothek der Zöglinge enthielt, abgesperrt und nirgends der Schlüssel zu finden. Bald konnten wir nicht mehr bezweifeln, daß ihn ein boshafter Schüler abgezogen habe. Man verfluchte den sinnlosen Streich und ermahnte durch Anschlag in den Studiersälen den Täter zum Wiederhergeben des Schlüssels; aber der blieb verschwunden. Da schlug jemand vor, eine Abordnung zum Direktor zu schicken und ihm erklären zu lassen, daß wir die häßliche Tat bedauerten und verurteilten. Mich entzückte der Einfall; ja, als angefragt wurde, wer den Sprecher machen wolle, und nicht gleich jemand vortrat, bot ich mich, etwas voreilig, an. Der Direktor empfing uns ernst und legte, als ich ums Wort bat, seine Stirn in bedenkliche Runzeln; doch entspannte sich während meiner kleinen Rede sein Gesicht, und als ich zuletzt, mich in Entrüstung hineinschwätzend, erklärte, wir würden den feigen Täter gewiß noch ausfindig machen und auf mindestens vier Wochen in Verruf erklären, lächelte er, lobte unsern Entschluß zu freier Aussprache und entließ uns freundlich, teilte auch mit, daß der neue Schlüssel bereits in Arbeit genommen sei.

So war der Zwischenfall unschädlich gemacht, und froh betrieben wir die Vorbereitungen zur Fastnacht, schrieben den Eltern unsere Wünsche und übten kleine Theaterstücke ein. Mein Bittbrief war einer der ersten, die Erhörung fanden. Eine lange Schachtel kam aus Kading; darin lag unter Seidenpapier ganz oben ein Hemd von feiner Leinwand, überall der Länge nach in Falten gelegt, der Halsrand von dunkelroter gedrehter Schnur durchlaufen. Darunter folgte ein Sammetröckchen mit kurzen Ärmeln, das war so herrlich rot wie der veredelte Flachs im Elterngarten, wenn die Mittagsonne darüber stand. Ein Goldband schlang sich als Gürtel zweimal herum, daran hing vorne ein silberbrokatenes Täschchen; ich griff hinein und hatte einen Taler in der Hand. Die hellgraue Hose war ganz eng und setzte sich zu Strümpfen fort; an spitzen roten Schuhen schimmerten kleine goldgraue Rosen. Der Hut, an Farbe dem Röckchen gleich, war mit Nähten an den Schachtelwänden befestigt; ihn schmückte ein Ring von blitzenden Steinchen, der eine weißgraue Feder hielt.
Hugo erklärte das Ganze als eine altertümliche Edelknabentracht und wunderte sich nur, daß kein Degen dabeilag. Nun fand auch ich, daß wohl irgendeine Waffe dazugehört hätte; dabei fiel mir jener unselige französische Säbel ein, mit welchem ich die Mutter an ihrer lieben Hand verwundet hatte, und jetzt glaubte ich auch zu erkennen, weshalb mir der Degen vorenthalten wurde; aber das verminderte nicht meine Freude. Dennoch erfuhr das Glück des Tages eine sonderbare Trübung.
Vor der Studienzeit lief ich noch ein wenig in den Hof hinaus, was eigentlich verboten war, und schliff auf dem Eise hin und her. Es dämmerte schon, fern am Hofberge fuhren Kinder auf Handwägelchen einige Kübel mit hohen Ziergewächsen vorüber; diesen sah ich gedankenlos nach und hörte dabei die Glocke, die zur Pflicht rief, beschloß aber, nicht sogleich zu folgen, sondern erst noch eine Strecke hinauszugleiten. Plötzlich kam ich auf dem Eise zu Fall und spürte dabei am linken Rippenbogen einen bren-

nenden, atembenehmenden Schmerz. Mühsam stand ich auf und suchte am Boden den spitzen Stein oder Strunk, dem ich die Verletzung zuschrieb, fand aber nichts dergleichen. Dagegen griff ich im Westentäschchen etwas Hartes und zog einen mittelgroßen Messingschlüssel hervor, den ich bald als jenen vermißten des Anstaltsbücherschranks erkannte. Nun dämmerte mir auch auf, daß ich am fraglichen Tage noch spät in dem Raum gewesen war, um ein Buch zurückzustellen. Dabei mußte es geschehen sein, daß ich, abwesenden Geistes, den Schlüssel umdrehte, abzog und zu mir nahm, wie ich es von meinem Kleiderschränkchen her gewohnt war.

Verwirrung und Unheil, die wir in sogenannter Zerstreutheit gestiftet haben, pflegen wir einander zu verzeihen, und doch können sie uns manchmal mehr bedrücken als alle schlimmen Folgen bewußt begangenen Unrechts; wir müssen der eigenen Natur mißtrauen, die wir so schlecht verwahrt sehen, es ist, als wüßten wir eine Schlange im Zimmer und könnten sie nicht finden. In meinem Fall war ja nun gerade nichts Ungeheuerliches geschehen; aber das konnte ich in jenen Augenblicken nicht ermessen: Schuld und Unschuld, Einsamkeits- und Gemeinschaftsgefühl, Erlebtes und Vorempfindung des noch Ungelebten wirkten zusammen und versetzten mich in die größte Niedergeschlagenheit. Jene Mumienfinger, die der Knabe einst in der Gerümpelkiste zu fassen bekommen, was waren sie für ein vergnüglicher Fund gewesen gegen diesen! Und schwerer noch als damals schien es mir jetzt, die Last des Geheimnisses zu tragen; ja, mein Alltagsgewissen sagte mir, daß ich nun unverzüglich den Schlüssel zurückzutragen und ein Bekenntnis abzulegen hätte, zuerst vor den Mitschülern, dann vor dem Direktor. Diesem Vorhaben mischte sich sogar etwas Eitelkeit ein; ich wußte ja, was geschehen würde. Auf ein hartes Angefahrenwerden mußte ich gefaßt sein; dann aber hätte man über meine Zerfahrenheit gelacht und mich schließlich wegen meines ehrlichen Geständnisses noch sehr belobt. Immer aber in

ähnlichen Lagen spricht auch noch eine andere, eine unterirdische Stimme, die uns rät, zu schweigen, still zu leiden und das Erlebnis wie einen Keim in das Herz zu senken. Und plötzlich fühlte ich den Schlüssel wie etwas Lebendiges in meiner Hand; einem Fliehenden gleich fing ich zu laufen an, und wie ein Mädchen in Verzweiflung ihr neugeborenes Kind wegschleudert, von dem sie nicht weiß, wie sie zu ihm gekommen ist, warf ich den Schlüssel mit aller Kraft in das verschneite Gelände hinaus.

Am Abend war ich mehrmals nahe daran, wenigstens Hugo in mein Geheimnis zu ziehen; dem aber schwirrte schon der Karneval im Kopf; ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen war unmöglich. Eine Veränderung schien er übrigens an mir zu bemerken. „Morgen ist der erste Abend," rief er zornig, — „weißt du's nicht, Spießbürger?" — „Bis dahin spar ich mir eben das Lustigsein auf", gab ich zurück. — „Ich aber bringe dich noch heut zum Lachen, wetten wir?" Ich setzte dagegen, und zunächst erfolgte nichts; dennoch verlor ich die Wette.

Während wir uns wie immer klassenweise zum Schlafengehen aufstellten, flötete aus dem schon verdunkelten anderen Ende des Saals eine feine Mädchenstimme: „Gute Nacht, verehrter Herr Kandidat, gute Nacht!" Der Angerufene war der neue Präfekt, Herr Kandidat Buchkatz, ein sehr hübscher junger Mann voll blonder ölglänzender Löckchen; er mochte gerade weit fortgedacht haben und sah recht versunken aus, griff aber nun, unsagbar geschmeichelt, an seinen schönen Kinnbart und erwiderte mit verbindlicher Neigung ins Dunkle hin das Gute Nacht. Wir alle begriffen, daß es Hugo war, der, etwas Narrenfreiheit vorwegnehmend, sich bauchredend hören ließ, und während wir noch kicherten, erklang es ganz in der Nähe: „Schlafen Sie recht, recht wohl, hochverehrter Herr Kandidat!" was nun so unwiderstehlich klang, daß alle, auch Direktor und Kandidat selbst, in Gelächter ausbrachen. Mich befiel ein wahrer Lachkrampf, der nicht mehr endete, bis ich droben im Bette lag, dann gewann

wieder der verlorene Schlüssel seine Macht. Zwar konnte ich mir zum Troste sagen, daß er bereits ersetzt war; dennoch blieb das Ganze beunruhigend. Hugos Planetenfurcht umschwebte mein Lager; ich fragte mich, ob ich nicht etwa in ein ungünstiges Firmament getreten sei. Aber da fielen mir die herrlichen Maskenkleider ein; ich zog im Geiste Hemd und Röckchen an und freute mich unbändig, bis auf einmal doch wieder der gelbe Schlüssel erschien; glänzend lag er auf dem grünen Tischchen. Ich wollte ihn verstecken und griff nach ihm; aber da war es gar kein Schlüssel mehr, sondern bloß eine Schlüsselblume, schön handgemalt in einem alten Bilderbuch, in dem ich träumend zu blättern begann.

Aus einem in Vorbereitung befindlichen Buche

Der Abschied Hektors von Andromache

aus dem sechsten Gesang der Ilias

Übertragen von Rudolf Alexander Schröder

Hektor jedoch ging unter der Weil zum Hause des Paris,
Das er sich selber gebaut mit Helfern, welche die besten
Unter den Meistern des Baus in der lachenden Troja gewesen,
So ihm die Kammern gebaut und das übrige Haus und den Vorhof
Hoch in der oberen Stadt bei Priams und Hektors Hofstatt.
Dort ging Hektor hinein, der Freund des Zeus. In der Rechten
Trug er den Speer, elf Ellen die Läng; und oben am Schafte
Funkelte ehern das Blatt, von güldener Zwinge gehalten.
Jenen gewahrt' er im Saale der Fraun; er prüfte die schöne
Wehr, so Brünne wie Schild und betastete sorglich den Bogen.
Doch die Argeierin Helena saß im Schwarme der Weiber,
Da sie den Mägden befahl, viel künstliche Werke zu wirken.
Hektor, weil er ihn sah, hub an mit Reden und schalt ihn:

„Dir vor allen geziemts, Verblendeter, also zu trotzen.
Rund um die Zinne verschmachtet das Volk im Streit an der steilen
Mauer um deinethalb, der Schlacht und Schlachtengetümmel
Über die Stätte gebracht; und schöltest es wahrlich doch selber,
Sähst du wen andern so träge zum Werk der traurigen Wahlstatt.
Auf aber, daß dir nicht ehe die Burg im Feuer verbrenne."
Da erwiderte ihm und redete Paris, der Schöne:
„Hektor, dieweil du mich schiltst, nicht mehr noch minder als Recht ist,
Traun, so sag ich dir dies: merk auf und wäge die Worte:
Nicht ums Grollen so sehr und nicht um den Troern zu trotzen,
Saß ich im Saale dahier; ich wollte den Kummer verwinden.
Nun aber sendet mich schon die Frau mit Worten gelinde
Wieder hinein in den Kampf; mich selbst auch dünket es also
Besser getan: der Sieg schwankt stets von Manne zu Manne.
Warte nun aber die Weil; ich fahre geschwind in die Waffen,
Sonst aber geh, so komm ich dir nach und treffe dich zeitig."
Sprachs; da stand und schwieg der helmumfunkelte Hektor.
Helena aber begann und sprach holdseliger Worte:
„Schwager mein, der Schnöden, der unheilstiftenden Hündin,
Hätte doch eh, da die Mutter mich kaum ins Leben geboren,
Windsbraut mich desselbigen Tags auf die Klippen geworfen
Oder ins grause Gewog der vielaufrauschenden Wasser,
Daß mich die Welle verschlang, eh hier dies alles geschehen.
Weil aber also die Himmlischen mir solch Übel bezeichnet,
Wäre mir not, ich wäre das Weib eines besseren Mannes,
Der unter Männern verstünd zu beherzigen Tadel und Vorwurf.
Dem aber steht das Herz nicht fest, noch wird es ihm jemals
Fester bestehn, auch mein' ich gewiß, er wird es noch inne.
Aber wohlan, tritt her und sitz hier innen im Sessel,
Schwager; denn dir vor allem umdränget das Herz die Mühsal,
Nur um die Hündische mich und den Paris, weil uns ein Wähnen

Unheil schuf, den Zeus Verfallenen, daß wir auch später
Sage verbleiben und Sang der fernesten Menschengeschlechter."
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Halte mich, Helena, nicht, freundwillige, nimmer gehorch ich;
Denn schon heischt mich das Herz bei den troischen Streitern zu stehen,
Da sie mit Sehnsucht längst den Zaudernden drunten erwarten.
Treibe mir diesen dahier, und mög er sich selber beschleunen,
Daß er mir noch in den Mauern der Stadt beizeiten begegne.
Will ich doch unter der Weil noch erst in die eigene Wohnung,
Nach dem Gesinde zu schaun und der Frau und dem lallenden Knäblein.
Wahrlich, ich weiß nicht, ob ich auch heut noch wiederum heimkehr,
Oder die Götter mich schon in die Hand der Achaier gegeben."
Sprach es und machte sich auf, der helmumfunkelte Hektor.
Stracks aber trat er ins schöne Gehöft, doch fand er da drinnen
Nimmer Andromache vor, die schön weißarmige Fraue,
Sondern sie stand mit dem Sohn und der schönumgürteten Amme
Fern auf der Zinne des Turms vieljämmerlich klagend und weinend.
Weil aber Hektor im Saal der Hausfrau nimmer gewahr ward,
Trat er zur Schwelle und stund und rief dort unten die Mägde:
„Mägde, wohlan, tut Wahrheit kund und meldet in Treuen,
Wo mir Andromache weilt, die schön weißarmige Fraue,
Ob sie vielleicht meine Schwestern dahier, vielleicht auch die Frauen
Meiner Gebrüder besucht, vielleicht den Tempel Athenens,
Da sie mit allen den andern die schreckliche Göttin versöhne."
Frugs. Da erwiderte ihm die hurtige Schaffnerin also:
„Hektor, dieweil du mich fragst und willsts in Treuen vermeldet,
Nicht hat jene die Schwestern dahier, hat nimmer die Frauen
Deiner Gebrüder besucht, auch nicht den Tempel Athenens,
Da sie mit allen den andern die schreckliche Göttin versöhne,

Sondern sie stieg auf den Turm von Ilion, weil sie vernommen,
Draußen erlägen die Troer, und Kraft sei bei den Achaiern.
Lang schon dünket sie mich hinab zur Mauer gekommen,
Lief sie doch rasch, einer Rasenden gleich; und die Wärterin folgt' ihr."

Sprach es, die Schaffnerin dort; und Hektor eilte von dannen,
Nämlichen Weges, hinunter die wohlversehenen Gassen.
Als er nun aber die Feste hindurch zur Mauer gekommen,
Gegen das Skäische Tor und wollte hinaus ins Blachfeld,
Trat ihm Andromache dort, sein Eheweib, eilends entgegen,
Die vielmilde, die Frau, des Eetion Tochter, des Kühnen,
Welcher voreinst am Hange der waldumdunkelten Plakos
Thebe besessen, die Burg, ein Herr kilikischer Mannen.
Der aber wars, des Tochter der erzumfunkelte Hektor
Ehe gefreit. Nun traf er sie dort. Zu seiten die Amme
Trug an der Brust ihr Kind, das arglos lallende Knäblein,
Schön wie die Sterne zu schaun, den Hektorsohn, den geliebten,
Den Hektor Skamandrios hieß, hingegen die andern
Astyanax, Stadtschirmer; denn Ilions Schirm war Hektor.
Er aber sah sein Kindlein an und lächelte schweigend. —
Also betrat ihn dort Andromache, tränenberonnen,
Gab ihm die Hand, hub reden an und sagte die Worte:
„Mann, dich tötet dein Mut, Verblendeter, sag, und erbarmst nicht
Über den Knaben und mich Unselige, die du gar balde
Witfrau machst; denn bald erschlagen dich Mannen Achajas,
All auf den einen gekehrt. Es wäre mir wahrlich besser,
Unter die Erde zu gehn, wo du mir mangelst; denn nirgend
Bleiben mir Hoffnung und Trost, wenn dein Verhängnis erfüllt ward,
Jammer allein: denn lange verlor ich Vater und Mutter.
Traun, meinen Vater, den König erschlug der Läufer Achilleus
Und verheerte die Stadt der Kilikier, wohlumfriedet,

Thebe, die ragende Burg; den Eetion aber erschlug er.
Freilich er zog ihm die Brünne nicht ab — des trug er doch
Schämen —,
Sondern verbrannt ihn im Waffengeschmeid und häufte den
Hügel
Über ihm auf; und es pflanzten die bergeinwohnenden Nymphen
Ulmen umher, die Mägde des Zeus, der die Aigis erschüttert.
Aber die Brüder, die dort im Saal mir saßen, die sieben,
Wanderten alle desselbigen Tags zum Hades hinunter,
Alle miteins erschlug der gewaltige Läufer Achilleus,
Da sie der Schafe gehütet und einwärtstretenden Rinder.
Aber die Mutter, die Herrin am Hang der waldigen Plakos,
Hat er ins Lager geführt zusamt dem übrigen Raube.
Freilich er gab sie heraus und nahm unzähliges Wergeld,
Dann aber traf sie der Artemis Pfeil im Saal ihres Vaters.
Hektor, nun aber du, du bist mir Vater und Mutter,
Bist mein Bruder und bist mein blühender Lagergenosse.
Auf, und erbarme dich mein und bleib hier innen im Turme,
Ehe dein Sohn zur Waise, dein Weib zur Witwe geworden.
Aber versammle die Deinen am Feigbaum dort, wo die Feste
Leichter berennbar ist beim Sturmlauf gegen die Mauer.
Dreimal versuchten es dort die tapferen Mannen Achajas
Um den berühmten Idomeneus her und beide die Aias,
Mit den Atreiden zumal und dem Rufer im Streit Diomedes;
Ob ihnen drüben vielleicht ein kundiger Seher geraten,
Oder sie ruft und reizet ihr eigener Wunsch und Willen."
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Frau, mich kümmert das auch; doch wäre mirs Scham vor den
Troern,
Scham vor den troischen Fraun im schleppenden Obergewande,
Wollt ich dem Feigling gleich der Feldschlacht ferne verbleiben,
Meinst, das lüste mein Herz? Ich lernte geziemeren Brauches
Immer im vordersten Treffen die Schlacht der Troer zu schlagen,

Daß ich des Ahnherrn Ruhm verteidige neben dem meinen.
Denn wohl weiß ich gewiß und halts in der innersten Seele:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenschwingenden Priam.
Nun aber quäl ich mich nimmer um künftige Leiden der Troer,
Nimmer um Hekuba selbst und um Priamos selber, den König,
Nicht um die Brüder, die vielen, die weidlichen, da sie vielleicht doch
Bald hinstürzen in Staub, von den Fremdlingen alle bewältigt,
Sondern um dich, wenn einer der erzumklirrten Achaier,
Tränenberonnene, dich aus dem Tag der Freiheit hinwegführt,
Da du der Fremdlingin in Argos webest am Webstuhl,
Wasser schöpfest am Quell Hypereie oder Messeïs,
Unfreiwilliges Mühns; doch zwingt die leidige Not dich.
Ah, so spräche wohl einer und sähe dich rinnend von Tränen,
Diese dahier ist Hektors Weib, der unter den Troern
Vorne gestanden im Kampf, als Ilions Zinne berannt ward.
Also spräche wohl einer und regt von neuem den Schmerz auf,
Weil dir der Mann fehlt, der dir die Tage der Knechtschaft fernhielt.
Mich aber möge zuvor ein Hügel Erde bestatten,
Eh ich gewärtige deines Geschreis und deiner Entführung!"
Sprach es und winkte mit Armen dem Söhnlein, Hektor, der Kühne,
Der aber kehrte zur Brust der schönumgürteten Amme
Schreiend sich ab und furchte den lieben, leiblichen Vater;
Denn er erschrak, dieweil er das Erz und, mähnenumflattert,
Hoch von der Kuppe des Helms die nickende Helmzier schaute.
Siehe, da lachten die zween gar herzlichen, Vater und Mutter.
Alsbald nahm er den Helm vom Haupt, der reisige Hektor,
Stellte beiseit zur Erde den blinkenden, spiegelnden Sturmhut.
Dann aber, da er den Kleinen geküßt und in Lüften geschwungen,
Sprach er und rief im Gebet zu Zeus und den anderen Göttern:
„Zeus und ihr anderen Götter, gewährt, daß dieser, mein Sohn hier
Werde wie ich, ein Fürst und Herr im Volke der Troer,

Allen voran, ein Starker im Streit und Ilions Herzog!
Daß sie dann sagen hernach: der geht weit über den Vater,
Wenn er vom Krieg herkommt und heimbringt blutige Beute,
Raub vom erschlagenen Feind, und es lachet das Herz seiner
Mutter."
Sprach es und stellte der Frauen das Kindlein wieder zuhanden;
Sie aber barg es am Busen im duftenden Bausch des Gewandes,
Lachend und weinend zugleich. Ihn jammerte das. Er fuhr ihr
Hold um Wangen und Kinn, hub an und sagte die Worte:
„Frau, Verblendete, kränke dein Herz nicht über Gebühren.
Mich wirft keiner dem Aïdes vor, als wem es verhängt ist.
Doch dem Verhängnis wird, so dünkt mich, keiner entrinnen,
Weder gering noch hoch, sobald er nur eben zur Welt kam.
Nun aber gehe nach Haus und schau dort meinem Gewese,
Spindel und Webstuhl nach und gib den Mägden Befehle,
Daß sie sich tummeln; doch bleibe der Krieg die Sorge der Männer,
Aller, und meine zumeist, so Ilion innegeboren."
Sprach es und hob aufs Haupt den Helm der freidige Hektor,
Mähnenumwogt. So kehrte nach Haus die liebe Gemahlin,
Tränengebadeten Augs, rückschauende immer von neuem.
Da sie jedoch zum Saal des männermordenden Hektor
Wiedergekehrt und drinnen die Schar der Mägde betroffen,
Weckte sie allen Geschrei und Wehklag, also, daß Hektor
Bei lebendigem Leib im eigenen Hause beweint ward.
Denn sie vermeineten wahrlich nicht, er kehre noch einmal
Wieder vom Streite zurück und entrönne dem Arm der Achaier.
Aber auch Paris versäumte sich nicht und stürmte vom Saale,
Da er hinein in die Wehr, die erzumschlagne, gefahren,
Stolz auf die hurtigen Sohlen im Sprung die Gassen hinunter.
Wenn ein Hengst an der Krippen im Stall stund, strotzend von
Hafer,
Bis er zuletzt die Fessel zerbrach und stürmt durch die Blache,
Wo er im lieblichen Fluß, im strömenden, Badens gewohnet,

Prangend vor Mut, erhobenen Haupts, und es flattert die Mähne
Über den Schultern, so trägt er im Stolz auf die eigene Schönheit
Rasch die gelenkigen Glieder zur Trift, die den Rossen bekannt ist.
So von der äußersten Zinne von Pergamos flüchtete Paris,
Priamos' Sohn, in funkelnder Wehr, der Sonne vergleichbar,
Jauchzend auf hurtigen Sohlen hinab, und rasch überkam er
Hektor daselbst, den Bruder, den göttlichen, als er die Stätte
Eben verließ, daselbst er sein Weib in Treuen gesprochen.
Und es begann und sprach der gottvergliche Paris:
„Lieber, so hielt ich denn doch den Verlangenden über Gebühren
Zaudernd zurück und habe die Zeit nicht innegehalten!"
Antwort sagte der Held, der helmumfunkelte Hektor:
„Wohl, Verblendeter, deuchte der Mann mich übel beschieden,
Der dich beschölt um Krieges Geschäft. Mut mangelt dir nimmer.
Aber du läßt leicht ab und willst nicht. Und es ergrimmt mir
Innen das Herz, um deinethalb Scheltrede zu hören
Unter den Troern, die traun durch dich viel Mühe gewannen.
Aber wohlan, wir wollens hernach vergleichen, wo Zeus uns
Gnade gewährt, und wir stellen den ewigen Göttern des Himmels
Wieder den Mischkrug auf, Freiwaltende droben im Saale,
Weil wir von Troja vertrieben die erzumschienten Achaier."

Friedrich Schulze-Maizier / Die Schrift der Osterinsel

Die Osterinsel war schon seit fast anderthalb Jahrhunderten entdeckt, als ihr erster Missionar einen Fund machte, welcher die Rätsel des Eilandes um ein neues, die Forschung besonders anspornendes Problem bereicherte. Im Januar 1864, ein Jahr nach dem peruanischen Überfall, landete Frater Eugène Eyraud, um — zunächst ganz allein — in achtmonatiger mutiger Pionierarbeit die Christianisierung der Insulaner vorzubereiten. Was

kein Fremder vor ihm bemerkt hatte, was in keinem der früheren Berichte erwähnt ist, wurde ihm während seines langen Zusammenlebens mit den anfangs ziemlich feindselig gestimmten Eingeborenen offenbar: die Osterinsulaner, als einziges Volk der ganzen Südsee, besaßen eine Schrift. Auf langen hölzernen Tafeln verschiedenen Formates (die größten sind beinahe zwei Meter lang!) waren mit Obsidianspitzen oder Haifischzähnen in regelmäßigen Zeilen hieroglyphenartige, oft die beiderseitigen Flächen ausfüllende Zeichen eingeritzt, in denen sich vielfach die stark stilisierten Umrisse von Menschen, Tieren, Pflanzen, Gestirnen, von Lanzen, Rudern und sonstigen Gegenständen erkennen lassen, während andere schwerer zu erklären sind. Die aus Toromiro-, Bananen- oder Treibholz angefertigten Schrifttafeln verblüffen durch die auffallende Sorgfalt, durch die wundervolle Symmetrie und Genauigkeit ihrer Ausführung und lassen uns die Intelligenz dieser „Wilden" aufs neue bestaunen. Eine eigene, ein wahres Unikum bedeutende Schrift auf dieser einsamen Insel, — mußte man nicht annehmen, daß es wichtige Inhalte seien, die auf jenen Tafeln eingeritzt waren? Durfte man nicht hoffen, hier Aufschluß zu finden über die so dunkle Herkunft, über Schicksale und Wanderungen des merkwürdigen Volkes, und damit vielleicht wertvolle Anhaltspunkte zu erhalten für die in tiefes Dunkel gehüllte Vorgeschichte Polynesiens?
Die Wissenschaft hat sich eifrig bemüht, die spät entdeckten kostbaren Dokumente zu erschließen ... Das bedauerliche Zuspät, das über der Erforschung der Osterinselaltertümer waltete, tritt hier besonders fühlbar in Erscheinung. Die eifrigen Versuche neuerer Forscher, den altersschwachen Gehirnen der ältesten Eingeborenen noch in letzter Stunde etwas über Schreibweise und Inhalt der Tafeln zu entlocken, wirken wie ein spannender philologischer Roman. Man fühlt die Tantalusempfindungen der Forscher nach, welche der Lösung des Rätsels ganz nahe waren und merken mußten, daß sie für immer entschwand.

Als eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß derselbe Mann, der die Hieroglyphentafeln entdeckte, zugleich sein möglichstes getan hat, sie zu vernichten. Der gute Bruder Eyraud, kaum daß er die „sprechenden Hölzer" — so nannten die Insulaner die Tafeln — aufgefunden hatte, drang im frommen Bekehrungseifer darauf, daß diese heidnischen Dokumente dem Feuer übergeben würden. Die Devise „Incende, quod adorasti!" wurde denn auch von den neuen Christen so gründlich befolgt, daß man in vielen Hütten mit den ehedem geheiligten Tafeln das Herdfeuer unterhielt. Ein aufs Praktische gerichteter Insulaner entfernte zwar die sündhaften Bretter aus seinem Hause, zimmerte sich aber — das Holz ist rar auf Rapanui — ein Fischerboot daraus und hob, als das seltsame Fahrzeug aus den Fugen gegangen war, die Trümmer im Hohlraum eines Ahu bei Hanga Roa auf, um später ein neues Kanoe aus ihnen zu fertigen. Ein Stück davon wurde lange darauf von einem anderen Eingeborenen aufgefunden und gelangte durch ihn in die Hände des Amerikaners Thomson. Wie tief das Verbot der Missionare, sich noch fernerhin mit den Schrifttafeln abzugeben, in den Gemütern der Eingeborenen Wurzel faßte, und wie sehr dieser Umstand die Entzifferung der Hieroglyphen erschwerte, sollte, wie wir noch sehen werden, gerade Thomson deutlich verspüren. Die vier Missionsjahre 1864—68 genügten, um den reichen Tafelbestand der Insel bis auf einige Reste zu vertilgen und die Tradition der Schreib- und Lesekunst, die schon durch den peruanischen Gewaltstreich schwer bedroht worden war, fast völlig auszulöschen. Zwar scheinen die Patres später eingelenkt und zu retten versucht zu haben, was zu retten war; aber das meiste — wir müssen befürchten, das Älteste und Wichtigste — war bereits dahin, und nichts blieb übrig als achtzehn oder neunzehn zum Teil beschädigte und bruchstückhafte, heute über die ganze Erde verstreute Tafeln und ein paar mühsam erhorchte Erinnerungsreste in den Köpfen einiger alter Insulaner...



Statuen auf der Osterinsel

Daß die Rongo-Rongo-Tafeln nicht einzelne zusammenhanglose Worte, sondern fortlaufende Texte enthielten, erhellt deutlich aus dem Berichte Thomsons. Thomson hatte zuvor in Tahiti den Bischof Jaussen gesprochen und die in dessen Besitz befindlichen Tafeln photographiert. Als er nun auf Rapanui Nachfrage anstellte, wer von der seit dem peruanischen Überfall und dem Weggang der Mission arg zusammengeschrumpften Bevölkerung noch Rongo-Rongo lesen könne, wurde ihm der alte Ure Vaeiko genannt, ein hochbetagter, ziemlich unzugänglicher Patriarch, der angab, um 1860 herum in die Buchstabenkunst eingeweiht worden zu sein, und die meisten Zeichen zu verstehen behauptete. Als man ihn aber aufforderte, die beiden von der amerikanischen Expedition soeben angekauften Tafeln zu lesen, lehnte er dieses Ansinnen entschieden ab, weil die Missionare es verboten hätten. Das Erziehungswerk der eifrigen Patres, welche die Stätte ihres Wirkens längst wieder verlassen hatten, mußte tiefe Spuren in die Seele dieses Kannibalenenkels gedrückt haben; auch dann, als die Amerikaner ihm von Zeit zu Zeit Geld und Geschenke zuschickten, blieb er standhaft und erklärte mit größter Bestimmtheit, er sei ein alter Mann, der nicht mehr lange zu leben habe, und werde sich hüten, sein Seelenheil zu verscherzen. Ja, als man trotzdem weiter in ihn drang, entwich er in die Berge des Inselinnern, um ferneren Versuchungen zu entgehen und sich dort verborgen zu halten, bis die zudringlichen Fremdlinge wieder abführen. Die Lage war für Thomson im höchsten Grade peinigend. Die Zeit bis zur Abfahrt war nur noch kurz, eine letzte Gelegenheit, das Rätsel der vieldurchforschten Hieroglyphen aufzuhellen, schien zum Greifen nahe und drohte unwiederbringlich zu entschwinden. Zum Glück kam das Wetter der Philologie zu Hilfe. Schwere Regengüsse gingen nieder und nötigten den alten Ure Vaeiko, seine Hütte wieder aufzusuchen. Hier wurde er von Thomson und Mr. Salmon (dem einzigen damals auf der Insel weilenden Weißen, der die Rapanuisprache beherrschte und

den die Insel besuchenden Forschern wertvolle Dienste leistete) eines Abends im Schlaf überrascht und mit aller Energie gestellt. Den Nachstellungen eines amerikanischen Interviewers entgeht auf die Dauer selbst der Widerspenstigste nicht, und auch der Rongo-Rongo-Greis gab schließlich nach. Zwar schien er zunächst recht verdrossen und weigerte sich, die heidnischen Tafeln auch nur anzusehen. Als man ihm aber als Kompromiß vorschlug, wenigstens ein paar alte Überlieferungen vorzutragen, und tüchtig mit Alkohol nachhalf, taute er bald auf. In einem günstigen Augenblick zog Thomson die Photographien der in Bischof Jaussens Besitz befindlichen Tafeln hervor, die den Alten höchlich interessierten. Wie verblüffend genau waren hier die Kohau wiedergegeben, die er als junger Mann in den Händen gehalten hatte! Und wenn es schon eine Sünde war, die Tafeln selbst wieder anzufassen, — konnte es gleich die ewige Seligkeit kosten, wenn er die Photographien dieser Tafeln las, die noch dazu seinem geistlichen Oberhirten gehörten, dem guten Bischof von Tahiti? Dieses Argument brach den letzten Widerstand, die ganze Nacht hindurch rezitierte nun Ure Vaeiko fließend und ohne Zögern den Inhalt aller Tafeln, die man ihm vorlegte, von Anfang bis zu Ende, und Mister Salmon schrieb alles sorgfältig auf.

Aber ach, der scharf beobachtende Amerikaner merkte bald, daß der Alte die Tafeln nicht eigentlich las, sondern ihren angeblichen Inhalt offenbar aus dem Gedächtnis rezitierte. Der Fall lag diesmal also gerade umgekehrt wie bei Jaussens Metoro. Während in Metoros Interpretation Zahl und Art der Zeichen genau mit den vorgetragenen Worten übereinstimmte, der Text freilich sinnlos schien, gab Ure Vaeiko zwar sinnvolle und höchst interessante fortlaufende Texte, aber die Buchstaben stimmten augenscheinlich nicht recht zu den Worten, — ja, sogar als man dem Alten die Photographie einer anderen Tafel unterschob, „las" er ruhig weiter im bisherigen Text, ohne den Wechsel zu

bemerken. Daraufhin verdächtigte Thomson ihn des Betruges, ein Vorwurf, der den Alten ganz betroffen machte. Ure Vaeiko behauptete, er hätte alle Zeichen verstanden; aber als man einzelne Hieroglyphen kopierte, war er nicht imstande, ihre Bedeutung anzugeben. Nun setzte er des langen und breiten auseinander, daß er die Bedeutung der einzelnen Zeichen allerdings vergessen habe, die Tafeln aber an unverwechselbaren Merkmalen wiedererkennen und ihren von früher her fest eingeprägten Inhalt daraufhin mit Sicherheit wiedergeben könne. — Man tut gut, derartige Aussagen von Eingeborenen weder zu vertrauensvoll noch zu zweifelnd aufzunehmen. Ure Vaeiko hatte sich zwar eine Lesefertigkeit angemaßt, die er in Wirklichkeit nicht besaß; aber war er darum durchaus ein Betrüger, und verloren seine „Texte" nun allen Wert? Wenn seine Texte nicht die von Rongo-Rongo-Tafeln gewesen wären, hätte er sich schwerlich so lange und so entschieden geweigert, das Rongo-Rongo-Verbot der Patres zu übertreten; es war auch durchaus möglich, daß er einzelne Tafeln richtig wiedererkannte und ihren Inhalt wiedergab, so wie ja auch wir auf den bloßen Anblick eines uns von früher her bekannten Buches hin seinen Inhalt anzugeben vermögen. Hatte doch jede der Tafeln ihren eigenen Namen („Apai", „Atua Matariri" u. dgl.), dessen Nennung in dem mit der Überlieferung vertrauten Osterinsulaner sogleich die Erinnerung des Textes wiedererweckte wie der Titel eines Gedichtes.

Aus dem Buche „Die Osterinsel"

Karl Scheffler / Der einsame Deutsche

Lautes Selbstgefühl im Glück und melancholische Selbstquälerei im Unglück: das eine wie das andere ist ein deutscher Wesenszug. Ein Äußerstes hier wie dort. Dazwischen aber entsteht die Un-

treue gegen sich selbst — eine Untreue, mit so vielen Opfern ruhigen Glücks erkauft, daß sie tiefere Bedeutung haben, daß sie Treue zu etwas anderem sein muß: Treue zum Schicksal.
Niemals schilt der Amerikaner, der Engländer, der Franzose sein Land. Er mag Regierungen grollen und stürzen, niemals aber setzt er sein Volk herab. Der Deutsche tut es unablässig. Mutter Deutschland hat Unzufriedenheit in sein Gemüt gelegt und duldete es, daß die Unzufriedenheit sich gegen sie selbst richtet. Das ist abscheulich. Doch ist in dieser Abscheulichkeit eine eigene Art von Gottesfurcht.
Deutscher sein, das heißt unruhig in sich selbst sein, es heißt, in dieser Unruhe maßlos werden. Warum führten unsere großen Männer von je Worte im Munde von Vollkommenheit und Harmonie, Maß und Sophrosyne, warum haben sie, die Gotiker, sehnsüchtiger als alle anderen Europäer das Land der Griechen mit der Seele gesucht, warum haben sie sich so leidenschaftlich in das Abenteuer des Idealismus gestürzt? Weil die Deutschen vom Gleichmaß so weit entfernt sind, weil ein Dualismus sie ewig peinigt, weil sie die Peitsche eines kategorischen Imperativs wollen. Und warum brauchen sie, Flagellanten gleich, diese Peitsche? Weil sie für das, was sie aufopfern, eine Welt der reinen Idee brauchen.
Beständig sucht der Deutsche die Form, immer wieder sprengt er aber auch die gefundene mit Ungeduld. Dienend, leidend entwickelt er höchste Geduld, in dem Wortsinne, daß er zu dulden weiß; herrschend aber greift er von einem zum andern. Diese Unrast ist seine Genialität. Kein Volk fällt so von einer Anstrengung in die andere, von einem Extrem ins andere.
Mutter Deutschland aber blickt mit Sibyllenlächeln auf ihre durch Himmel, Welt und Hölle ruhelos schweifenden Kinder, auf alle, ob sie ihr nun Segenswünsche sprechen oder ihr fluchen. In ihrem Antlitz ist das selige Leidenslächeln der Madonna und das Grausen der Meduse. „Alldulden, gleich der schweigenden Mut-

ter Erde, und allverkannt, wenn schon aus ihrer Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."

Deutsche haben, unmittelbar nach dem längsten und erschöpfendsten aller Religionskriege, eine Kunst der Musik erst wahrhaft geschaffen. Sie, die weder richtig singen noch pfeifen können, die nicht tanzselig und, so obenhin betrachtet, unmusikalisch sind, haben gemacht, daß die Seele der Menschheit mit einem neuen Organ sprechen kann, haben eine Kunstform gebildet, die zum Größten gehört, was den Menschen an Formen des Geistes gelungen ist. Aus provinzieller Enge wuchs Göttliches.

Dann hat sich der Deutsche nach einer ganz anderen Richtung gewandt. Er wurde spartanisch, stellte Pflichtgesetze auf, warf sich auf die Erziehung und entdeckte den Militarismus. Den bildete er mit allen Kräften aus, übersteigerte ihn, mechanisierte mit seiner Hilfe die ganze Nation und machte sie furchtbar. Als sein Militarismus dann zusammenbrach, warf der Deutsche ihn verächtlich hin. Alles oder nichts!

Eines Tages kam es den Deutschen, die bis dahin ein Agrarvolk gewesen waren, in den Sinn, sie müßten eine Industrie haben. Und in wenigen Jahrzehnten hatten sie eine, hatten sie so vielseitig und leistungsfähig, daß sie zur Wirtschaftsgefahr für benachbarte Industrieländer wurde, daß der Weltneid erwachte und nicht ruhte, bis dem Riesenerfolg der Weltkrieg erklärt worden war.

Künftigen Feinden die Waffen schmieden: das ist deutsch. Deutsch ist es auch, die Heimat abenteuerlüstern hinter sich lassen, in der Fremde die Mutter vergessen, verleugnen, in anderer Völker Wesen aufgehen – und dort Samen pflanzen. Deutsch ist es, alle Schlagbäume in die Höhe zu werfen, wenn von draußen der Geist Einlaß begehrt, und dann das Fremde mit einer Hingabe zu lieben, daß der eigene Charakter in Gefahr gerät. Weitherzigkeit und Unendlichkeit hat der Deutsche von der Mutter im Blut. Aber auch die Gegenkraft: einen Eigensinn, dem die große Idee

zur fixen Idee wird. Das können die Fremden nicht verstehen. Ein englisches oder französisches Talent dritten Ranges genießt mehr Weltruhm als ein deutsches Genie erster Ordnung. Man kann den Deutschen draußen nicht fassen, weil keiner, nicht einmal ein Deutscher, sagen kann: so ist der Deutsche, weil die Formen immer wieder die Form in Frage stellen, weil Deutschland immerfort wird und niemals ist.

Diesem schwersten aller Völkerschicksale gewachsen sein: das ist die Aufgabe. Die Einsamkeit in der Welt und im eigenen Volk ertragen lernen: das ist der Sieg. Schwindelfrei, wie die geflügelte Göttin auf der Kugel, das Ganze überschauen, den Graus der Geschichte mit derselben Gefaßtheit und ehrfürchtigen Neugier erleben, wie er in besseren Zeiten nur gedacht worden ist, an die Weltmission deutscher Problematik, an die höhere Sittlichkeit scheinbarer Charakterlosigkeit, an die Kraft in der Schwäche glauben, und alles das tätig tun, jeden Tag für verloren halten, an dem nicht irgend etwas getan worden ist: das ist, das sei das irdische Glück des in der Welt und im eigenen Lande einsamen Deutschen.

Aus dem Essayband „Zeit und Stunde“

Sherwood Anderson / Die Tür der Falle

Winifred Walker war über gewisse Dinge durchaus im klaren. Sie begriff, daß ein Mann, den man hinter Gitterstäbe gesetzt hat, sich im Gefängnis befindet. Ehe war für sie – Ehe.

Auch für Hugh Walker, ihren Mann, war sie das, wie er durch Erfahrung merkte. Aber damit begriff er es immer noch nicht. Es wäre wohl besser für ihn gewesen, wenn er es begriffen hätte, denn dann hätte er vielleicht schließlich – sich selbst gefunden. Aber er begriff es, wie gesagt, nicht. Nach seiner Verheiratung

glitten fünf oder sechs Jahre vorüber wie die Schatten windbewegter Bäume, die an einer Wand ihr Spiel treiben. Er war wortkarg und ging umher wie in einer Betäubung. Jeden Morgen und jeden Nachmittag, tagein, tagaus, sah er seine Frau. Hier und da regte sich ein Gefühl in ihm, und er küßte sie. Drei Kinder wurden geboren. Er gab Mathematikunterricht an dem kleinen College der Stadt Union Valley, Illinois. Und wartete.

Worauf? Er begann sich selbst diese Frage vorzulegen. Zuerst klang sie schwach, wie ein Echo, in sein Bewußtsein. Bald aber wich sie nicht mehr von ihm. „Ich verlange Antwort", schien sie zu sagen. „Lauf nicht so stumpf durchs Leben. Richte deine Aufmerksamkeit auf mich."

Hugh wanderte durch die Straßen der kleinen Stadt in Illinois. „Na ja, ich bin eben verheiratet. Ich habe Kinder", murmelte er vor sich hin.

So kam er vor seinem Hause an. Er war nicht darauf angewiesen, von seinem Gehalt als Lehrer an dem kleinen College zu leben; so besaß er denn ein ziemlich geräumiges und behaglich eingerichtetes Haus. Es waren zwei schwarze Dienerinnen da; die eine gab auf die Kinder acht, die andere kochte und besorgte die Hausarbeit. Die Kinderfrau hatte die Gewohnheit, ganz zart und leise schwermütige Negerlieder zu singen. Zuweilen blieb Hugh an der Haustür stehen und lauschte. Durch die Glasscheibe der Tür konnte er in den Raum blicken, wo seine Familie beisammen war. Zwei der Kinder spielten auf dem Fußboden mit Bauklötzen. Seine Frau nähte. Die alte Negerin saß in einem Schaukelstuhl und hielt das jüngste Kind, noch ein Säugling, im Arm. Der ganze Raum schien im Zauberbanne der sanft singenden Stimme. Auch Hugh fühlte sich gebannt. Er stand stumm und wartete. Die Stimme trug ihn weit hinweg, irgendwohin — in Wälder, am Rande sumpfiger Gewässer dahin. Es formte sich kein ganz klarer Gedanke in ihm. Er hätte viel darum gegeben, wenn er zu klarer Bestimmtheit fähig gewesen wäre.

Er betrat das Haus. „Da bin ich also", sagte es in ihm. „Da bin ich. Dies ist mein Haus, dies sind meine Kinder."
Er betrachtete Winifred, seine Frau. Sie war in den Jahren der Ehe ein wenig plump geworden. „Vielleicht macht sich die Mutterschaft bei ihr geltend. Sie hat drei Kinder gehabt", dachte er.
Die singende alte Negerin ging hinaus und nahm das jüngste Kind mit. Hugh und Winifred führten ein Gespräch in Bruchstücken. „Wie ists dir heute ergangen, Schatz?" fragte sie.
„Gut", antwortete er.
Wenn die beiden größeren Kinder in ihr Spiel vertieft waren, konnte er ungehindert seinen Gedanken nachhängen. Seine Frau störte ihn niemals, aber die Kinder kamen zuweilen gerannt, um ihn zu zerren und zu zausen. Am Frühabend, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, gab es keine störenden Eindrücke, die unter die Oberfläche seines Wesens und Bewußtseins drangen. Ein Kollege vom College kam mit seiner Frau zu Besuch, oder er besuchte seinerseits mit Winifred irgendeinen Nachbarn. Man redete dies und das. Auch wenn sie beide, er und Winifred, allein daheim waren, redeten sie dies und das. „Die Fensterläden fangen an sich zu lockern", sagte sie. Das Haus war alt und hatte grüne Läden. Sie lockerten sich fortwährend und schlugen nachts mit laut krachendem Gepolter in ihren Angeln hin und her.
Hugh antwortete irgend etwas darauf; zum Beispiel, er würde die Läden durch einen Zimmermann in Ordnung bringen lassen. Dann schweiften seine wandernden Gedanken ab, hinweg von seiner Frau, hinaus aus dem Hause, in andere Bezirke. „Auch ich bin ein Haus, und meine Läden sind locker", sagte es in ihm. In seiner Vorstellung sah er sich selbst als ein Wesen, das in einer einengenden Hülle lebte und sich daraus zu befreien versuchte. Um eine ablenkende Unterhaltung zu vermeiden, nahm er ein Buch zur Hand und tat, als läse er. Als auch seine Frau zu lesen begann, beobachtete er sie scharf und mit gespannter Eindringlich-

keit. So und so war ihre Nase, so und so waren ihre Augen. Eine bestimmte kleine Handbewegung war ihr eigen: wenn sie in die Seiten eines Buches vertieft war, hob sie langsam die Hand, berührte damit die Wange – ließ sie wieder sinken. Ihr Haar war nicht sonderlich gut gepflegt. Seitdem sie verheiratet war und Kinder hatte, gönnte sie ihrem Körper nicht mehr viel Pflege. Wenn sie las, sackte er lässig im Stuhl zusammen. Er wurde ein wenig unförmig. Sie hatte ihr Rennen gelaufen.

So umspielten Hughs Gedanken ständig die Gestalt seiner Frau, aber sie kamen ihr niemals wirklich ganz nahe. Mit seinen Kindern erging es ihm ebenso. Zuweilen, aber nur einen einzigen Augenblick lang, waren sie ihm lebendige Wesen, so lebendig wie sein eigener Leib. Dann aber schienen sie lange Zeit hindurch in große Ferne entrückt, wie die leise singende Stimme der Negerin.

Seltsamerweise war die Negerin für ihn immer etwas ganz Wirkliches. Es bestand so etwas wie ein stummes Einverständnis zwischen ihm und der Negerin. Sie befand sich außerhalb seines Lebenskreises. Er konnte sie betrachten, wie man einen Baum betrachtet. Zuweilen, abends, wenn er mit dem Buche in der Hand dasaß und tat, als läse er, und wenn sie die Kinder oben im Hause zu Bett gebracht hatte, ging die alte schwarze Frau leise durch das Zimmer, auf dem Wege zur Küche. Dabei sah sie nicht Winifred an, sondern Hugh. Ihm war, als sähe er ein seltsames, sanftes Licht aus ihren alten Augen leuchten. „Ich verstehe dich, mein Sohn", schienen die Augen zu sagen.

Hugh war entschlossen, Ordnung in sein Leben zu bringen, wenn er es irgend vermochte. „Also – ans Werk!" sagte er, als redete er zu einer dritten Person im Zimmer. Er hatte das ganz bestimmte Gefühl, daß eine dritte Person da war und daß diese dritte Person in ihm selbst, in seinem Körper steckte. Er richtete das Wort an sie.

„Also — da ist die Frau, dies Menschenkind, das ich geheiratet habe. Sie hat etwas Abgeschlossenes an sich, etwas Erfülltes", sagte er, als redete er laut. Zuweilen war es ihm in der Tat, als hätte er laut gesprochen, und er warf einen raschen, scharfen Blick auf seine Frau. Aber sie las weiter, in ihr Buch vertieft. „So wird es auch wohl mit ihr stehen", fuhr er fort. „Sie hat die Kinder — die Kinder da gehabt. Sie sind vollendete Tatsachen für sie. Aus ihrem Körper sind sie hervorgegangen, nicht aus meinem. Ihr Körper hat etwas geleistet. Nun ruht er aus. Wenn sie ein bißchen auseinanderfließt, so ist das durchaus in der Ordnung."

Er stand auf, murmelte irgendeine belanglose Entschuldigung und verließ Zimmer und Haus. Schon in seinen Jünglings- und jungen Mannesjahren war er oft lange Zeit hindurch ziellos irgendwohin über Land gewandert; es überkam ihn wie Anfälle einer in gewissen Zeitabständen wiederkehrenden Krankheit, aber es hatte geholfen. Diese Wanderungen brachten zwar keine Lösung, aber sie ermüdeten den Körper, und wenn er körperlich müde war, konnte er schlafen. Nach vielen Tagen des Wanderns und Schlafens trat ein Ereignis ein. Das Empfinden für die Wirklichkeit des Lebens war in ihm auf eine wunderliche Art wiederhergestellt. Irgendein belangloser Vorfall gab den Anlaß. Etwa so: Ein Mann, der auf der Straße vor ihm herging, warf einen Stein nach einem Hunde, der bellend aus einem Farmhause gerannt kam. Das geschah vielleicht abends und in einer sanft gewellten Hügellandschaft, die Hugh gerade durchwanderte. Plötzlich kam er auf die Höhe eines Hügels und hatte freien Ausblick. Vor ihm senkte sich der Weg und verlief in die Finsternis, aber wenn er sich nach Westen wandte, sah er, Felder überblickend, ein Farmhaus liegen. Die Sonne war untergegangen, aber noch glomm ein schwaches Leuchten am westlichen Horizont. Eine Frau kam aus dem Farmhause und ging zu einer Stallung. Er konnte ihre Gestalt nicht deutlich erkennen.

Es schien, als trüge sie etwas — jedenfalls einen Milchkübel; sie wollte im Stall eine Kuh melken.
Der Mann auf der Straße, der den Stein nach dem Hunde geworfen hatte, wandte sich und bemerkte Hugh. Er schämte sich ein wenig, weil er vor dem Hunde Angst gehabt hatte. Einen Augenblick sah es aus, als wollte er warten und Hugh ansprechen, dann aber übermannte ihn die Verlegenheit, und er ging eilends weiter. Er war ein Mann in mittleren Jahren, nun aber sah er ganz plötzlich und überraschend wie ein Junge aus.
Auch die undeutliche Gestalt der Frau, die zu der fernen Stallung ging, machte halt und blickte zu Hugh herüber. Es war unmöglich, daß sie ihn gesehen hatte. Sie trug ein weißes Kleid, und ihr Körper stand in schattenhaftem Umriß vor dem schwärzlichen Grün der Bäume im Obstgarten. Noch immer stand sie und blickte herüber, und ihm war es, als sähe sie ihm gerade in die Augen. Er hatte das sonderbare Gefühl, als wäre sie durch eine unsichtbare Hand emporgehoben und unmittelbar vor ihn hingestellt worden. Und er meinte um ihr ganzes Leben in allen Einzelheiten zu wissen, ebenso wie um das Leben des Mannes, der den Stein nach dem Hunde geworfen hatte.
In seinen jungen Jahren hatte Hugh, wenn ihm das Leben entglitt und zerrann, endlose Wanderungen gemacht, bis ihm mehrere derartige Erlebnisse widerfahren waren; dann war plötzlich alles in Ordnung mit ihm, und er konnte wieder arbeiten und unter Menschen leben.
Nach seiner Verheiratung ging er, wenn er einen solchen Abend daheim verbracht hatte, ebenfalls fort und schlug einen schnellen Schritt an, sobald das Haus hinter ihm lag. So rasch er es nur irgend vermochte, verließ er die Stadt und eilte auf einer Straße dahin, die über die weite, in wellenförmigen Erhebungen sich dehnende Prärie führte. „Ich kann jetzt natürlich nicht mehr ganze Tage umherlaufen, wie ich es früher getan habe“, dachte er. „Es sind da gewisse Tatsachen in meinem Leben, und ich

muß den Tatsachen ins Gesicht sehen. Winifred, meine Frau, ist eine Tatsache, und meine Kinder sind Tatsachen. Ich muß die Hände auf Tatsachen legen. Ich muß für sie und mit ihnen leben. Das ist die Art, wie die Menschen ihr Leben zu führen haben."

Hugh verließ das Städtchen und kam auf eine Landstraße, die zwischen Maisfeldern dahinlief. Er war ein Mann von athletischem Körperbau und trug weite, lose anliegende Kleidung. Zerstreut und in wirren Gedanken ging er dahin. Zwiespalt war in ihm; er fühlte sich als Mann, fähig, seinen Platz im Leben auszufüllen — und fühlte sich zugleich unfähig und hilflos.

Die Landschaft dehnte sich nach allen Richtungen in offener Weite. Es war immer schon dunkel, wenn er solche Wanderungen machte, und er konnte nichts unterscheiden, aber die Empfindung der Weite war immer lebendig in ihm. „Alles schreitet unablässig fort, nur ich stehe still", dachte er. Seit sechs Jahren gab er nun schon Unterricht an dem kleinen College. Da waren junge Männer und Mädchen in einen Raum gekommen, und er hatte sie unterrichtet. Aber das bedeutete nichts. Es war ein Spiel mit Worten und Zahlen gewesen. Es war ein Bemühen gewesen, geistige Kräfte zu wecken.

Mit welchem Sinn?

Das war die alte Frage, die immer wiederkam, immer Antwort forderte, wie ein kleines Tier, das sein Futter verlangt. Hugh versuchte es gar nicht mehr, zu antworten; er gab es auf. Er wanderte mit schnellem Schritt und suchte sich körperlich zu ermüden. Er zwang seine Aufmerksamkeit zur Beschäftigung mit kleinen Dingen, um die großen Fernen zu vergessen. Eines Abends bog er von der Straße ab und umwanderte ein ganzes Maisfeld. Er zählte die Halme auf jedem Maishaufen und berechnete danach die Zahl der Halme auf einem ganzen Felde. „Es muß ungefähr zwölfhundert Bushels Mais tragen, das Feld da", sagte er zu sich selbst, als ob die Frage für ihn Bedeutung hätte.

Er zupfte eine kleine Handvoll Fasern aus einem Kolben und spielte damit. Er versuchte sich daraus einen gelben Schnurrbart zu formen. „Da wäre ich erst ein Kerl, wenn ich so einen netten gelben Schnurrbart hätte", dachte er.
Eines Tages in seinem Klassenzimmer begann Hugh plötzlich mit einer neuen Anteilnahme auf seine Schüler zu blicken. Ein junges Mädchen hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Sie saß neben dem Sohne eines in Union Valley wohnenden Kaufmannes, und der junge Mann schrieb etwas auf die Rückseite eines Heftes. Sie sah hin und wandte dann den Kopf weg. Der junge Mann wartete.
Es war Winter, und der Sohn des Kaufmannes hatte das Mädchen gebeten, mit ihm zum Schlittschuhlaufen zu gehen. Aber das wußte Hugh nicht. Er fühlte sich plötzlich alt. Als er an das Mädchen eine Frage richtete, geriet sie in Verwirrung. Ihre Stimme zitterte.
Nach Schluß des Unterrichts geschah etwas Unerwartetes. Hugh forderte den Kaufmannssohn auf, einen Augenblick zurückzubleiben; als er dann mit dem jungen Manne allein war, übermannte ihn jäh die Wut. Aber seine Stimme klang kalt und klar. „Junger Mann," sagte er, „Sie kommen nicht hierher, um Ihre Hefte zu verschmieren und ihre Zeit zu verplempern. Wenn ich dergleichen noch einmal sehe, werde ich etwas tun, worauf Sie nicht gefaßt sind. Ich werfe Sie aus dem Fenster. Merken Sie sich das!"
Hugh machte eine abschließende Handbewegung, und der junge Mann verließ bleich und stumm das Zimmer. Hinterher war es Hugh miserabel zumute. Mehrere Tage lang dachte er über das Mädchen nach, das ganz zufällig seine Aufmerksamkeit erregt hatte. „Ich will sie kennen lernen. Ich will ihr Wesen erforschen", dachte er.
Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Lehrer am College in Union Valley ihre Schüler zu sich ins Haus zogen. So beschloß

Hugh, das Mädchen in sein Haus zu laden. Er dachte mehrere Tage daran. Schließlich traf er sie an einem Spätnachmittag; sie ging vor ihm her den Weg von der Anhöhe, auf der das Schulgebäude stand, hinab.

Das Mädchen hieß Mary Cochran. Sie war erst vor wenigen Monaten auf die Schule gekommen, aus einem Städtchen namens Huntersburg, Illinois, das ohne Zweifel Union Valley aufs Haar glich. Hugh wußte weiter nichts von ihr, als daß ihr Vater tot war — vielleicht auch ihre Mutter. Er beschleunigte den Schritt, um sie einzuholen. „Miß Cochran!" rief er und merkte überrascht, daß seine Stimme ein wenig zitterte. „Warum bin ich denn so versessen darauf?" fragte er sich.

Nun begann ein neues Leben im Hause Hugh Walkers. Es tat dem Manne wohl, jemanden im Hause zu haben, der nicht unmittelbar zu ihm gehörte; und Winifred Walker und die Kinder nahmen die Anwesenheit des Mädchens als gegebene Tatsache hin. Ja, Winifred lud sie dringend zum Wiederkommen ein. So kam sie denn mehrmals in der Woche.

Es gefiel Mary Cochran ausgezeichnet, in einer Familie zu verkehren, wo Kinder waren. An Winternachmittagen zog sie mit einem Schlitten zu einer kleinen Anhöhe in der Nähe des Hauses und nahm die beiden Jungen mit. Fröhliches Rufen erklang. Mary Cochran zog den Schlitten auf die Anhöhe, die Kinder folgten. Dann sausten sie alle miteinander hinab.

Das rasch zum Weibe heranreifende Mädchen verkehrte mit Hugh auf eine Art, die deutlich zeigte, daß er in ihrem Leben keinerlei Rolle spielte. Sie und der Mann, der eine so plötzliche und tiefe Anteilnahme für sie gefaßt hatte, wußten einander wenig zu sagen, und Winifred Walker hatte Mary Cochran als Beigabe zum Haushalt hingenommen, ohne Fragen zu stellen. Oft ging sie nachmittags, wenn die beiden Negerinnen beschäftigt waren, weg und ließ die größeren Kinder unter Marys Obhut.

An Spätnachmittagen gingen Hugh und Mary zuweilen miteinander vom College heim. Im Frühjahr arbeitete er in dem verwilderten Garten. Es war darin umgegraben und gepflanzt worden, aber er nahm Hacke und Harke und machte sich allerlei zu schaffen. Die Kinder spielten mit Mary vorm Hause. Hugh hatte keinen Blick für die Kinder; er sah nur das Mädchen an. „Sie ist einer von den Menschen, mit denen ich lebe, mit denen ich nach Meinung der Leute arbeite", dachte er. „Aber sie gehört nicht mir; insofern steht es anders mit ihr als mit Winifred und den Kindern da. Ich könnte zu ihr gehen, ihre Finger berühren, sie betrachten — dann weggehen und sie niemals wiedersehen."
Der Gedanke tat ihm wohl in seiner zerrissenen Stimmung. Abends, bei seinem gewohnten Ausgang, war wohl wieder das stete Gefühl der Ferne in ihm mächtig, aber es trieb ihn nicht, weiter und immer weiter zu wandern, stundenlang wie ein halb Verrückter zu rennen, sich zu quälen, als gälte es, eine undurchdringliche Mauer zu durchbrechen.
Er dachte an Mary Cochran. Sie kam aus einem Landstädtchen. Sie war wie Millionen andere amerikanische Mädchen — genau so. Er grübelte, was wohl in ihr vorgehen mochte, wenn sie in seinem Unterrichtszimmer saß, neben ihm durch die Straßen von Union Valley ging, mit den Kindern im Hofe neben dem Hause spielte.
An einem Winternachmittag, als es schon stark dämmerte und Mary mit den Kindern im Hofe einen Schneemann baute, ging er nach oben und stand oben im Dunkeln am Fenster. Er sah die schlanke, straffe Gestalt des Mädchens, schattenhaft in dem trüben Licht, und sah ihre raschen Bewegungen. „Ja, ihr ist noch nichts geschehen. Vielleicht wird etwas aus ihr — vielleicht auch nicht. Sie ist wie ein junger Baum, der noch keine Frucht getragen hat", dachte er. Dann ging er in sein Zimmer und saß lange im Finstern. An jenem Abend dehnte er seinen gewohnten Spaziergang nicht lang aus, sondern kehrte sehr bald heim und ging in sein Zimmer. Er schloß sich ein. Unbewußt wollte er verhindern,

daß Winifred kam und ihn in seinen Gedanken störte. Das tat sie zuweilen.
Tagaus, tagein las sie Romane. Sie las die Romane von Robert Louis Stevenson. Wenn sie damit fertig war, fing sie wieder von vorn an.
Zuweilen kam sie nach oben, stand an der Tür und redete. Sie erzählte ihm irgendeinen Vorfall, berichtete eine altkluge Äußerung, die eines der Kinder unerwarteterweise von sich gegeben hatte. Manchmal kam sie auch ins Zimmer und löschte das Licht. Am Fenster stand ein Diwan. Sie setzte sich auf den Rand des Diwans. Eine Veränderung ging mit ihr vor. Es war wieder, wie es vor der Hochzeit gewesen war. Neues Leben kam in ihren Körper. Er setzte sich zu ihr, sie streckte die Hand aus und berührte sein Gesicht.
Heute abend wollte Hugh dergleichen nicht. Er stand einen Augenblick im Zimmer, schloß dann die Tür auf und trat an die Treppe. „Sei leise, wenn du heraufkommst, Winifred. Ich habe Kopfweh und will versuchen zu schlafen", log er.
Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war und sich wieder eingeschlossen hatte, fühlte er sich in Sicherheit. Er entkleidete sich nicht, sondern warf sich auf den Diwan und löschte das Licht.
Er dachte an Mary Cochran, die Schülerin, aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß es auf eine ganz unpersönliche Art geschah. Sie war für ihn dasselbe wie die Frau, die er im Hügellande zum Melken gehen sah, damals, als er ein junger Bursche war und kreuz und quer das Land durchstreifte, um die in ihm brennende Rastlosigkeit zu löschen. Sie war in seinem Leben dasselbe wie der Mann, der den Stein nach dem Hunde warf.
„Ja, sie ist noch unfertig; sie ist wie ein junger Baum", wiederholte er in Gedanken. „So geht es mit den Menschen. Sie entwachsen der Kindheit ganz plötzlich. So wird es auch mit meinen Kindern gehen. Meine kleine Winifred, die jetzt noch nicht sprechen kann, wird plötzlich ein Mädchen wie diese Mary sein. Ich habe

Mary Cochran nicht aus irgendeinem bestimmten Grunde zum Gegenstand meines Nachdenkens erwählt. Durch eine unbekannte Ursache war ich dem Leben entrückt, und sie hat mich ihm wieder nahegebracht. Das hätte ebensogut durch etwas anderes geschehen können — durch ein Kind, das auf der Straße spielte, durch einen alten Mann, den ich die Treppe hinansteigen und in ein Haus gehen sah. Sie gehört mir nicht. Sie wird eines Tages meinen Blicken entschwinden. Winifred und die Kinder aber werden bleiben, immer, und ich werde bleiben — immer. Wir sind eingekerkert durch die Tatsache, daß wir zueinander gehören. Diese Mary Cochran ist frei — oder richtiger: sie ist frei, soweit unser Kerker hier in Frage kommt. Ohne Zweifel wird sie sich nach einer gewissen Zeit ihren eigenen Kerker bauen, aber dann werde ich nichts damit zu schaffen haben."

Als Mary Cochran drei Jahre lang das College in Union Valley besucht hatte, war sie beinahe ein fester Bestandteil des Walkerschen Haushalts geworden. Noch immer kannte sie Hugh nicht. Aber sie kannte die Kinder besser als er, vielleicht gar besser als die eigene Mutter. Im Herbst zog sie mit den Jungen in die Wälder, um Nüsse zu suchen. Im Winter lief sie mit ihnen auf einem kleinen Teich in der Nähe des Hauses Schlittschuh.

Winifred nahm ihre Anwesenheit hin, wie sie alles hinnahm: die Dienste der beiden Negerfrauen, die Geburt der Kinder, das schweigsame Wesen ihres Gatten.

Und dann barst Hughs Schweigsamkeit, die während seines ganzen Ehelebens gewährt hatte, jäh und unerwartet entzwei. Er ging an jenem Tage mit einem Deutschen heim, der am College den Lehrstuhl für lebende Sprachen innehatte, und geriet mit ihm in einen heftigen Streit. Er blieb auf der Straße stehen und redete auf die Leute ein. Als er sich dann im Garten zu schaffen machte, pfiff und sang er.

Eines Nachmittags im Herbst kam er nach Hause und fand die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt. Die Kinder spielten



am Fußboden, die Negerin saß am Fenster, hielt das Jüngste im Arm und summte leise eines ihrer Negerlieder. Auch Mary Cochran war da. Sie las in einem Buche.
Hugh ging geradeswegs auf sie zu und sah ihr über die Schulter. In diesem Augenblick kam Winifred ins Zimmer. Er tat einen heftigen Griff und riß dem Mädchen das Buch aus der Hand. Sie sah ihn erschrocken an. Mit einem Fluch warf er das Buch ins Feuer, das im offenen Kamin hinter einem Gitter brannte. Eine Flut von Worten brach aus ihm hervor. Er verwünschte Bücher und Menschen und Schulen. „Zum Teufel mit dem ganzen Krempel!" sagte er. „Warum müssen Sie das Leben aus Büchern kennen lernen? Was treibt Sie dazu? Was treibt die Leute, über das Leben zu spintisieren? Warum leben sie nicht lieber? Warum können sie das Bücherlesen und Tifteln und Zurschulelaufen nicht bleiben lassen?"
Er wandte sich und sah seine Frau an, die ihn mit einem sonderbar unsicheren und doch starren Blick betrachtete. Die alte Negerin stand auf und ging rasch hinaus. Die beiden größeren Kinder fingen an zu weinen. Hugh fühlte sich kreuzunglücklich. Er sah bald das erschrockene Mädchen, das auch Tränen in den Augen hatte, bald seine Frau an. Seine Finger zerrten nervös an seinem Rock. Den beiden Frauen kam er in diesem Augenblick wie ein Junge vor, den man beim Mausen in der Speisekammer erwischt hat. „Ich habe mal wieder einen von meinen verrückten Wutanfällen", sagte er und sah seine Frau an, aber seine Worte waren in Wirklichkeit an das Mädchen gerichtet. „Aber ich meine es ernster, als es jetzt wohl den Anschein hat. Nicht Ihr Buch war es, was mich aufbrachte — es war etwas anderes. Ich sehe so vieles, was im Leben geleistet werden kann, und ich leiste so wenig."
Er ging nach oben in sein Zimmer und war verwundert über sich selbst. Warum hatte er die beiden Frauen belogen, warum belog er sich selbst immer wieder?

Ja — belog er sich denn? Er mühte sich, die Frage zu beantworten, aber er vermochte es nicht. Es ging ihm wie einem, der im Dunkeln über einen Korridor tappt und an eine türlose Wand gerät. Das alte Verlangen, dem Leben zu entlaufen, sich körperlich zu erschöpfen, packte ihn wieder wie ein irrer Trieb.
Lange stand er in seinem Zimmer im Dunkeln. Die Kinder hörten auf zu weinen, und es wurde wieder still im Hause. Er hörte die ruhige Stimme seiner Frau; gleich darauf fiel die Hintertür mit einem Knall ins Schloß: Mary Cochran war gegangen.
Dann ging das häusliche Leben seinen Gang. Nichts geschah. Hugh aß stumm seine Mahlzeit und unternahm danach einen langen Spaziergang. Zwei Wochen lang kam Mary Cochran nicht ins Haus, dann traf er sie eines Tages in den Anlagen beim College. Sie hatte jetzt keinen Unterricht mehr bei ihm. „Bitte, meiden Sie unser Haus nicht, weil ich so grob war", sagte er. Das Mädchen wurde rot und antwortete nicht; aber als er nachmittags heimkam, war sie im Hofe am Hause und spielte mit den Kindern. Er begab sich sogleich auf sein Zimmer. Ein hartes Lächeln erschien einen Augenblick auf seinem Gesicht. „Sie ist ganz und gar nicht mehr wie ein junger Baum. Jetzt ist sie beinahe schon wie Winifred. Es ist fast, als gehörte sie hierher, als gehörte sie zu mir und meinem Leben", dachte er.

Mary Cochrans Besuche im Walkerschen Haushalt fanden ein höchst plötzliches Ende. Eines Abends, als Hugh in seinem Zimmer war, kam sie mit den beiden Jungen nach oben. Sie war zum Essen dageblieben und brachte nun die Jungen zu Bett. Das war ein Vorrecht, auf das sie Anspruch erhob, wenn sie zum Dinner blieb.
Hugh war sogleich nach dem Essen eiligst auf sein Zimmer gegangen. Er wußte, wo seine Frau war. Sie saß unten bei der Lampe und las in einem der Bücher von Robert Louis Stevenson.

Lange Zeit hörte Hugh die Stimmen seiner Kinder aus dem oberen Stockwerk. Dann trat das Ereignis ein.
Mary Cochran kam die Treppe herab, die an der Tür seines Zimmers vorüberführte. Sie blieb stehen, kehrte um und ging wieder nach oben, in das Zimmer der Kinder. Hugh stand auf und trat auf den Korridor hinaus. Sie war wieder zu den Kindern gegangen, weil sie plötzlich das heftige Verlangen spürte, Hughs Ältesten, der damals neun Jahre alt war, zu küssen. Sie betrat das Zimmer auf Zehenspitzen und betrachtete lange die beiden Jungen, die eingeschlafen waren und von ihrer Anwesenheit nichts merkten. Dann trat sie leise ans Bett und küßte den ältesten ganz sanft. Als sie das Zimmer verließ, stand Hugh draußen im Dunkeln und erwartete sie. Er faßte ihre Hand und führte sie die Stufen hinab in sein Zimmer.
Sie stand furchtbare Angst aus, und diese Angst erweckte in ihm ein seltsames Gefühl der Freude. „Jaja," sagte er, „Sie können noch nicht verstehen, was jetzt hier geschehen wird, aber der Tag wird kommen, wo Sie es verstehen. Ich werde Sie küssen, und dann werde ich Sie bitten, dies Haus zu verlassen und nie mehr wiederzukommen."
Er nahm sie fest in die Arme und küßte sie auf die Wangen und die Lippen. Als er sie dann zur Tür führte, konnte sie sich kaum aufrecht halten, so bebte sie vor Angst und neuem, nie gekanntem Verlangen. Mühsam tastete sie sich die Treppe hinab und ins Wohnzimmer. „Jetzt wird sie lügen", dachte er, und sogleich vernahm er ihre Stimme von unten her wie ein Echo seiner Gedanken. „Ich habe schreckliches Kopfweh. Ich muß schleunigst nach Hause", sagte ihre Stimme. Diese Stimme war dunkel und schwer. Das war nicht mehr die Stimme eines jungen Mädchens.
„Jetzt ist sie nicht mehr wie ein junger Baum", dachte er. Ein Gefühl des Stolzes und der Freude erfüllte ihn. Als er hörte, wie die Hintertür des Hauses sacht geschlossen wurde, tat sein

Herz einen Sprung. Seine Augen glänzten in einem seltsamen, flackernden Licht. „Auch sie wird eingekerkert werden, aber ich habe nichts damit zu schaffen. Sie wird mir niemals gehören. Meine Hände werden niemals einen Kerker für sie bauen", dachte er mit grimmiger Freude.

Aus dem Novellenband „Das Ei triumphiert",
übertragen von Karl Lerbs

Regina Ullmann / Winter

Im Winter ist ein Jubeln im Herzen jedesmal im Anbeginn. Gott hat uns eine neue Welt gegeben.
Beinah heilig geht man über den Schnee, schaut zu den Häusern empor, blinzelt in das dichte Schneegebüsch. Dies ist der Gott der Kindheit, der da zu uns herabsteigt. Er wird neu geboren auf der Welt: Man kniet an einem Feuer, man sitzt an einem Tische, vor einer offenen Schublade, in der Silberpapier und Bildchen zu hinterst liegen und nun aufwachen mit dieser Jahreszeit. Man folgt der Mutter in die Speisekammer, um Sultaninen und Mandeln geschenkt zu erhalten.
In einem regen sich die Marionetten, als wäre man ein offenes Theater. Ein König, erschlagen, erhebt sein Haupt wieder zu neuer Pracht und Tyrannei, der Hanswurst umarmt uns.
Wie einem Strohblümchen ordnen wir einem Puppenmädchen das Röckchen.
Wer das erste Lied singt . . .
Wir getrauen es uns jedenfalls nicht. Das Weihnachtslied schlummert noch. Es ist die Orgel des Herzens, an der noch nicht der Engel Platz genommen hat.
Welche Frommheit in uns ist, werden wir wahrhaftig an Weihnachten gewahr.



Das ist eine eigne Reife, die da unter dem Schnee vor sich geht. Oder ist es der Schnee selber, der da Macht hat, alles zu sein: Trommel und Himmel, Herz aus Honigteig und zugleich Herz aller irdischen und himmlischen Freuden?
Kennst du den Stern aus lauter Silberfäden, mit dem Haupte des Engels oder des Nikolaus zusammengehalten? Wie er glitzert, beinah wehe tuend.
So zittert die Seele, von Gott in alle Höhe des Schneegestöbers gehalten. Sie singt, als wären ihre Fäden Saiten, sie sprüht, als wären sie Feuer. So lehrt uns der Himmel singen ...

Die Ballade vom Gerechten

Von Albrecht Schaeffer

Es las in jüdischen Schriften
Eli; geschrieben stand:
Auf zehen Gerechte setzte
Die Menschheit Gottes Hand.
Die geben der Wandlung immer
Vor ihm den innern Bestand.

Die zehn sind eine Säule,
Die hoch den Himmel erhält,
Und greifen mit kräftigen Händen
Ins gleitende Rad der Welt.
Wer aber von den zehnen
Erkannt wird, dieser fällt.

Er ist zur nämlichen Stunde
Ein Leichnam und erdekalt,
Wenn Einer mit Augen rührte

An seine innre Gestalt.
Denn wer in Gottes Geheimnis
Hineinhaucht, braucht Gewalt. —

Bei Nacht, bei der dämmrigen Lampe
Las Eli und hielt an.
Er sah in den goldenen Lichtkreis
Überm zinnernen Schnabel und sann.
Da kam ein Gesicht in den Goldhof
Von einem bärtigen Mann.

Als wie lebendig es schwebte
Und lächelte inneren Sinns.
Es schwebt', als ob es lebte
Und immer vollern Beginns,
Mit Bart und bräunlichen Wangen
Und Locken und sagte: Ich bins. —

Im goldnen Hofe der Flamme
Schwamm ruhig das Antlitz braun,
Mit ernsten heiligen Augen,
Männlich und engelhaft blau'n.
Es glänzt' und wurde dämmrig
Und war nicht mehr zu schaun.

Beklommen und fast verworren
Dacht Eli: Was wollte Der?
Ich glaube, es kam ein Lebendiger
Zu mir in der Lampe her. —
Er war aus Licht gebildet,
Die Augen von Licht ganz schwer.

Mordechaï war es, der Schreiner,
Und ist mir lange bekannt.

Ein guter Mann, ein gerechter,
Wenn Gott ihn innen so fand,
Wie wir ihn außen kannten.
Und kunstvoll ist seine Hand.

Ja sollte Gott wohl meinen,
Daß Der ein Gerechter wär?
Einer von den zehnen,
Von denen ich las die Mär,
Jedermann könnt es sein, jeder Nachbar,
Aber man weiß nicht wer?

Und was vor Gottes Auge
Ist wohl Gerechtigkeit?
Es hat wohl Dieser, wohl Jener
Ein reingewaschenes Kleid.
Und Dieser ist und Jener
Auch voll Barmherzigkeit.

Der pflegt die lieblichen Blumen,
Der erntet des goldnen Weins,
Der schreibt die heilige Thora,
Der hütet das Meine wie Seins,
Der schmiedet recht, der schreinert recht,
Aber doch fehlt ihm Eins.

Um das wir uns bemühen
Mit Lernen und Beten viel,
Mit Wohltat und Barmherzigkeit,
Mit Reuten und Jäten viel:
Ach, Gott ist voll Geheimnis,
Wir kommen nicht ans Ziel.



Alfred Kubin: Zeichnung
zu Hofmannsthals Erzählung „Marschall Bassompierre"

Nun bin ich grau geworden,
Nahm kaum des Lebens wahr,
Ich saß in mancher Schule
Und bot die Schale dar
Und schöpft' – und fiel nur Winter
In mein blühendes Haar.

Ich denk, ich horchte als Knabe
Einst auf zu der alten Legend;
Die las mein fröhlicher Vater,
Daß sie ins Herz mir fänd;
Und sie war süß und feurig,
Daß es noch heute mich brennt.

Er las von den zehen Gerechten.
Da dacht ich: ob Er einer ist?
Er war so milde und fröhlich
Mit einer feinen List.
Ich dachts und bin erschrocken:
Gott, weiß ich, daß er es ist?

Ich blickte ihm starr nach dem Auge
Und wartete schon, daß er starb.
Es wurden mir schon seine Wangen
Ganz gelb und leichenfarb.
Da warf ich mich an seine Brust,
Daß ich ihn wieder erwarb.

Er war gerecht vor Menschen,
Aber er lebte lang.
Doch mir blieb laut im Herzen
Der schöne Legenden-Klang.
Und ein Gerechter zu werden,
Träumt' ich den Lebens-Gang.

O Lächeln späten Alters,
Wenn man der Kindheit denkt!
O Streben eines Falters,
Von Hauch zu Hauch geschwenkt!
O Weisheit eines Psalters:
Der Mensch denkt und Gott lenkt.

So ist doch Frühling gewesen?
Was denk ich heute daran?
Er war mir wie das Antlitz
Von einem schönen Mann,
Der an der Tür vorbeiging
Und sah mich fremde an. —

Verwirrten Lächelns selber
Stand Rabbi Eli empor,
Schlug fröstelnd zu den Kaftan
Und riegelte auf das Tor:
Ein Regen-Schauer faßt' ihn
Und riß ihn fast hervor.

Wie wenn eine Zornhand faßte,
Wie Schwertes Klinge gezückt..
Er schloß die Pforte hastig
Und schlich zum Ofen gebückt,
Daß er sein Feuer schüre,
Und saß, an die Wärme gedrückt.

Und sah in die dunkelnde Stube
Voll riesiger Bücher-Reihn.
Sie standen wie aufrechte Särge
Oder wie Leichen-Stein'.
Und schaudernd blickt' er sich tiefer
In die Flamme hinein.

Und wieder kam das Antlitz,
Das er zuvor gewahrt,
Doch ferner und dämmerlicher,
Dunkel von Haar und Bart.
Und Rabbi Eli dachte:
Ist Der von der rechten Art?

Sein Gärtlein trägt Gemüse,
Wie es wohl Manchem trägt.
Ich sah auch Blumen-Akelei
Sehr schön vom Wind bewegt
Unter dem Werkstatt-Fenster,
Wo er hammert und hobelt und sägt.

Er macht recht schön die Schreine,
Ganz grade und fest aus Holz,
Stellt Säulen an die Seiten
Mit Häuptern rund und stolz.
Die Späne schienen am Boden
Wie Locken weißen Golds.

Als ich ihm zugesehen,
Wie er Hobel und Meißel braucht,
Da ward mir durch mein Innres
Ein geistiges Freuen gehaucht.
Er tat es so leicht und zierlich
Wie ein Schreiber die Feder braucht.

In seinen Schreinen häufen
Hausfrauen die Leinewand,
Die duftet stark und schimmert,
Ist weich wie Wange und Hand.
Sie wandert von Ahnin zu Enklin,
Hat immerdar Bestand.

In seinen Betten schlafen
Gerecht' und Ungerecht',
Schläft Greis und stirbt der Knabe,
Das Weib wird drin geschwächt,
Der Erbe drin geboren
Dem Meister und dem Knecht.

Auf seine Tische stützen
Die Esser schwer den Arm.
Sie haben sich warm gewerkelt
Und essen sich wieder warm.
Mann, Frau und Töchter und Söhne,
Ein glänzender Augen-Schwarm.

Das dient er mit dem Holze,
Das rein und richtig breit
Und richtig lang geschnitten ward
Und goldne Späne schneit.
O Gott, mit Hobel und Meißel,
Ist das Gerechtigkeit? —

Er schlug die Hände zusammen
Und bückte sich ächzend krumm. —
Einsam ging durch die Stube
Vernehmliches Fliegen-Gesumm. —
O Gott, wie kann das sein, Gott!
Der Schreiner bringt mich um!

Er würgt mich an der Kehle,
Er drückt mir zu die Brust!
Du sollst mir kein — Gerechter sein
Mit deiner vielen Lust!
Mit deinem Bart und deinem Mund,
Der nie zu erklären gewußt!

Du kannst den Sarg mir sägen,
Aber weiter kannst du nichts.
Da will ich drinnen liegen
Und warten des Gerichts,
Und wenn — Da schwoll die Flamme
Zur Flamme eines Gesichts.

Der Augen volle Bläue
Sah groß und unerstaunt.
Der Bart war dunkel wolkig,
Von Geistern wie durchraunt.
Der Mund war vorgeworfen
Wie des Cherubs, der posaunt.

Und dies war so gewaltig
Von lauter Menschlichkeit,
So Erd- und Himmel-haltig,
So fest und auch so weit,
Einfach und tausendfaltig:
Ganz voll Gerechtigkeit.

Da öffnet' innigen Schreies
Der Rabbi seinen Mund:
Du Satan! Herr, verzeih es!
Du Schreiner, du Mensch, du Hund:
Du bist es, und so sei es!
Ja, sei es und geh zu Grund!

Er schlug mit beiden Fäusten
Nach dem Flammen-Gesicht..
In die erloschene Stube
Blickte das Morgen-Licht.
Er seufzte und sprach: Das war ein Traum,
Und wirklich war das nicht.

Im Traum schlagen Söhne den Vater,
Und Kinder träumen von Mord ..
Er lächelt' und schlich zur Türe
Und schob den Riegel fort.
Ich will zum Schreiner gehen ..
Aber was will ich dort?

Er kann das Maß mir nehmen
Fürs dauerhafte Kleid.
Es erdenfest zu machen,
Ist seine Gerechtigkeit.
Er lächelte voll Tiefsinn:
Die Gottes ist ihm weit.

Da fehlen unsre Maße ..
Er dachte das und stand.
Und wenn die Maße fehlen,
Zu Tasten Gottes Hand,
So hab ich wohl den Schreiner
Von außen nur gekannt?

Die fichtenen Späne schienen
Mir ja von Gold zu sein,
Doch ist vielleicht der Schreiner
Nur wie ein Tannen-Schrein,
Doch unsichtbar ins Innre
Schuf Gott einen goldnen hinein?

O Herr, was bist du allzeit
Nur so geheimnisvoll?
O einmal wissen können,
Was all Dies will und soll,
Dies Außen und dies Innen,
O Wissen, wie mirs quoll:

Zu wissen Zeil' und Buchstab',
Schwarz deutlich Wort an Wort!
Und wo der Sinn nicht glatt ist,
Da hobelt und feilt man fort,
Und Schrein an Schrein und Truh an Truh
Glänzt voll und steht am Ort.

So klar als wie Kristalle,
So kräftig wie Metall
Sind deine Worte alle
Und haben Licht und Schall,
Sind hoch wie eine Halle
Und geben Widerhall! –

Und wie er so dahinfuhr,
Das Schreiner-Haus sich bot.
Im Haustor stand ein Knabe,
Dem waren die Augen rot.
Sprach Eli: Wo ist dein Vater?
Sprach der Knabe: Tot.

Aus Beethovens letzten Tagen

Bericht von Ferdinand Hiller (1827)

Durch ein geräumiges Vorzimmer, in welchem hohe Schränke dicke, zusammengeschnürte Massen von Musikalien trugen, kamen wir (wie pochte mir das Herz!) in Beethovens Wohnzimmer und waren nicht wenig erstaunt, den Meister dem Anscheine nach ganz behaglich am Fenster sitzend zu finden. Er trug einen langen, grauen, im Momente gänzlich geöffneten Schlafrock und hohe, bis an die Knie reichende Stiefel. Abgemagert von der bösen

Krankheit, erschien er mir, als er aufstand, von hoher Statur; er war nicht rasiert, sein volles, halb graues Haar fiel ungeordnet über die Schläfen. Der Ausdruck seiner Züge wurde sehr freundlich und hell, als er Hummels ansichtig wurde, und er schien sich außerordentlich mit ihm zu freuen. Die beiden Männer umarmten einander aufs herzlichste; Hummel stellte mich vor. Beethoven bezeigte sich durchaus gütig, und ich durfte mich ans Fenster ihm gegenüber setzen. — Es ist bekannt, daß die mündliche Unterhaltung mit Beethoven zum Teil schriftlich geführt wurde: er sprach, aber diejenigen, mit welchen er sprach, mußten ihre Fragen und Antworten aufschreiben. Zu diesem Ende lagen dicke Hefte gewöhnlichen Schreibpapiers in Quartformat und Bleistifte stets in seiner Nähe. Wie peinvoll mag es für den lebhaften, sogar leicht ungeduldigen Mann gewesen sein, jegliche Antwort abwarten zu müssen, in jeder Minute des Gesprächs eine Pause eintreten zu lassen, während welcher die Denktätigkeit gleichsam zum Stillstand verdammt war! Auch verfolgte er die Hand des Schreibenden mit begierigem Auge und übersah das Geschriebene mehr mit einem Blicke, als daß er es las. Der Lebhaftigkeit des Gespräches tat die fortwährende schriftliche Arbeit der Besuchenden natürlich großen Eintrag.

Ich darf es mir selbst kaum übelnehmen, wie sehr ich es auch beklage, alle Äußerungen Beethovens damals nicht ausführlicher niedergeschrieben zu haben, als es geschehen: ja, ich muß mich sogar freuen, daß der fünfzehnjährige Knabe, der zum ersten Male sich in einer großen Stadt befand, Ruhe genug behielt, um sich überhaupt Einzelheiten zu notieren. Für die vollkommenste Genauigkeit alles dessen jedoch, was ich wiederzugeben imstande bin, darf ich mit bestem Gewissen einstehen.

Das Gespräch drehte sich zu Anfang, wie üblich, um Haus und Hof, Reise und Aufenthalt, mein Verhältnis zu Hummel und was dergleichen mehr. Nach Goethes Befinden erkundigte sich Beethoven mit außerordentlicher Teilnahme, und wir durften

das Beste melden. Hatte mir doch noch vor wenigen Tagen der große Dichter einige freundliche, auf die Reise bezügliche Verse in mein Stammbuch geschrieben. Über sein Befinden klagte der arme Beethoven gar sehr. „Da liege ich nun schon vier Monat!" rief er aus; „man verliert zuletzt die Geduld!" Auch sonst schien vieles in Wien nicht nach seinem Sinn, und er äußerte sich in der schärfsten Weise über den „jetzigen Kunstgeschmack" und über den „hier alles verderbenden Dilettantismus". Auch die Regierung bis in die höchsten Regionen hinauf wurde nicht verschont. „Schreibe ein Heft Bußlieder und dediziere es der Kaiserin!" sagte er unmutig lachend zu Hummel, welcher aber von dem wohlgemeinten Rat keinen Gebrauch machte... Der Meister ließ weiterhin seinen wehmütig-leidenschaftlichen Ergießungen in zutraulichster Weise ihren Lauf. Sie betrafen zum Teil seinen Neffen, den er sehr liebte, der ihm bekanntlich vieles Ungemach bereitet und zu jener Zeit wegen einiger Lappalien (so schien es Beethoven wenigstens anzusehen) mit den Behörden in Verdrießlichkeiten geraten war. „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!" rief er verdrießlich aus. Nach meinen Studien sich erkundigend und mich ermunternd, sagte er: „Man muß die Kunst immer fortpflanzen", und als ich von dem ausschließlichen Interesse sprach, welches damals die italienische Oper in Wien in Anspruch nahm, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Man sagt: vox populi, vox dei — ich habe nie daran geglaubt."

Am 13. März nahm mich Hummel zum zweiten Male mit zu Beethoven. Wir fanden seinen Zustand wesentlich verschlimmert. Er lag zu Bette, schien starke Schmerzen zu haben und stöhnte zuweilen tief auf; trotzdem sprach er viel und lebhaft. Nicht geheiratet zu haben, schien er sich jetzt sehr zu Herzen zu nehmen. Schon bei unserm ersten Besuche scherzte er mit Hummel hierüber, dessen Gattin er als junges, schönes Mädchen gekannt hatte. „Du," sagte er diesmal lächelnd zu ihm, „du bist ein glücklicher Mensch: du hast eine Frau, die pflegt dich, die ist verliebt in dich

— aber ich Armer!" — und er seufzte schwer. Auch bat er Hummel, ihm doch seine Frau zu bringen, die sich nicht hatte entschließen können, den Mann, den sie auf der Höhe seiner Kraft gekannt, so wiederzusehen. Man hatte ihm kurz vorher ein Bild des Hauses geschenkt, in welchem Haydn geboren worden; er hatte es in der Nähe des Bettes und zeigte es uns. „Es hat mir eine kindische Freude gemacht," sagte er, „die Wiege eines so großen Mannes!" . . .
Kurz nach unserm zweiten Besuche verbreitete sich in Wien die Nachricht, daß die Philharmonische Gesellschaft in London Beethoven hundert Pfund Sterling gesandt habe, um ihm sein Krankenlager zu erleichtern. Man fügte hinzu, daß diese Überraschung auf den großen armen Mann einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich auch körperlich überaus erleichtert fühle. Als wir am 20. wieder an seinem Bette standen, ging zwar aus seinen Äußerungen hervor, wie sehr jene Aufmerksamkeit ihn erfreut; aber er war überaus schwach und sprach nur leise und in abgebrochenen Sätzen. „Ich werde wohl bald nach oben machen", flüsterte er nach unsrer Begrüßung. Ähnliche Ausrufungen kamen öfters wieder; dazwischen aber sprach er von Entwürfen und Hoffnungen, die sich freilich leider nicht realisieren sollten. Von dem edlen Gebaren der Philharmonischen Gesellschaft redend und die Engländer preisend, meinte er, sobald es besser mit ihm stehe, die Reise nach London anzutreten. „Ich will ihnen eine große Ouvertüre komponieren und eine große Symphonie." Und dann wollte er Frau Hummel auch besuchen (sie war mitgekommen) und sich, ich weiß nicht mehr wo überall, aufhalten. Ihm etwas aufzuschreiben, kam uns nicht in den Sinn. Sein Auge, welches das letztemal, als wir ihn gesehen, noch ziemlich lebendig gewesen, fiel heute zusammen, und es wurde ihm schwer, sich von Zeit zu Zeit aufzurichten. Man konnte sich keiner Täuschung mehr hingeben: das Schlimmste stand zu befürchten.
Trostlos aber war der Anblick des außerordentlichen Mannes, als wir ihn am 23. März wieder aufsuchten — es sollte das

letztemal sein. Matt und elend lag er da, zuweilen leise seufzend. Kein Wort mehr entfiel seinen Lippen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er zufällig sein Schnupftuch nicht gleich zur Hand hatte, nahm Hummels Gattin ihr feines Batistläppchen und trocknete ihm mehrmals das Antlitz damit. Nie werde ich den dankbaren Blick vergessen, mit welchem sein gebrochenes Auge dann zu ihr hinansah. – Während wir am 26. März im kunstliebenden Hause des Herrn von Liebenberg (der früher Schüler von Hummel gewesen) in heiterer Gesellschaft weilten, wurden wir zwischen fünf und sechs Uhr durch ein starkes Gewitter überrascht. Ein dickes Schneegestöber wurde von heftigen Donnerschlägen und den Saal durchleuchtenden Blitzen begleitet.

Wenige Stunden später kamen Gäste an mit der Nachricht, Ludwig van Beethoven sei nicht mehr – er war um fünfdreiviertel Uhr verschieden.

Aus „Ludwig van Beethoven, Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen", herausgegeben von Albert Leitzmann

Stefan Zweig / Die unsichtbare Sammlung

Eine Episode aus der deutschen Inflation

Zwei Stationen hinter Dresden stieg ein älterer Herr in unser Coupé, grüßte höflich und nickte mir dann, aufblickend, noch einmal besonders, wie einem Bekannten, zu. Ich vermochte mich im ersten Augenblick seiner nicht zu entsinnen, kaum er aber dann mit einem leichten Lächeln seinen Namen nannte, erinnerte ich mich sofort: es war einer der angesehensten Kunstantiquare Berlins, bei dem ich in Friedenszeit öfter alte Bücher und Autographen besehen und gekauft. Wir plauderten zunächst von gleichgültigen Dingen. Und plötzlich sagte er unvermittelt:

„Ich muß Ihnen doch erzählen, woher ich gerade komme. Denn diese Episode ist so ziemlich das Sonderbarste, was mir altem Kunstkrämer in den siebenunddreißig Jahren meiner Tätigkeit begegnet ist. Sie wissen wahrscheinlich selbst, wie es im Kunsthandel jetzt zugeht, seit sich der Wert des Geldes wie Gas verflüchtigt: die neuen Reichen haben plötzlich ihr Herz entdeckt für gotische Madonnen und Inkunabeln und alte Stiche und Bilder; man kann ihnen gar nicht genug herzaubern, ja muß sich sogar wehren, daß einem nicht Haus und Stube ganz kahl ausgeräumt werden. Am liebsten kauften sie einem noch den Manschettenknopf vom Ärmel weg und die Lampe vom Schreibtisch. Da wird es nun eine immer härtere Not, immer wieder Ware herbeizuschaffen — verzeihen Sie, daß ich für diese Dinge, die unsereinem sonst etwas Ehrfürchtiges bedeuteten, plötzlich Ware sage — aber diese üble Rasse hat einen ja selbst daran gewöhnt, einen wunderbaren Venezianer Wiegendruck nur als Überzug von soundso vielen Dollars zu betrachten und eine Handzeichnung des Guercino als Seelenwanderung von ein paar Tausendfrankscheinen. Gegen die penetrante Eindringlichkeit dieser plötzlich Kaufwütigen hilft kein Widerstand. Und so war ich über Nacht wieder einmal ganz ausgepowert und hätte am liebsten die Rollladen heruntergelassen, so schämte ich mich, in unserem alten Geschäft, das schon mein Vater vom Großvater übernommen, nur mehr erbärmlichen Schund herumkümmeln zu sehen, den früher kein Straßentrödler im Norden sich auf den Karren gelegt hätte.

In dieser Verlegenheit kam ich auf den Gedanken, unsere alten Geschäftsbücher durchzusehen, um alte Kunden herauszustöbern, denen ich vielleicht ein paar Dubletten zurückluchsen könnte. Eine solche alte Kundenliste ist immer eine Art Leichenfeld, besonders in jetziger Zeit, und sie lehrte mich eigentlich nicht viel: die meisten unserer früheren Käufer hatten längst ihren Besitz in Auktionen abgeben müssen oder waren gestorben, und von den wenigen

Aufrechten war nichts zu erhoffen. Aber da stieß ich plötzlich auf ein ganzes Bündel Briefe von unserm vielleicht ältesten Kunden, der mir nur darum aus dem Gedächtnis gekommen war, weil er seit Anbruch des Weltkrieges, seit 1914, sich nie mehr mit irgendeiner Bestellung oder Anfrage an uns gewandt hatte. Die Korrespondenz reichte — es ist sonderbar — auf beinahe sechzig Jahre zurück, er hatte schon von meinem Vater und Großvater gekauft, dennoch konnte ich mich nicht entsinnen, daß er in den siebenunddreißig Jahren meiner persönlichen Tätigkeit jemals unser Geschäft betreten hätte. Und alles deutete darauf hin, daß er ein sonderbarer, altväterischer, skurriler Mensch gewesen sein mußte, einer jener verschollenen Menzel- oder Spitzweg-Deutschen, wie sie sich noch knapp bis in unsere Zeit hinein in kleinen Provinzstädten als seltene Unika hie und da erhalten haben. Seine Schriftstücke waren Kalligraphika, säuberlich geschrieben, die Beträge mit dem Lineal und roter Tinte unterstrichen, außerdem wiederholte er immer zweimal die Ziffer, um ja keinen Irrtum zu erwecken: dies, sowie die ausschließliche Verwendung von abgelösten Respektblättern und Sparkuverts deuteten auf die Kleinlichkeit und fanatische Sparwut eines rettungslosen Provinzlers. Unterzeichnet waren die sonderbaren Dokumente außer mit seinem Namen immer noch mit dem umständlichen Titel: Forst- und Ökonomierat a. D., Leutnant a. D., Besitzer des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Als Veteran aus dem siebziger Jahr mußte er also, wenn er noch lebte, zumindest seine guten achtzig Jahre auf dem Rücken haben. Aber dieser skurrile, lächerliche Sparmensch zeigte als Sammler alter Graphiken eine ganz ungewöhnliche Klugheit, Kenntnis und höchsten Geschmack: wie ich mir so langsam seine Bestellungen aus beinahe sechzig Jahren zusammenlegte, deren erste noch auf Silbergroschen lautete, wurde ich gewahr, daß dieser kleine Provinzmann sich in den Zeiten, wo man für einen Taler noch ein Schock schönster deutscher Holzschnitte kaufen konnte, ganz im stillen eine Kupferstichsammlung zusammen-

getragen haben mußte, die wohl neben den lärmend genannten der neuen Reichen in höchsten Ehren bestehen konnte. Denn schon was er bei uns allein in kleinen Mark- und Pfennigbeträgen im Laufe eines halben Jahrhunderts erstanden hatte, stellte einen heute erstaunlichen Wert dar, und außerdem ließ sichs erwarten, daß er auch bei Auktionen und anderen Händlern nicht minder wohlfeil gescheffelt haben mußte. Seit 1914 war keine Bestellung mehr von ihm gekommen, aber anderseits ich doch zu vertraut mit allen Vorgängen im Kunsthandel, als daß mir die Versteigerung oder der geschlossene Verkauf eines solchen Stapels hätte entgehen können: so mußte dieser sonderbare Mann wohl noch am Leben oder die Sammlung in den Händen seiner Erben sein.

Die Sache interessierte mich, und ich fuhr sofort am nächsten Tage, also gestern abend, direkt darauflos, geradewegs in eine der unmöglichsten sächsischen Provinzstädte, die es in Sachsen gibt, und wie ich so vom kleinen Bahnhof durch die Hauptstraße schlenderte, schien es mir fast unmöglich, daß da inmitten dieser banalen Kitschhäuser mit ihrem Kleinbürgerplunder, in irgendeiner dieser Stuben ein Mensch wohnen sollte, der die herrlichsten Blätter Rembrandts neben Stichen Dürers, Mantegnas in tadelloser Vollständigkeit besitzen könnte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber beim Postamt auf die Frage, ob hier ein Forst- oder Ökonomierat dieses Namens wohne, daß tatsächlich der alte Herr noch lebe, und machte mich — offen gestanden, nicht ohne heftiges Herzklopfen — noch vor Mittag auf den Weg zu ihm.

Ich hatte keine Mühe, seine Wohnung zu finden, sie war im zweiten Stock eines jener sparsamen Provinzhäuser, die irgendein spekulativer Maurerarchitekt in den sechziger Jahren hastig aufgekellert haben mochte. Den ersten Stock bewohnte ein biederer Schneidermeister, links glänzte im zweiten Stock das Schild des Postverwalters, rechts ein weißes Porzellantäfelchen mit dem Namen des Forst- und Ökonomierates. Auf mein zaghaftes Läuten tat sofort eine ganz alte, weißhaarige Frau mit sauberem schwarzen

Häubchen auf. Ich überreichte ihr meine Karte und frug, ob Herr Forstrat zu sprechen sei. Erstaunt und mit einem gewissen Mißtrauen sah sie zuerst mich und dann die Karte an: in diesem weltverlorenen Städtchen, in diesem altväterischen Haus schien ein Besuch von außen her irgendein Ereignis zu sein. Aber sie ließ mich freundlich warten, nahm die Karte, ging hinein ins Zimmer, ich hörte zuerst leise flüstern und dann plötzlich eine laute, polternde Männerstimme: ‚Ah, der Herr R . . . von Berlin, von dem großen Antiquariat . . . soll nur kommen, soll nur kommen . . . freue mich sehr!' Und schon trippelte das alte Mütterchen wieder heran und bat mich in die gute Stube.

Ich legte ab und trat ein. In der Mitte des bescheidenen Zimmers stand hochaufgerichtet ein alter, aber noch markiger Mann mit buschigem Schnurrbart in verschnürtem, halb militärischem Hausrock und hielt mir beide Hände herzlich entgegen. Doch dieser offenen Geste unverkennbar freudiger und spontaner Begrüßung widersprach eine merkwürdige Starre in seinem Dastehen. Er kam mir nicht einen Schritt entgegen, und ich mußte — ein wenig befremdet — bis an ihn heran, um seine Hand zu fassen. Und wie ich sie fassen wollte, merkte ich an der wagerecht unbeweglichen Haltung dieser Hände, daß sie die meinen nicht suchten, sondern erwarteten. Und im nächsten Augenblick wußte ich alles: dieser alte Mann war blind.

Schon von Kindheit an, immer war mirs unbehaglich, einem Blinden gegenüberzustehen, niemals konnte ich mich einer gewissen Scham und Verlegenheit erwehren, einen Menschen ganz als lebendig zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, daß er mich nicht fühlte so wie ich ihn. Und auch jetzt hatte ich ein erstes Erschrecken zu überkämpfen, als ich diese toten, starr ins Leere hineingestellten Augen unter den aufgesträubten weißbuschigen Brauen sah. Aber der Blinde ließ mir nicht lange Zeit zu solcher Befremdung, denn kaum daß meine Hand die seine berührte, so schüttelte er sie auf das kräftigste und erneute den Gruß mit

stürmischer, behaglich-polternder Art: ‚Ein seltener Besuch,' lachte er breit mir entgegen, ‚wirklich ein Wunder, daß sich einmal einer der Berliner großen Herren in unser Nest her verirrt ... Aber da heißt es vorsichtig sein, wenn sich einer der Herren Händler auf die Bahn setzt ... Bei uns zu Hause sagt man immer: Tore und Taschen zu, wenn die Zigeuner kommen ... Ja, ich kann mirs schon denken, warum Sie mich aufsuchen ... Die Geschäfte gehen jetzt schlecht in unserem armen, heruntergekommenen Deutschland, es gibt keine Käufer mehr, und da besinnen sich die großen Herren wieder einmal auf ihre alten Kunden und suchen die Schäflein auf ... Aber bei mir, fürchte ich, werden Sie kein Glück haben, wir armen, alten Pensionisten sind froh, wenn wir unser Stück Brot bei Tische haben. Wir können nicht mehr mittun bei den irrsinnigen Preisen, die ihr jetzt macht ... unsereins ist ausgeschaltet für immer.'

Ich berichtigte sofort, er habe mich mißverstanden, ich sei nicht gekommen, ihm etwas zu verkaufen, ich sei nur gerade hier in der Nähe gewesen und hätte die Gelegenheit nicht versäumen wollen, bei ihm als vieljährigem Kunden unseres Hauses und einem der größten Sammler Deutschlands meine Aufwartung zu machen. Kaum hatte ich das Wort ‚einer der größten Sammler Deutschlands' ausgesprochen, so ging eine seltsame Verwandlung im Gesichte des alten Mannes vor. Noch immer stand er aufrecht und starr inmitten des Zimmers, aber jetzt kam ein Ausdruck plötzlicher Helligkeit und innersten Stolzes in seine Haltung, und er wandte sich in die Richtung, wo er seine Frau vermutete, als wollte er sagen: ‚Hörst du?' Und voll Freudigkeit in der Stimme, ohne eine Spur jenes militärisch barschen Tones, in dem er sich noch eben gefallen, sondern weich, geradezu zärtlich, wandte er sich mir zu:

‚Das ist wirklich sehr, sehr schön von Ihnen ... Aber Sie sollen auch nicht umsonst gekommen sein. Sie sollen etwas sehen, was Sie nicht jeden Tag zu sehen bekommen, selbst nicht in Ihrem



Bettina
Zeichnung von Ludwig Grimm

protzigen Berlin ... ein paar Stücke, wie sie nicht schöner in der ‚Albertina' und in dem gottverfluchten Paris zu finden sind ... Ja, wenn man sechzig Jahre sammelt, da kommen wohl allerhand Dinge zustande, die sonst nicht gerade auf der Straße liegen. Luise, gib mir mal den Schlüssel zum Schrank!'
Und jetzt geschah etwas Unerwartetes. Das alte Mütterchen, das neben ihm stand und höflich, mit einer lächelnden, leise lauschenden Freundlichkeit an unserem Gespräch teilgenommen, hob plötzlich zu mir bittend beide Hände auf, und gleichzeitig machte sie mit dem Kopfe eine heftig verneinende Bewegung, ein Zeichen, das ich vorerst nicht verstand. Dann erst ging sie auf ihren Mann zu und legte ihm leicht beide Hände auf die Schulter: ‚Aber Herwarth,' mahnte sie, ‚du fragst ja den Herrn gar nicht, ob er jetzt Zeit hat, die Sammlung zu besehen, es geht doch schon auf Mittag. Und nach Tisch mußt du eine Stunde ruhen, das hat der Arzt ausdrücklich verlangt. Ist es nicht besser, du zeigst dem Herrn alle die Sachen nach Tisch, und wir trinken dann gemeinsam Kaffee? Dann ist auch Annemarie hier, die ja alles viel besser versteht und dir helfen kann!'
Und nochmals, kaum daß sie die Worte ausgesprochen hatte, wiederholte sie gleichsam über den Ahnungslosen hinweg jene bittend eindringliche Gebärde, die ich nun verstand. Ich wußte, daß sie wünschte, ich solle eine sofortige Besichtigung ablehnen, und erfand schnell eine Verabredung zu Tisch. Es wäre mir ein Vergnügen und eine Ehre, seine Sammlung besehen zu dürfen, aber dies sei mir kaum vor drei Uhr möglich, dann würde ich mich gern einfinden.
Ärgerlich wie ein Kind, dem man sein liebstes Spielzeug genommen, wandte sich der alte Mann herum. ‚Natürlich,' brummte er, ‚die Herren Berliner, die haben niemals Zeit. Aber diesmal werden Sie sich schon Zeit nehmen müssen, denn das sind nicht drei oder fünf Stücke, das sind siebenundzwanzig Mappen, jede für einen Künstler, und keine davon halb leer. Also

um drei Uhr; aber pünktlich sein, wir werden sonst nicht fertig.‘
Wieder streckte er mir ins Leere die Hand entgegen. ‚Passen Sie auf, Sie dürften sich freuen — oder ärgern. Und je mehr Sie sich ärgern, um so mehr freue ich mich. So sind wir Sammler ja schon: alles für sich und nichts für die andern!‘ Und nochmals schüttelte er mir kräftig die Hand.
Das alte Frauchen begleitete mich zur Tür. Ich hatte ihr schon die ganze Zeit eine gewisse Unbehaglichkeit angemerkt, einen Ausdruck verlegener Ängstlichkeit. Und plötzlich, schon knapp an dem Ausgang stotterte sie mit einer ganz niedergedrückten Stimme: ‚Dürfte Sie ... dürfte Sie ... meine Tochter Annemarie abholen, ehe Sie zu uns kommen? ... Es ist besser aus ... in mehrerer Hinsicht ... Sie speisen doch wohl im Hotel?‘
‚Gewiß, ich werde mich freuen, und es wird mir ein Vergnügen sein‘, sagte ich.
Und tatsächlich, eine Stunde später, als ich in der kleinen Gaststube des Hotels am Marktplatz die Mittagsmahlzeit gerade beendet hatte, trat ein ältliches Mädchen, einfach gekleidet, mit suchendem Blick herein. Ich ging auf sie zu, stellte mich vor und erklärte mich bereit, gleich mitzugehen, um die Sammlung zu besehen. Aber mit einem plötzlichen Erröten und der gleichen wirren Verlegenheit, die ihre Mutter gezeigt hatte, bat sie mich, ob sie nicht zuvor noch einige Worte mit mir sprechen könnte. Und ich sah sofort, es wurde ihr schwer. Immer, wenn sie sich einen Ruck geben wollte und zu sprechen versuchte, stieg diese unruhige, diese flatternde Röte ihr bis zur Stirn empor, und die Hand verbastelte sich im Kleid. Endlich begann sie, stockend und immer wieder von neuem verwirrt:
‚Meine Mutter hat mich zu Ihnen geschickt ... Sie hat mir alles erzählt, und ... wir haben eine große Bitte an Sie ... Wir möchten Sie nämlich informieren, ehe Sie zu Vater kommen ... Vater wird Ihnen natürlich seine Sammlung zeigen wollen, und

die Sammlung ... die Sammlung ... ist nicht mehr ganz vollständig ... es fehlen eine Reihe Stücke daraus ... sogar ziemlich viele ...'
Wieder mußte sie Atem holen, dann sah sie mich plötzlich an und sagte hastig:
‚Ich muß ganz aufrichtig zu Ihnen reden ... Sie kennen die Zeit, Sie werden alles verstehen ... Vater ist nach dem Ausbruch des Krieges vollkommen erblindet. Schon vorher war seine Sehkraft öfter gestört, und die Aufregung hat ihn dann gänzlich des Lichtes beraubt – er wollte nämlich durchaus trotz seiner sechsundsiebzig Jahre noch nach Frankreich mit, und als die Armee nicht wie 1870 gleich vorwärtskam, da hat er sich entsetzlich aufgeregt, und da ging es furchtbar rasch abwärts mit der Sehkraft. Sonst ist er noch vollkommen rüstig, er konnte bislang stundenlang gehen, ja sogar auf seine geliebte Jagd. Jetzt ist es aber mit seinen Spaziergängen zu Ende, und da blieb als einzige Freude ihm die Sammlung, und die sieht er jeden Tag sich an ... das heißt, er sieht sie ja nicht, er sieht ja nichts mehr, aber er holt sich doch jeden Nachmittag alle Mappen hervor, um wenigstens die Stücke anzutasten, eins nach dem andern, in der immer gleichen Reihenfolge, die er seit Jahrzehnten doch auswendig kennt ... Nichts anderes interessiert ihn heute mehr, und ich muß ihm immer aus der Zeitung vorlesen von allen Versteigerungen, und je höhere Preise er hört, desto glücklicher ist er ... denn ... das ist ja das Furchtbare, Vater versteht nichts mehr von den Preisen und von der Zeit ... er weiß nicht, daß wir alles verloren haben und daß man von seiner Pension nicht mehr zwei Tage im Monat leben kann ... dazu kam noch, daß der Mann meiner Schwester gefallen ist und sie mit vier kleinen Kindern zurückblieb ... Aber Vater weiß nichts von allen unseren materiellen Schwierigkeiten. Zuerst haben wir gespart, noch mehr gespart als früher, aber das half nichts. Dann begannen wir zu verkaufen – wir rührten natürlich nicht an seine geliebte Sammlung ... Man verkaufte das

bißchen Schmuck, das man hatte, doch mein Gott, was war das, hatte doch Vater seit sechzig Jahren jeden Pfennig, den er erübrigen konnte, einzig für seine Blätter ausgegeben. Und eines Tages war nichts mehr da ... wir wußten nicht weiter ... und da ... da ... haben Mutter und ich ein Stück verkauft. Vater hätte es nie erlaubt, er weiß ja nicht, wie schlecht es geht, er ahnt nicht, wie schwer es ist, im Schleichhandel das bißchen Nahrung aufzutreiben, er weiß auch nicht, daß wir den Krieg verloren haben, und daß Elsaß und Lothringen abgetreten sind, wir lesen ihm aus der Zeitung alle diese Dinge nicht mehr vor, damit er sich nicht erregt.

Es war ein sehr kostbares Stück, das wir verkauften, eine Rembrandt-Radierung. Der Händler bot uns viele, viele tausend Mark dafür, und wir hofften, damit auf Jahre versorgt zu sein. Aber Sie wissen ja, wie das Geld einschmilzt ... Wir hatten den ganzen Rest in die Bank gelegt, doch nach zwei Monaten war alles weg, so mußten wir noch ein Stück verkaufen und noch eines, und der Händler sandte das Geld immer so spät, bis es schon entwertet war. Dann versuchten wir es bei Auktionen, und auch da betrog man uns trotz der Millionenpreise ... Bis die Millionen zu uns kamen, waren sie immer schon wertloses Papier. So ist allmählich das Beste seiner Sammlung bis auf ein paar gute Stücke weggewandert, nur um das nackte, kärglichste Leben zu fristen, und Vater ahnt nichts davon.

Deshalb erschrak auch meine Mutter so, als Sie heute kamen ... denn wenn er Ihnen die Mappen aufmacht, so ist alles verraten ... wir haben ihm nämlich in die alten Passepartouts, deren jedes er beim Anfühlen kennt, Nachdrucke oder ähnliche Blätter statt der verkauften eingelegt, so daß er nichts merkt, wenn er sie antastet. Und wenn er sie nur antasten und nachzählen kann (er hat die Reihenfolge genau in Erinnerung), so hat er genau dieselbe Freude, als wenn er sie früher mit seinen offenen Augen sah. Sonst ist ja niemand in diesem kleinen Städtchen, den Vater je für

würdig gehalten hätte, ihm seine Schätze zu zeigen ... und er liebt jedes einzelne Blatt mit einer so fanatischen Liebe, ich glaube, das Herz würde ihm brechen, wenn er ahnte, daß alles das unter seinen Händen längst weggewandert ist. Sie sind der erste in all diesen Jahren, seit der frühere Vorstand des Dresdner Kupferstichkabinetts tot ist, dem er seine Mappen zu zeigen meint. Darum bitte ich Sie ...'

Und plötzlich hob das alternde Mädchen die Hände auf, und ihre Augen schimmerten feucht.

,... bitten wir Sie ... machen Sie ihn nicht unglücklich ... nicht uns unglücklich ... zerstören Sie ihm nicht diese letzte Illusion, helfen Sie uns, ihm glauben zu machen, daß alle diese Blätter, die er Ihnen beschreiben wird, noch vorhanden sind ... er würde es nicht überleben, wenn er es nur mutmaßte. Vielleicht haben wir ein Unrecht an ihm getan, aber wir konnten nicht anders: man mußte ja leben ... und Menschenleben, vier verwaiste Kinder, wie die meiner Schwester, sind doch wichtiger als bedruckte Blätter ... Bis zum heutigen Tage haben wir ihm ja auch keine Freude genommen damit; er ist glücklich, jeden Nachmittag drei Stunden seine Mappen durchblättern zu dürfen, mit jedem Stück wie mit einem Menschen zu sprechen. Und heute ... heute wäre vielleicht sein glücklichster Tag, wartet er doch seit Jahren darauf, einmal einem Kenner seine Lieblinge zeigen zu dürfen, bitte ..., ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen, zerstören Sie ihm diese Freude nicht!'

Das war alles so erschütternd gesagt, wie es mein Nacherzählen natürlich nicht ausdrücken kann. Mein Gott, als Händler hat man ja viele dieser niederträchtig ausgeplünderten, von der Inflation hundsföttisch betrogenen Menschen gesehen, denen kostbarster, jahrhundertealter Familienbesitz um ein Butterbrot weggegaunert worden war — aber hier schuf das Schicksal ein Besonderes, das mich besonders ergriff. Selbstverständlich versprach ich ihr, zu schweigen und mein Bestes zu tun.

Wir gingen nun zusammen hin — unterwegs erfuhr ich noch voll Erbitterung, mit welchen Kinkerlitzchen von Beträgen man diese armen, unwissenden Frauen betrogen hatte, aber das festigte nur meinen Entschluß, ihnen bis zum letzten zu helfen. Wir gingen die Treppe hinauf, und kaum daß wir die Türe aufklinkten, hörten wir von der Stube drinnen schon die freudig-polternde Stimme des alten Mannes: ‚Herein! herein!' Mit der Feinhörigkeit des Blinden mußte er schon von der Treppe unsere Schritte vernommen haben.

‚Herwarth hat heute gar nicht schlafen können vor Ungeduld, Ihnen seine Schätze zu zeigen', sagte lächelnd das alte Mütterchen. Ein einziger Blick ihrer Tochter hatte sie bereits über mein Einverständnis beruhigt. Auf dem Tische lagen ausgebreitet und wartend die ganzen Stöße der Mappen, und kaum daß der Blinde meine Hand fühlte, faßte er schon ohne weitere Begrüßung meinen Arm und drückte mich auf den Sessel.

‚So, und jetzt wollen wir gleich anfangen — es ist viel zu sehen, und die Herren von Berlin haben ja niemals Zeit. Diese erste Mappe da ist Meister Dürer und, wie Sie sich überzeugen werden, ziemlich komplett — dabei ein Exemplar schöner als das andere. Na, Sie werden ja selber urteilen, da sehen Sie einmal!' — er schlug das erste Blatt der Mappe auf — ‚das große Pferd'.

Und nun entnahm er mit jener zärtlichen Vorsichtigkeit, wie man sonst etwas Zerbrechliches berührt, mit ganz vorsichtig anfassenden schonenden Fingerspitzen der Mappe ein Passepartout, in dem ein — ganz leeres vergilbtes Papierblatt eingerahmt lag, und hielt den wertlosen Wisch begeistert vor sich hin. Er sah es an, minutenlang, ohne doch wirklich zu sehen, aber er hielt ekstatisch das leere Blatt mit ausgespreizter Hand in Augenhöhe, sein ganzes Gesicht drückte magisch die angespannte Geste eines Schauenden aus. Und in seine Augen, die starren, mit ihren toten Sternen, kam mit einem Mal — schuf dies der Reflex des Papieres oder ein Glanz von innen her? — eine spiegelnde Helligkeit, ein wissendes Licht.

‚Nun,‘ sagte er stolz, ‚haben Sie schon jemals einen schöneren Abzug gesehen? Wie scharf, wie klar da jedes Detail herauswächst — ich habe das Blatt verglichen mit dem Dresdner Exemplar, aber das wirkt ganz flau und dumpf dagegen. Und dazu das Pedigree! Da‘ — und er wandte das Blatt um und zeigte mit dem Fingernagel auf der Rückseite haargenau auf einzelne Stellen des leeren Blattes, so daß ich unwillkürlich hinsah, ob die Zeichen nicht doch noch dort waren — ‚da haben Sie den Stempel der Sammlung Nagler, dann hier den von Remy und Esdaile; die haben auch nicht geahnt, diese illustren Vorbesitzer, daß ihr Blatt einmal hierher in die kleine Stube käme.‘
Mir lief es ganz kalt über den Rücken, als der Ahnungslose ein vollkommen leeres Blatt so begeistert rühmte, und es war gespenstisch mitanzusehen, wie er mit dem Fingernagel bis zum Millimeter genau auf alle die nur in seiner Phantasie noch vorhandenen unsichtbaren Sammlerzeichen hindeutete. Mir war die Kehle vor Grauen zugeschnürt, ich wußte nichts zu antworten; aber wie ich verwirrt zu den beiden aufsah, begegnete ich wieder den flehentlich aufgehobenen Händen der zitternden und aufgeregten alten Frau. Da faßte ich mich und begann mit meiner Rolle.
‚Unerhört!‘ stammelte ich endlich heraus. ‚Ein herrlicher Abzug.‘
Und sofort erstrahlte sein ganzes Gesicht von Stolz. ‚Das ist aber noch nichts,‘ triumphierte er, ‚da müßten Sie erst die ‚Melancholia‘ sehen oder da die ‚Passion‘, ein illuminiertes Exemplar, wie es kaum ein zweites Mal vorkommt in gleicher Qualität. Da sehen Sie nur‘ — und wieder strichen zärtlich seine Finger über eine imaginäre Darstellung hin — ‚diese Frische, dieser körnige, warme Ton. Da würde Berlin kopfstehen mit allen seinen Herren Händlern und Museumsdoktoren.‘
Und so ging dieser rauschende, redende Triumph weiter, zwei ganze geschlagene Stunden lang. Nein, ich kann es Ihnen nicht schildern, wie gespenstig das war, mit ihm diese hundert oder zweihundert leeren Papierfetzen oder schäbigen Reproduktionen

anzusehen, die aber der Erinnerung dieses tragisch Ahnungslosen so unerhört wirklich waren, daß er ohne Irrtum in fehlloser Aufeinanderfolge jedes einzelne mit den präzisesten Details rühmte und beschrieb: die unsichtbare Sammlung, die längst in alle Winde zerstreut sein mußte, war für diesen Blinden, für diesen so rührend betrogenen Menschen, noch unverstellt da, und die Leidenschaft seiner Vision so überwältigend, daß beinahe auch ich schon an sie zu glauben begann. Nur einmal unterbrach schreckhaft die Gefahr eines Erwachens die somnambule Sicherheit seiner schauenden Begeisterung: er hatte bei der Rembrandtschen ‚Antiope' (einem Probeabzug, der tatsächlich einen unermeßlichen Wert gehabt haben mußte) wieder die Schärfe des Druckes gerühmt, und dabei war sein nervös hellsichtiger Finger, liebevoll nachzeichnend, die Linie des Eindruckes nachgefahren, ohne daß aber die geschärften Tastnerven jene Vertiefung auf dem ganz andern Blatte fanden. Da ging es plötzlich wie ein Schatten über seine Stirne hin, die Stimme verwirrte sich. ‚Das ist doch ... das ist doch die Antiope?' murmelte er, ein wenig verlegen, worauf ich sofort einsetzte, ihm eilig das gerahmte Blatt aus den Händen nahm und die auch mir gewärtige Radierung in allen möglichen Einzelheiten begeistert beschrieb. Da entspannte sich das verlegen gewordene Gesicht des Blinden wieder. Und je mehr ich rühmte, desto mehr blühte in diesem knorrigen, vermorschten Manne eine joviale Herzlichkeit, eine bieder-heitere Innigkeit auf. ‚Da ist einmal einer, der etwas versteht', jubelte er, triumphierend zu den Seinen hingewandt. ‚Endlich, endlich einmal einer, von dem ihr auch hört, was diese meine Blätter wert sind. Da habt ihr mich immer mißtrauisch gescholten, weil ich alles Geld in meine Sammlung getan: es ist ja wahr, in sechzig Jahren kein Bier, kein Wein, kein Tabak, keine Reise, kein Theater, kein Buch, nur immer gespart und gespart für diese Blätter. Aber ihr werdet einmal sehen, wenn ich nicht mehr da bin — dann seid ihr reich, reicher als alle in der Stadt, und so reich wie die Reichsten in

Dresden, dann werdet ihr meiner Narrheit noch einmal froh sein. Aber solange ich lebe, kommt kein einziges Blatt aus dem Haus – erst müssen sie mich heraustragen, dann erst meine Sammlung.'

Und dabei strich zärtlich, wie über etwas Lebendiges, seine Hand über die längst ausgeleerten Mappen – es war grauenhaft und doch gleichzeitig rührend für mich, denn in all diesen Jahren des Krieges hatte ich nicht einen so vollkommenen, so reinen Ausdruck von Seligkeit auf einem deutschen Gesichte gesehen. Und neben ihm standen die Frauen, geheimnisvoll ähnlich den weiblichen Gestalten auf jener Radierung des deutschen Meisters, die gekommen, um das Grab ihres Heilands zu besuchen, vor dem erbrochenen, leeren Gewölbe mit einem Ausdruck fürchtigen Schreckens und gleichzeitig gläubiger, wunderfreudiger Ekstase stehen. Wie dort auf jenem Bilde die Jüngerinnen von der himmlischen Ahnung des Heilands, so waren diese beiden alternden, zermürbten, armseligen Kleinbürgerinnen angestrahlt von der kindlich seligen Freude des Greises, halb in Lachen, halb in Tränen, ein Anblick, wie ich ihn nie ähnlich erschütternd erlebt. Aber der alte Mann konnte nicht satt werden an meinem Lob, immer wieder häufte und wendete er die Mappen, durstig jedes Wort eintrinkend: so war es für mich eine Erholung, als endlich die lügnerischen Mappen zur Seite geschoben wurden und er widerstrebend den Tisch freigeben mußte für den Kaffee. Aber was war dies mein schuldbewußtes Aufatmen gegen die aufgeschwellte, tumultuöse Freudigkeit, gegen den Übermut des wie um dreißig Jahre verjüngten Mannes! Er erzählte tausend Anekdoten von seinen Käufen und Fischzügen, tappte, jede Hilfe abweisend, immer wieder auf, um noch und noch ein Blatt heranzuholen: wie von Wein war er übermütig und trunken. Als ich aber endlich sagte, ich müßte Abschied nehmen, erschrak er geradezu, tat verdrossen wie ein eigensinniges Kind und stampfte trotzig mit dem Fuße auf, das ginge nicht an, ich hätte kaum die Hälfte gesehen. Und die Frauen hatten

harte Not, seinem starrsinnigen Unmut begreiflich zu machen, daß er mich nicht länger zurückhalten dürfe, weil ich meinen Zug versäume.
Als er sich endlich nach verzweifeltem Widerstand gefügt hatte und es an den Abschied ging, wurde seine Stimme ganz weich. Er nahm meine beiden Hände, und seine Finger strichen liebkosend mit der ganzen Ausdrucksfähigkeit eines Blinden sie entlang bis zu den Gelenken, als wollten sie mehr von mir wissen und mir mehr Liebe sagen, als es die Worte vermochten. ,Sie haben mir eine große, große Freude gemacht mit Ihrem Besuch', begann er mit einer von innen her aufgewühlten Erschütterung, die ich nie vergessen werde. ,Das war mir eine wirkliche Wohltat, endlich, endlich, endlich wieder einmal mit einem Kenner meine geliebten Blätter durchsehen zu können. Und Sie sollen sehen, daß Sie nicht vergebens zu mir altem, blindem Manne gekommen sind. Ich verspreche Ihnen hier vor meiner Frau als Zeugin, daß ich in meine Verfügungen noch eine Klausel einsetzen will, die Ihrem alten und bewährten Hause die Auktion meiner Sammlung überträgt. Sie sollen die Ehre haben, diesen unbekannten Schatz' — und dabei legte er die Hand liebevoll auf die ausgeraubten Mappen — ,verwalten zu dürfen bis an den Tag, da er sich in die Welt zerstreut. Versprechen Sie mir nur, einen schönen Katalog zu machen: er soll mein Grabstein sein, ich brauche keinen besseren.'
Ich sah auf die Frau und Tochter, sie hielten sich eng zusammen, und manchmal lief ein Zittern hinüber von einer zur andern, als wären sie ein einziger Körper, der da bebte in einmütiger Erschütterung. Und mir selbst war es irgendwie feierlich zumut, da mir der rührend Ahnungslose seine unsichtbare, längst zerstobene Sammlung wie eine Kostbarkeit zur Verwaltung zuteilte. Ergriffen versprach ich ihm, was ich niemals erfüllen konnte; wieder ging ein Leuchten in den toten Augensternen auf, ich spürte, wie seine Sehnsucht von innen suchte, mich leibhaftig zu

fühlen: ich spürte es an der Zärtlichkeit, an dem liebenden Anpressen seiner Finger, die meine hielten in Dank und Gelöbnis. Die Frauen begleiteten mich zur Tür. Sie wagten nicht zu sprechen, weil seine Feinhörigkeit jedes Wort erlauscht hätte, aber wie heiß in Tränen, wie strömend in Dankbarkeit strahlten ihre Blicke mich an! Ganz betäubt tastete ich die Treppe hinunter. Eigentlich schämte ich mich: da war ich wie der Engel des Märchens in eine Armeleutestube getreten, hatte einen Blinden sehend gemacht für eine Stunde nur dadurch, daß ich einem frommen Betruge Helferdienst bot und unverschämt log, ich, der in Wahrheit doch als ein schäbiger Krämer gekommen, um ein paar kostbare Stücke jemandem listig abzujagen. Aber was ich mitnahm, war mehr: ich hatte wieder einmal reine Begeisterung lebendig spüren dürfen in dumpfer, freudloser Zeit, eine Art geistig durchleuchteter, ganz auf die Kunst gewandter Ekstase, wie sie unsere Menschen längst verlernt zu haben scheinen. Und mir war — ich kann es nicht anders sagen — irgendwie ehrfürchtig zumut, obzwar ich mich noch immer schämte und nicht eigentlich wußte warum.
Schon stand ich unten auf der Straße, da klirrte oben ein Fenster, und ich hörte meinen Namen: wirklich, der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, mit seinen blinden Augen mir in der Richtung nachzusehen, in der er mich vermutete. Er beugte sich so weit vor, daß die beiden Frauen ihn vorsorglich schützen mußten, schwenkte sein Taschentuch und rief: ‚Reisen Sie gut!' mit der heiteren, aufgefrischten Stimme eines Knaben. Unvergeßlich war mir der Anblick: dies frohe Gesicht des weißhaarigen Greises da oben im Fenster, hoch schwebend über all den mürrischen, gehetzten, geschäftigen Menschen der Straße, sanft aufgehoben aus unserer wirklichen widerlichen Welt von der weißen Wolke eines gütigen Wahns. Und ich mußte wieder, wie so oft, an das alte wahre Wort denken — ich glaube, Goethe hat es gesagt —: ‚Sammler sind glückliche Menschen.'"

Theodor Däubler / Gedichte

Klang bei Nacht

O Sonne, ohne Mühe ist der Tag gelungen,
Am Abend das Rubinglas goldbrüchig gesprungen:
Was hat der liebe Gott den Scherben sanft entnommen?
Den Mond für uns. Sternchen haben Engelein bekommen.

Was breitet der Mond mir aus mit Silberfingern?
Sein Wasser zum Spiegeln: Ölbäumchen, mein Eselein.
Ich schwärmte zu Glühwürmchen, liebsten Spieldingern:
Er trat herein: mir wird es gar liliensanft und rein.

Eine Schürze voll von Wünschen bringt die Traumfrau.
Hat sie den Mond, oder er das Weib sich geholt?
Ich blick in den Spiegel: Wie jung, und das Gewand blau!
Doch kalt fällt Glast vom Ast, der Zauber verkohlt.

Die Liebe

Ich weiß: ich habe mich entzweit, verloren!
Ich bin bereits der Schöpfung Leiden inne.
Und Ich, mein andres Ich, verlangt die Minne:
O Gott, warum ward ich so fromm geboren?

Ihr Zweifel, naht mir nicht, dem starken Toren!
Ich habe ja die Liebe nicht im Sinne!
Das Licht und sein Gefühl ist eine Spinne:
Doch bin ich noch, sobald ich mich erkoren?

Ich pilgre schon durch alte Möglichkeiten!
Ja, meine Liebe taut in eignen Fernen
Und mag das, was ich war, dort vorbereiten.

Nun strahle ich, nicht ich, aus eignen Sternen!
Ich trachte sie in mich zurückzuleiten,
Doch muß ich da noch Weitheiten erlernen.

Ein Wesen

Der Geist hat eine Eiche heute nacht geknickt.
Ich sauste, lauschte auf. Ein Riese war gefällt.
Der Hunger, samt der Brunst, hat durch den Sturm gebellt,
Und ein Gespenst urplötzlich unsichtbar genickt.

Von einer Eule ward ein Tier zu Tod gepickt,
Der Westwind wo an einer Waldeswand zerschellt,
Der Schreck befiedert übers Feld emporgeschnellt,
Das Wasser hat wie eine Schicksalsuhr getickt.

Es ist nun wo ein Ding beschlossen oder aus!
Ich starre ganz zugegen in den Geist der Welt.
Mein panisches Gehaben ist bei sich zu Haus.

Viel eher als ein Narr bin ich ein Held.
Ich brauche diesen rauschenttauchten Braus und Graus
Und bin der Saus, der kraus den Geist verzaubert hält.

Edouard Schneider / Eleonora Duse

Lange bevor ich sie kennen lernte, hatte ich sie in Paris als „Kameliendame" einen ihrer glänzendsten Triumphe feiern sehen. Noch waren mir die Stimme und die Erscheinung der großen Sarah in Ohr und Auge lebendig. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß irgendeine Schauspielerin sie in dieser beinahe mythisch gewordenen Rolle übertreffen könnte. So war ich denn

aufs höchste überrascht, als mir die Gestalt Marguerite Gautiers mit den Zügen der Italienerin entgegentrat und eben die poetische Zaubergewalt von ihr ausging, aber darüber hinaus ein mir völlig neuer Glanz schlichter Wahrhaftigkeit. Sie wirkte noch hinreißender und dabei doch jedem einzelnen unter uns verwandt. Man muß sie gesehen haben in dem Augenblick, da sie Armand Duval verläßt und anstatt des traditionellen Kusses auf die Stirn ihre Lippen auf die Lippen des Geliebten drückt; dann weiß man, auch wenn einzelnes in der Erinnerung verblaßt, wie sie ihre Gestalten aus der Wahrheit heraus neu erschuf und ihnen Menschenlaute von einer eigentümlichen Tiefe gab, die außer ihr niemand hatte. Wer je das flehende „Armando!" gehört hat, das sie ihm im vierten Akt zurief, in dessen Seele wird der Nachhall von so viel Pein nicht wieder verstummen: ein Raunen und Stammeln, das in herzzerreißendem Crescendo anstieg, der Aufschrei des Menschen vor seinem Nichts, in dem Augenblick, da ihn mit der Liebe die Kraft verläßt und er nicht weiß, warum er lebt. Und über die Grenzen des Individuums hinaus der Schrei der zerbrochenen Menschheit, darum so erschütternd, weil nichts Theatralisches die jammernden Lippen entstellte, hilflos vor Zärtlichkeit und Entsetzen, rein wie die Stimme, die ihn aus des Herzens brodelnder Tiefe ausstieß. Echter kann man sich nicht darstellen, eindringlicher nicht wirken eben durch Mäßigung, größer nicht in der Schlichtheit, die jede Gebärde, jede Stellung, jeden Ausdruck durch Zurückhaltung adelt.

Und nun ihr Gesicht. Sie pflegte sich nicht zu schminken, und so wirkte sie auffallend bleich. Dies blasse Antlitz war eine Welt, in der die sanften und die gewaltsamen Kräfte des Innern ihr Wesen trieben, auftauchten und wieder verschwanden in ruhelosem Wechsel, wie Blitze und flüchtige Schatten; wer es nur einmal sah, war in seinem Bann. In den Zügen loderte ihre Feuerseele und in den unendlich wandlungsfähigen Augen. Bald waren die Lider starr geöffnet, dann senkten und hoben sie sich

wieder, und der Blick ging aus Angst in Lächeln, aus rätselvollem Dunkel in Leidenschaft über und wurde plötzlich wieder ganz still. Auf den düsteren Augen spielte ein goldiger Schein, und eine Fülle von Bildern und Gedanken sammelte sich darin; grenzenlose Milde breitete ihre Flügel über diese Welt. Um die schwermütigen Lippen, um Nase, Brauen und Stirn, bis unter das wilde schwarze Haar huschte es wie Schauer von tiefen Geheimnissen. Kampf-lust und Trotz sprachen aus der stark betonten Linie des Unter-kiefers, die in dem langgezogenen Bogen von Kinn und Hals ihren besänftigenden Ausgleich fand. Wenn der Mund, ein wenig bleich, sich über den weißen Zähnen öffnete, so war es, als gäbe er der Macht des Augenblicks ein Geheimnis preis, das über alle Worte furchtbar, rein und schmerzlich war. Was aber die Lippen aussprachen und was sie verschwiegen, dem gaben erst die berühmten marmorschönen Hände den letzten Ausdruck mit einer Liebkosung, einer scherzenden, einer unwilligen Be-wegung.

Unvergeßlich ist mir die lebendige Gestalt, die biegsame, tausend-fältig bewegliche, die ihre ganze Umgebung, ja gleichsam den Raum selber entzündete.

Ihre Stimme gebot weder über einen kräftigen Atem noch über besondere Stärke und Ausdauer des Tons; aber allzeit jung und geschmeidig, wußte sie die stille Sprache der Gedanken in ihre feinsten Schwingungen auseinanderzulegen: atemlos, abgerissen, zersprungen gab sie die wilden Triebe; mezza voce, wie aus weiter Ferne hauchte sie Leiden, Hingabe, Erinnerung. In dieser Stimme tönten heilige Bekenntnisse, eine Botschaft aus den un-erforschlichen Regionen zwischen Geist und Fleisch.

Der Abend blieb mir im Gedächtnis als Offenbarung einer Kunst, die alle Künste der Bühne zuschanden macht, weil sie unser Herz-schlag selber ist. So war ich tief betrübt, als ich ein paar Jahre später erfuhr, daß Eleonora Duse das Theater für immer ver-lassen hatte.



Ihr Abschied auf der Höhe des Ruhms war für uns ein Rätsel, die wir von dem Leben der großen Tragödin nichts wußten. Für alle, die ihre Laufbahn bis dahin mit leidenschaftlichem Anteil verfolgt hatten, wurde sie von dem Augenblick an zur Legende.
Schon mehr als einmal hatte sie vorübergehend der Bühne entsagt; sie war ja eigentlich keine Schauspielerin im üblichen Sinne, und die Mehrzahl ihrer Zuschauer empfand das auch. Sie umgab sich am liebsten mit Stillschweigen, und nur an eine Episode ihres Lebens konnten sich Vermutungen knüpfen, von der trotz all ihrer fraulichen Zurückhaltung Gerüchte in die literarische Welt durchgesickert waren. Sie galt für scheu und einsiedlerisch. Monatelang verschwand sie nicht nur von der Bühne, sondern war sogar für ihre wenigen Freunde verschollen, die dann in ihrer Wohnung vergeblich nach ihr fragten. Bisweilen schrieb sie überhaupt nicht. Dann wieder erhielt einer ihrer Vertrauten, der sie in der Gegend von Rom oder Florenz vermutete, plötzlich eine Nachricht von ihr aus der Schweiz oder aus Tirol, aus Griechenland oder Ägypten. Verständnislose Leute erklärten solche Fluchtversuche damit, daß sie sich mit dem Nimbus des Außergewöhnlichen umgeben wollte. Für den aber, der sie begriffen hatte, bedeuteten sie einen Drang zur Freiheit, der ihrem Wesen und ihrer Bestimmung gemäß war.
So erlosch das brennende Antlitz allmählich im Nebel der Zeit und tauchte mit den Jahren immer seltener vor meinem innern Auge auf, bis die Ereignisse mich noch einmal mit Eleonora Duse zusammenführten.

*

Ab und zu nahmen ihre nervösen Erschütterungen solche Formen an, daß die Frage nahelag, ob ihre außerordentlich feine seelische Reizbarkeit nicht an Hellsehen streifte und sie zu einem Verkehr mit unsichtbar Gegenwärtigem fähig machte. Vielleicht ist die folgende Begebenheit ein Beleg dafür. Eines Tages kommt sie nach San Remo, einem ihrer Lieblingsorte, und sucht den Wirt



Eleonora Duse in Meran
Sommer 1921

auf, bei dem sie abzusteigen pflegt. Er bedauert lebhaft: im Augenblick sei kein Zimmer für sie frei. Sie läßt sich aber nicht abweisen und bittet ihn, ihr irgendwo in einem Salon oder in einem Badezimmer ein Bett herzurichten. Der Wirt schlägt es ihr ab. Allein schließlich gibt er doch dem Drängen der berühmten Künstlerin nach, geht fort, kommt wieder und sagt, er könne ihren Wunsch erfüllen. Dann führt er seinen Gast in ein prachtvolles Zimmer. Ganz entzückt legt sie sich schlafen und ärgert sich nur über die sonderbare Art des Wirtes, sie abzuweisen, obgleich solch ein Zimmer verfügbar war. Die Nacht bricht herein, sie kann und kann nicht schlafen und wird immer aufgeregter. Unerklärliche Pein schnürt ihr die Kehle, sie erstickt beinahe vor Angst. Am Morgen kommt die Frau, die sie regelmäßig massiert, wenn sie in San Remo ist, und die Duse erzählt von ihren nächtlichen Beklemmungen. — „Das macht wohl die Reise, das macht die Luftveränderung ..." ist die Antwort. Die nächste Nacht ist entsetzlich, die Beschwerden werden immer schlimmer. Ein nervöser Anfall nimmt sie so grausam mit, daß sie gegen Mitternacht klingelt, was sie noch nie getan hat, und sich ein Schlafmittel geben läßt. Ihre Leute bemühten sich zwei Stunden lang vergeblich, sie zu beruhigen. Immer wieder sah sie eine Flamme vor sich, die jäh wie ein Blitz aus ihrem Kopfkissen schlug, als der Nervenkrampf seinen Höhepunkt erreicht hatte. Am nächsten Morgen ist sie völlig zerschlagen und berichtet der Masseuse von der grauenvollen Nacht. Die rät ihr, ein anderes Zimmer zu nehmen. „Wieso! Ein so schönes Zimmer! Wo könnte ich denn besser aufgehoben sein? Ich bleibe hier." — „Nein, gnädige Frau, glauben Sie mir! ziehen Sie um! Hier haben Sie keine ruhige Nacht." Als darauf die Duse in sie dringt, gesteht die Frau, daß sich vor einigen Tagen jemand in dem Zimmer erschossen hat.

Wir kehren zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge zurück. Der Conte Primoli hat schon vor dreißig Jahren erzählt, wie sie materielle Vorteile aufs Spiel setzen konnte, wenn sie von ihrem

Dämon besessen war: Viermal ist sie nach Ägypten gegangen, um sich in der Sonneneinsamkeit der Wüste auszuruhen und zu wärmen; aber die Theaterglocke hat sie immer wieder abgerufen, wenn die große Sphinx sich eben anschickte, ihr ihr Geheimnis preiszugeben ... Schon ein paarmal hat die Fragerin dem Ruf kein Gehör geschenkt und ist geblieben, weil sie sich dem Bann nicht entreißen wollte, mochte es sie auch erhebliche Konventionalstrafe kosten. Für einen Tag Vergessenheit ließ sie die Früchte eines ganzen Arbeitswinters fahren ... So zahlte sie in dem Jahre, ehe sie nach Paris kam, mehr als hunderttausend Lire Konventionalstrafe für eine versäumte russische Gastspielreise.

In der Beziehung hat sie sich im Alter nicht geändert. Die langen Jahre stiller Betrachtung hatten ihren Dämon keineswegs beschwichtigen können, und auch das war eine Ursache, warum sie litt. Sie empfand es wohl oft als Schmach; denn sie wußte nur zu gut, daß sie sich zu Ungerechtigkeiten und Kränkungen hinreißen lassen konnte und sich Schwachheiten vorwerfen mußte, die ihres Ideals nicht würdig waren. Sie beklagte das wie ein Verhängnis und war sich auch bewußt, daß das heiße Blut ihres Volkes mit daran schuld war.

Einmal erzählte sie aus ihrer Kindheit: „Wenn mich jemand von oben herab behandelte, einerlei ob Mann oder Frau, dann rief ich: ‚Papa! Du mußt ihn totschlagen! ...‘ Ich meinte das wirklich als Befehl. Aber ich war vierzehn Jahre alt.“

Ein andermal: „Eines Nachmittags ging ich in der römischen Campagna mit einer schönen, etwa zwanzigjährigen jungen Frau spazieren, die mir anvertraut war, der Tochter einer Freundin. Wir waren schon ziemlich weit, als wir ein paar Meter vor uns einen Mann erblickten, dessen prachtvoller Körper von einem weit offenen Leinenkittel nur halb bedeckt war. Sein Gesicht war von eindringlicher, wilder Schönheit. Er sah uns mit solcher Glut an, daß uns bange wurde ... was sollten wir machen, ganz allein in der Einsamkeit? ... Davonlaufen? Fliehen? ... wir wären

ihm vor lauter Angst sicher nicht entkommen ... Dicht dabei war ein großes abbeveratoio [Tränke] für das Vieh. Plötzlich legte er sich auf die Steine, tauchte das Gesicht ins Wasser und fing an zu trinken wie ein Tier. Als er wieder aufstand, hatte er einen andern Blick und sagte auf gut römisch zu uns, indem er die Laute von den Lippen abprallen ließ: ‚E bbonna l'acqua!' Das Wasser hatte ihn beruhigt, und er ging, ohne uns weiter zu beachten. Ja, sehen Sie! das gefährliche Feuer brennt uns Italienern allen in den Adern ..."

*

Sie glaubte so fest an ihre Kunst, daß sie ihr in einer eigenen Bühne das unabhängige Ausdrucksmittel schaffen, ihr im wahren Sinne ihren Tempel bauen wollte: ein Theater in Albano. Vor den Toren Roms, am Ufer des Albaner Sees, nahe bei dem Bade der Diana, sollte es errichtet werden. Auf einer amerikanischen Gastspielreise, die ausschließlich den Werken d'Annunzios gewidmet war, gewann sie viele ihrer Verehrer für den Plan dieses zweiten Bayreuth und erhielt bedeutende Summen. Hie und da regte es sich auch in der großen Welt. Sie selber opferte Zeit, Kraft und Gesundheit und gab als erste ihr Geld. Doch war das Interesse nicht allgemein genug und hielt nicht an, und so verflog der schöne Traum, ehe er Wirklichkeit wurde. Das traf sie tief, wie sie denn überhaupt unter Enttäuschungen bitter zu leiden pflegte, und sie bäumte sich voll Unmut dagegen auf.
Von nun an wurde ihre Kunst immer mehr zum Gottesdienst, besonders tief und innig in den Dramen Ibsens. Nora, Hedda Gabler, Rebecca West, die geliebte Ellida, die Frau vom Meere, und später Frau Alving aus den „Gespenstern", sie alle wußte sie mit ihrem tiefen Sinn für das Geheimnis alles Menschlichen auszulegen. So lernt sie das Dramatische immer reiner und voller erfassen. Ein neues Element taucht auf. Das rauschende und funkelnde Heidentum d'Annunzios lischt aus vor der hohen

Strenge des Norwegers. Wenn die Duse die Gedanken Ibsens wiedergibt, so hat man nicht so sehr den Eindruck einer neuen Kunst; es ist wie ein neues Leben. Tragödin aus Leidenschaft, hatte sie gewiß immer versucht, den Herzschlag der poetischen Gestalt zu erlauschen. Nun aber geht sie so vollständig in der Heldin auf, daß sie ihre Gedanken denkt, ihre Leiden leidet, an ihrer Angst vergeht. Das ist mehr als Schauspiel. Und nach der zwölfjährigen Zurückgezogenheit wird ihre Kunst gleichsam zur hohen Zwiesprache mit denen, die sie im Gewühl der Zuschauer zu vernehmen wissen. Wer das nicht begreift, hat Eleonora Duse nicht verstanden. Mancher huldigt ihr in ihren späteren Jahren mit der abergläubischen Andacht, die ein großer Name erzeugt, und vermißt doch an ihr das frühere Feuer; ja, wäre er aufrichtig gegen sich selbst, so müßte er sich eigentlich gestehen, daß sie ihm weniger wert ist als einst. Seine Seele ist auf halbem Wege stehen geblieben, während die ihre zum Gipfel hinangestiegen ist und den Menschen nun aus den langen Jahren des Schweigens den Reichtum letzter Entfaltung mitbringt.
Ich erinnere nur an eine der unvergeßlichen Gestalten, die sie in ihren letzten Jahren geschaffen hat, an Ellida. Die vielverschriene Ellida, der mancher kluge, reichgebildete Geist aus sehr menschlicher Eitelkeit heraus Leben und Lebenswahrheit abspricht, weil es ihm noch nicht gelungen ist, bis auf den Grund ihres Gemüts hinabzusteigen. Wir wissen schon und werden es bald noch klarer erkennen, daß Ellida die Duse selber ist. Wie in der Frau vom Meere kauert in Eleonoras Seele die Angst, wie sie lechzt nach grenzenloser Befreiung, müht sich um die Wahrheit und ruht nicht, bis sie sich aller Verantwortung klar bewußt geworden ist. Eleonora Duse hat uns als alte Frau einen noch tieferen Begriff von Ellida zu geben vermocht als früher, weil sie inzwischen in langen, stillen Jahren der Versenkung sich selbst erkannt hatte.

Aus dem Buche „Eleonora Duse“ von Edouard Schneider, übertragen von Th. Mutzenbecher

Ernst Bertram / Aphorismen

Selig ist die Stunde des Augs, da es wiederum schaut das Gesetz. Gebirg aber ist erschautes Gesetz.

Mögen wir erstarren; aber nur zum Kristall.

Höchster Stolz des Künstlers: „Ich habe den Menschen den Abschied von der Erde schwerer gemacht.“

Unsre Dichter singen vor dem Spiegel.
Aber es taucht ihnen darin ein Gesicht hinter dem ihren auf.

Ehre den Wahn. Du bist sein Kind.
Ehrt jede Form des Wahns, solang er guten Willens ist.
Das will nicht besagen, daß man ihn nicht bekämpfen dürfe oder solle.

Gott hat böse Botenläufer. Glaubt nicht, seine Engel seien sanft.

Der Gläubige ist der edelste Alchimist: alle Dinge der Welt macht er zu Gott.

Die falschen Propheten haben es leicht; eine Welt geht immer unter.

Alles Große und Rettende geschieht in zwölfter Stunde.

Legen wir getrost Zeugnis ab von der Welt, wie sie uns erscheint; so werden wir wohl zugleich Gott bezeugen, der wir sind.

Aus dem Buch „Mitteland“



Ein Märchen aus den „Gesta Romanorum"

Die Schlange

Weise herrschte einst Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte; bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem jeden nach der Gerechtigkeit tun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte in ihr Nest und nahm es in Besitz; die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest innehatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: „Komm herab, du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen." Wie der Richter die Glocke läuten hörte, kam er zwar herab; als er aber niemanden erblickte, stieg er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie die Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: „Gehe wieder hinunter und treibe nicht bloß die Kröte wieder aus, sondern töte sie auch, denn die Schlange muß ihren

Platz wiederbekommen", und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sei hereingekommen; der aber sprach: „Wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen." Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht wieder; er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht; den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Aus dem Bande Nr. 388 der „Insel-Bücherei"

Otto Freiherr von Taube / Anna Papiria

Daß der königliche Notar Manfred Doktor von Papirius, wie er sich zu schreiben pflegte, seine langjährige Köchin Mining Voß wegen Untreue frühmorgens entlassen hatte, war bereits um zehn Uhr in der ganzen Kleinstadt bekannt und erregte Entsetzen sogar bei der Tischgesellschaft unverheirateter Regierungsbeamter, die sich täglich um ein Uhr im geschlossenen Nebenzimmer des „Deutschen Hauses" versammelte.

„Wie er ohne sie auskommen wird," trug ihr ältestes Mitglied und Vorsitzender, der Regierungsrat Schramm, den anderen Herren vor, meist jüngeren Assessoren und drei ganz jungen Referendaren, „ist mir unerfindlich. Er, der so sehr an sie gewöhnt war, so sehr viel Wert auf Wohlleben legt und sie selber ausgebildet hatte!"

Die Herren, die sich just darüber ergangen hatten, ob es wahr sei, daß in London, zum schwarzen Gehrock bunte Wäsche zu



tragen, statthaft geworden wäre, horchten auf. Begriffen sie doch die Tragweite des Unglücks. Denn der Notar hatte bereits einen jeden von ihnen höflich und pflichtgemäß im Laufe des Winters einmal bewirtet und diejenigen, die ihm wohlgefielen, zu seinem eigenen Vergnügen mehrere Male.

Aber da sprang die Tür des Zimmers auf, und herein brauste der Benannte. „Ein Gedeck!“ rief das dürre lebhafte Männchen dem Kellner, der es geleitet hatte, nach und knarrte, nicht ohne Zierlichkeit — wenn auch etwas obenhin — sich einige Male verbeugend: „Die Herren werden es mir schon gestatten, ob ich gleich, verglichen mit deren hoher Behörde, nur ein gewöhnlicher Sterblicher bin. — Schramm,“ wandte er sich nun zum Regierungsrate, dem einzigen Menschen übrigens, mit dem er sich nachweislich duzte, „wenn ich schon meine Häuslichkeit entbehren muß und diesen Gasthofsfraß in mich einschlingen“ — die Küche des „Deutschen Hauses“ war wirklich gut, und der Wirt verstand sogar für Abwechselung zu sorgen —, „wenn ich meine Zunge martern und meinen Magen verderben muß, nur um dieses gebrechliche Dasein zu erhalten, so will ich dem wenigstens in nicht ganz stumpfsinniger Gesellschaft obliegen.“

Der Regierungsrat versicherte ihm, er werde am Tische willkommen sein, solange seine Strohwitwerschaft dauern sollte.

Herr von Papirius winkte ab mit der Rechten: „Nein, nein, nicht Strohwitwerschaft! So war es nicht! Und diese jungen Herren ...“

Die jungen Herren lächelten einander zu, als sie aus den Worten des Notars einen Abwehreifer heraushörten, der sie überflüssig deuchte. Übrigens nahmen sie ihn genau in Augenschein: Wahrhaftig! er trug zum modischen schwarzen Gehrock mit Streifenhosen, dunkelgrüner perlmutterknöpfiger Samtweste und silbergrauer Halsbinde ein zwar weißes, doch mit schmalen, rosigen Streifen durchzogenes Hemd. Und das hieß unfehlbar: in London, also in der maßgebenden Welt, ist solches geboten. Sein

kleiner, an den Mundecken zu einem winzigen Spitzlein aufgekämmter grauer Schnurrbart, sein über den Schläfen aufgestrichenes graues Haar waren heute nur leicht braun gefärbt; — man nannte das seinen Aufzug zweiter Güte; denn erster Güte war sein Haar kastanienfarben und bei dritter der Anstrich so dünn, daß es rosa wirkte. Kaum daß er Platz genommen hatte, rieb er sich gewohnheitsmäßig die Hände und überfunkelte hinter dem Einglase her einmal die Tafelrunde.

Die Suppe, die ihm nachgereicht werden mußte, da die anderen die ersten Gänge schon verzehrt hatten, schob er nach zwei Löffeln zurück als „Spülicht"; den Schellfisch, der allen anderen geschmeckt hatte, ließ er nicht einmal an sich heran mit der entrüsteten Bemerkung: „Zwei Bahnstunden ab von der Nordsee sollte man doch wenigstens das frisch haben können!" Danach begann er zu klagen: Was solle er tun. Zwölf Jahre lang habe er Mining Voß im Haus gehabt. Und so betrogen zu werden, so betrogen! „Um ganze dreiundsechzig Mark und siebenunddreißig Pfennig hat sie mich während des vorigen Monats geprellt. Und wie nun gar während der anderen!"

„Sie sorgte gut für dich", warf der Regierungsrat ein: „Und solche Sümmchen sind für dich doch keine Einbuße, du, ein so reicher Mann!"

„Sag das nicht, Schramm", murrte der Notar. „Immer heißt es von mir: reicher Mann, reicher Mann! Ich bin kein reicher Mann. Und wär ichs, was mein ist, ist für mich, nicht, damit meine Köchin sich dafür ein Sparbuch anlege und die Alte sich einen Schatz halte!"

Durch die Reihe der jungen Herren lief eine Bewegung. Sie tuschelten. Der Notar sah zornig nach ihnen hin.

„Ich kann dir Ersatz empfehlen", lenkte der Regierungsrat ihn ab: „Mein Mädchen hat eine Verwandte, die bisher in Walsrode bei Klosterfrauen kochte. Sie will sich verändern nach einer größeren Stadt!"



„Ausgerechnet nach Lüneburg", kicherte der Notar.
„Ist immerhin größer als Walsrode", sprach der Regierungsrat.
„Nein," lehnte der Notar ab, „Stiftsdamenküche will ich nicht. Es ist ja ganz gut und schön, wenn ich mal geschäftlich dorthin fahre und von einer meiner Gönnerinnen zu Tische behalten werde. Abends: Rührei mit Schinken. Mittags: Steaks oder Klops. Diese Fräuleins sind alle vom Lande und pflegen im Kloster ihre ländliche Art fort. Nun bin ich zwar kein Verächter ländlicher Kost. Allein für alle Tage? Unmöglich, unerträglich! Und wie sollte ich da meine kleinen Dinerchen geben? Allein, auf alle Fälle, lieber Schramm, für wen kochte sie denn dort?"
„Soweit ich verstanden habe, für die Ringelheim I und II, für die von Linden ..."
„Dann weiß ichs", unterbrach der Notar. Er züngelte und schnüffelte, geschlossener Augen und erhobener Nase, als suchte er sich einen alten Geschmack auf die Zunge zurückzubringen. „Dann weiß ichs, auch für die Betsy Schneverdingen. Und bei der aß ich öfters. Gute Steaks, gutes Rührei, weiter nichts. Die ist nichts für mich. Außerdem: Gebranntes Kind scheuts Feuer. Ich will mich nicht mehr mit einer untergeordneten Person, mit einer Köchin umgeben, die mich hinten und vorne bestiehlt. 's ist doch zu jämmerlich hilflos, so ein alter Junggeselle!"
Es erhob sich ein Chor, um dem Notar zu beweisen, daß er jung sei. Das war, wie alle wußten, die ihn kannten, unumgänglich an dieser Stelle.
Der Notar fuhr fort: „Ich will mir eine Dame aus gutem Hause nehmen. Dergleichen kochen, wenn sie kochen, mit Geist und Vernunft, nicht gedankenlos wie so ein Weib aus dem Volke. Sparsamer, besser, künstlerischer. Ich weiß, man findet in verarmten Familien solche; und man tut, wenn man sich ihrer annimmt, sogar noch ein gutes Werk."
Wieder lief eine Bewegung durch die jungen Leute. Die Meinung, deren Ausdruck sie bedeutete, zog der Regierungsrat in

Betracht. Er sagte: „Ich riete dirs nicht. Du weißt, wie's war mit der Mining.“ – Er spielte damit auf den unendlichen Klatsch an, der sich um den einsamen Herrn und seine Köchin entsponnen hatte. Klar aussprechen wollte er das nicht, weil er wußte, wie empfindlich in dieser Hinsicht sein guter Freund war. Der aber war es mit Recht im Gefühl seiner vollen Unschuld.

„Ich begreife nicht, was man mir alles für ungeheuerliche Gelüste zuschreibt“, ereiferte er sich: „Doch bin ichs satt, auf aller Welt Gerede Rücksicht zu nehmen. Zugegeben: ich bin ein hartgesottener Junggeselle. Doch bin ich nicht lasterhafter als jeder andere.“

„Man hat Sie aber noch jüngst zu Hamburg in lustiger Gesellschaft gesehen“, erfrechte sich der grünste der Referendare, der noch nicht lange am Orte war, Graf Coquelicot de Lavergne de Dingsda de Dingsda und so sieben lange Namen fort, ein Emigrantenenkel und schlesischer, wie er sich selber bezeichnete, „Magnatensohn“; fern seiner Heimat hatte er jetzt im Lüneburgischen zu lernen, wie groß und wie unschlesisch die übrige Welt war.

„Mich?“ richtete sich der kleine vielfarbige Herr auf: „Wann? Und was geht es Sie an?“

Assessor Krusemarck, länger schon mit der Art des Notars vertraut, entsann sich, daß dieses aufgeputzte Männchen mindestens dreimal wegen Pistolen auf Festung gesessen hatte, einmal davon, nachdem sein Gegner von ihm aufs kaltblütigste erledigt worden war.

Er flüsterte Coquelicot eine Warnung zu. Regierungsrat Schramm sah aus wie der fleischgewordene Tadel. Der Frevler stammelte puterrot eine Entschuldigung. Herr von Papirius sah ihn hochmütig und befriedigt an.

„Wild wie meine ungarischen Standesgenossen“, entsann sich der Graf der Erlebnisse, die ein Onkel von ihm in der Tatra

gehabt hatte: „Wer hätte das von einem Kleinadeligen gedacht aus dieser kaltblütigen Provinz Hannover.“

Gang auf Gang hatte Herr von Papirius zurückgewiesen und nur vom Roastbeef zwei Scheiben heruntergewürgt, um nachher zu bemerken, dazu sei Galgenhumor nötig gewesen; er habe gewußt, daß dieser Braten ihn nicht enttäuschen könne, wisse doch alle Welt, daß in den deutschen Gasthöfen ersten Ranges für Rindfleisch stets Pferdefleisch untergeschoben werde.

„Auch im ‚Atlantic‘ zu Hamburg?“ erkühnte sich Herr Krusemarck.

„Ach wo! Natürlich nicht in den Gasthöfen allerersten Ranges: weder im ‚Atlantic‘ noch bei Ehmcke am Gänsemarkt und so weiter und so weiter. Das hätten Sie wissen können“, ärgerte sich der Kleine.

„Der reine Kampfhahn, Machetes pugnax, so bunt und so auffällig“, stellte Krusemarck zum tausendsten Male bei sich fest. Doch der Notar, in dem der Name Hamburg wohl nachklingen mußte, erstand vom Sitze, beugte sich über den Tisch nach der darüber hängenden elektrischen Schelle, die zu erreichen ihm bei seinem geringen Wuchse mühsam war, klingelte und rief, als der Kellner kam, nach einem Hamburger Blatte.

„Die Herren gestatten,“ entschuldigte er sich, ehe er sichs vornahm, „die Sache aber ist für mich zu wichtig. Ich will forschen, ob nicht das Angebot einer für mich brauchbaren Hausgenossin hier stehe.“ — Er übersah die Runde. Er stellte fest, daß diesmal die bewußte Bewegung sie nicht durchlief. „Ja, einer für mich brauchbaren Hausgenossin“, wieherte er nun, betonend, herausfordernd, und triumphierte, als auch jetzt noch alle, als hätte er gar nichts gesagt, so regungslos blieben.

„Ha, hallo, halleluja! Aussicht!“ rief er auf einmal, das Blatt hinwerfend. Er riß die Uhr, die an einem goldenen Halskettlein hing, aus der Westentasche, sah hin, sprang auf: „Entschuldige,

Schramm, entschuldigen die Herren, doch in fünfzehn Minuten geht mein Zug!" verrichtete im Nu ein halb Dutzend Kratzfüße und schoß hinaus.

„Der Fink hat wieder Samen", lächelte der Regierungsrat.

„Amen", reimte Coquelicot.

Der Regierungsrat ward wieder zum fleischgewordenen Tadel und der Coquelicot purpurrot.

„Herr Assessor wollten mir doch etwas Näheres über die Schießereien des Herrn von Papirius erzählen", erinnerte, als der ausgeknobelte Kaffee mit den Schnäpsen vor ihnen stand, der junge Graf Herrn Krusemarck.

„Ja, von der einen wenigstens wollte ich Ihnen erzählen", begann der andere: „Der Fall war zu merkwürdig. Ich weiß nun nicht, ob es seine erste oder zweite war, jedenfalls wars nicht seine letzte: Eine weitere weibliche Verwandte unseres Papirii, die er gar nicht kennt, allerdings seines Namens, ist mit einem höheren Offizier, ich glaube gar mit einem Oberstleutnant, verlobt. Er läßt sie sitzen. Sie hat keinen Vater, keinen Bruder, keine Beschützer. Der Notar — oder damals noch nicht Notar, sondern frisch ernannter Landrichter, Vertreter also des Gesetzes — hört es, reist hin und, nun weiß ich wieder nicht, ob er ihn forderte oder es so einrichtete, daß jener ihn fordern mußte, — kurzum, er schießt den Mann tot. Daß er aus der Richterlaufbahn ins Notariat überwechselte, soll damit zusammenhängen."

„Ritterlich", entschied der Graf.

„Ja," sagte Krusemarck, „aber auch sonderbar. Und immer nennt er sich einen alten Junggesellen. Und immer ist er bemüht, daß man ihn für jung halte. Hoffentlich bleiben seine Diners nach dem Wechsel der Kochkraft weiter gut."

Der Notar war niedergeschlagen wie ein Feldherr nach einer verlorenen Schlacht aus Hamburg wiedergekommen. „Nichts Rechtes!" klagte er tags darauf am Regierungstische: „Alles



Gänse, diese feineren Damen: Weiber, die Kunstgeschichte treiben wollen, Weiber, die heiraten wollen, Weiber, die alles mögliche wollen, nur nicht das, worauf es ankommt: kochen, kochen! Es steckt kein Ernst, kein Ehrgefühl in ihnen!" Doch vertiefte er sich abermals in die Zeitung und fuhr abermals nach Hamburg.
„Allwo er nebenbei sich austobt", meinte hinterrücks der Graf.
Am nächsten Tage klagte Papirius über die gleichen Erfahrungen. „Hätte ich nicht den Wust von Arbeit zu erledigen," fügte er hinzu, „so setzte ich mich für die ganze köchinnenlose, die schreckliche Zeit nach Hamburg und täte weiter nichts als suchen."
Am Tage, der folgte, ließ er sich bei der Tafelrunde entschuldigen. Er hatte dem Regierungsrat einen Zettel gesandt: „Wenn ich schon im ‚Deutschen Hause' fressen muß, so möchte ich doch meine Ruhe dabei haben. Ich bin nervos. Eure Gesellschaft, wie nett sie auch sei, zwingt mich, mich zusammenzunehmen. Das macht mich erst recht nervos. Auch soll man nicht sehen, wie ich leide. Ich werde daher von nun ab an einem Tischchen im großen Saale essen. Hinter einem Schirme, den ich habe davorrücken lassen. Willst Du mich sehen, so komm, nachdem Ihr abgegessen, und trink mit mir den Kaffee. Doch beeile Dich, ich bleibe nicht lange sitzen, ich stürme wieder nach Hamburg."
Er aß zwei Tage lang hinter dem Schirme, dann zwei weitere in einem „bürgerlichen Speisehause" der Stadt, wo er es am ersten „herrlich", am zweiten „saumäßig" fand; dann erfuhr man, er habe seine Geschäfte, so gut es ging, seinem Bureauchef übertragen und sich, versehen mit drei Kleiderkoffern, wahrhaftig ganz nach Hamburg verfügt, „um nicht zu verhungern", wie er gesagt hatte, aber auch, um jede Stunde zur Suche des ideal kochenden Frauenzimmers zu verwenden.
Ab und zu kam er nach Lüneburg des Allernotwendigsten seines Berufes halber. Am fünften Tage kam er jubilierend endgültig zurück in Begleitung von Fräulein Anna Harmsen, einem gebildeten Mädchen aus gutem Hause. Ihr Vater war Arzt

gewesen und hatte in angenehmen Verhältnissen gelebt. Ungetreue Vormünder hatten nach seinem Tode die Kinder um Hab und Gut gebracht. „Ob sie bisher mehr als Steaks und Rührei zubereiten kann," sagte Herr von Papirius dem Regierungsrat Schramm auf der Straße, „das weiß ich nicht. Sie ist aber, verglichen mit den anderen Weibern, nicht ganz überspannt, vor allem nicht heiratstoll. Sie beherrscht von der gewünschten Kunst die Grundlagen, und eins noch, eins, was den Ausschlag gab: sie hat Liebe zur Sache. Wir haben uns über eine Stunde geradezu wissenschaftlich über das Kochen unterhalten: über die ewig schwierige Zubereitung vom Reis. Denk dir auch, sie hat ein entzückendes Wort gebraucht, sie hat von ‚savoureusem Geschmacke' gesprochen. Zeugt das nicht von Verständnis! Hein? C'est Paris!"
Und er enttänzelte vergnügt nach seiner Kanzlei hin, im Knopfloch des Mantels das erste Schneeglöckchen des Jahres, einen uralten Pariser Gassenhauer, dessen Anzüglichkeiten wohl nur noch er verstand, vor sich hinträllernd.

Die ganze Stadt bekümmerte sich indessen aufs lebhafteste darum, wie es werden würde oder schon geworden sei zwischen dem Schlemmer, dem Lebemanne, dem Herrn von Papirius und der in seine Löwenhöhle geratenen Jungfrau Anna Harmsen. Zum Unglück war sie sogar hübsch. Oder, wenn nicht hübsch, so doch gut anzuschauen. Sie war um die neunundzwanzig oder dreißig, ebenmäßig gewachsen, vielleicht für ein Mädchen etwas zu füllig, doch mit schönen weiß und rosigen Farben, gut gebildetem Munde, leiblichen Zügen, hellblauen Augen und prachtvollstem, flachsblondem Haar.
„Ein Rubens!" hatte Regierungsrat Schramm der Tafelrunde berichtet, nachdem er zum erstenmal wieder bei seinem Freunde gespeist hatte.
„Was ist ein Rubens?" fragte der Referendar von Polzin.



Die anderen erhoben ein Gelächter. „Rubens kommt von rubeo, ich erröte", versetzte trocken der Regierungsrat und erzählte weiter: „Ich sah sie bei Tische."

„Ich bin so frei," äußerte Krusemarck, „es nicht ganz richtig zu finden, daß Herr von Papirius sie bei Tische mitessen läßt."

„Ich habe ihn gleich davor gewarnt," entgegnete der Regierungsrat, „ich riet ihm stets, keine Dame aus gutem Hause anzustellen. Doch nun ist es geschehen, und da werden Sie begreifen, daß es anders unmöglich ist. Er selber hat lange hin und her erwogen, wie er es machen sollte. Es ging nicht anders. Und so mußte er mir auch gestehen, daß er, wie zufrieden er sonst auch mit seiner Wahl sei, sie aus diesem Grunde beinahe bereue."

„Wo sie doch so hübsch sein soll", platzte der Coquelicot ins Gespräch.

„Nun ja", trug der Regierungsrat weiter vor: „Doch zeitlebens hatte er, wenn er nicht Gäste hatte, allein gespeist. Das begründet eine feste Gewohnheit. Und nun glaubt er stets, sich nach ihr richten zu müssen, da sie doch eine Dame ist; darf sich nie gehen lassen, wie er klagt: ‚Ich darf mich bei Tische nie mehr zahnstochern.' Wahrhaftig, statt sich nach der Mahlzeit den Mund zu spülen, tippt er jetzt nur die Fingerspitzen ins blaue Glas, das den ‚Punsch ohne Kognak' enthält."

„Ich würde mich von so einer Hausdame nicht stören lassen", äußerte der dritte Referendarius.

„Herr Kollege," entgegnete der Regierungsrat, „der Herr von Papirius ist von der alten Schule, von der Sie sehr viel lernen könnten."

„Und wie war das Essen?" fragte der Assessor von Grünacker.

„Nicht wie zu Minings Zeiten, gewiß nicht", gab der Regierungsrat Auskunft, „aber gut. Und Papirius meinte, sie mache von Tag zu Tag Fortschritte; sie werde Minings Künste bald erreicht haben und ihre Vorgängerin dann völlig in Schatten stellen. Übrigens habe ich oft über Essen sprechen hören, und mein guter



Hans Meid: Zeichnung
zum Schlemmerlied „Wo soll ich mich hinkehren“

Freund spricht nur davon — wenn nicht ausnahmsweise über Kunst —, so eine gründliche Unterhaltung darüber, wie die beiden sie miteinander führen, habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Und es war Vernunft darin, es machte Vergnügen."
„Brillant-Savarin", versetzte Herr von Polzin wichtig.
„Brillat!" verbesserte Coquelicot.
Der andere ärgerte sich: „Ein Kunststück, Französisch zu können, wenn man einen guillotinierten Urgroßvater hat."

„Bitten Sie Fräulein Harmsen in mein Kabinett."
So sprach der Herr Notar, Aktentasche, Spazierstock und Handschuhe niederlegend, zu seinem Diener, der ihm aus dem hellen Frühlingsmantel half. Der Diener stak in einer ausgesuchten schwarz über schwarz betreßten Livree, die nur durch sparsam aufgenähte blau-golden gedrehte Schnürlein von einer Trauerlivree unterscheidbar war. Er war nicht mehr jung, doch nach seines Herrn Muster bestrebt, den Jungen zu spielen. Die nußbraune Farbe, mit der auch er sich das Haar strich, war diesmal ein wenig ihm in die Stirn geflossen. Herrn von Papirius entging es nicht. „Jens," sprach er, „tritt vor den Spiegel. Du warst ungeschickt."
Doch war es allerhöchstens einmal im Jahre, daß Jens seinem Herrn zu solch einer Bemerkung Anlaß bot.
„Das ist der Frühling," sagte Papirius sich selber, „der macht einen weich und zerstreut. Stünde nicht noch der März im Kalender, ich hätte mir den Strohhut aufgetan. Wenn der April einen nur nicht wieder sich nach Pelzsachen zurücksehnen ließe, die dann unmöglich, wirklich unmöglich sind!"
Nachdem der Diener Hut, Mantel, Stock, Handschuhe an ihren Platz getan hatte, verschwand er, um seines Herrn Auftrag auszurichten. Dieser aber griff die Mappe wieder und betrat das Innere des Patrizierhauses, dessen treppengiebeliges, malerisch altertümliches Äußeres nicht ahnen ließ, wieviel neuzeitliche Bequemlichkeit es innen barg. Der Hausherr durchschritt zwei

Wohnzimmer, belegt mit echten Teppichen, ausgeziert mit reichem Silberschatze, einigen kleinen Bronzen, nicht übeln altholländischen Landschaften und Stilleben und fünf bis sechs vorzüglichen Kopien nach flämischen Meistern: Brueghel, Jordaens und gerade Rubens. Im dritten Raume, dem Kabinette, darinnen derselbe Geschmack waltete, tat er die Mappe auf den Schreibtisch und blieb vor ihm stehen. Er erwartete das Fräulein und hielt es nicht für der Mühe wert, Platz zu nehmen, da er bei ihrem Erscheinen sich doch erheben werde.

Fräulein Harmsen trat ein durch die Seitentür, die aus dem Kabinette in einen Gang führte, jenseits dessen Eßzimmer und Anrichte lagen und aus dem man auf einer Wendeltreppe in die Küche hinunterstieg. Sie hatte just kleine Pastetchen für das Abendessen vorgenommen. Nun hatte sie die Kochschürze über dem Kleide, einen weißen Leinenwickel ums Haar und Spritzer von Teig an Rosenwangen und Rosenfingern. Sie hatte sich nicht säubern können, der Diener hatte ihr Eile ans Herz gelegt. Ihr Busen flog.

„Aber Fräulein Harmsen!" – er hatte es nie über sich bringen können, seine Hausdame, wie es andere Herrschaft tat und sie selber ihm vorgeschlagen hatte, Fräulein Anna zu nennen – „Sie hätten sich doch nicht so zu sputen brauchen." – Er schob ihr einen Sessel hin: „Bitte, nehmen Sie Platz." Sie setzte sich. „Sie rauchen ja nicht. Das vertrüge sich, offen gesagt, auch nicht mit Ihrem Amte. Doch Sie gestatten mir es?" warf er hin, nach der rechten Zigarre suchend. Dann machte er sichs bequem, schenkte einen Seitenblick den Spitzen seiner hübschen kleinen Füßchen, die in buntgeringelten Seidenstrümpfen und in Knopfstiefeln staken, die wie angegossen saßen, und begann:

„Also, und was ich Ihnen sagen wollte. Heute ist Montag, und Donnerstag ist der erste April. Das ist für mich stets ein besonderer Tag, weil ich den Frühling liebe und von Jahr zu Jahr mehr liebe. Und den März – heuer ist er gnädig – erkenne ich als Frühling noch nicht an. Drum gebe ich jedesmal am ersten April

ein kleines Essen. Die Speisenfolge an jenem Tage hat sich bei mir durch Gepflogenheit fest ausgebildet. Ebenso lade ich auch stets dieselben Gäste ein. Es kommen der Herr Regierungspräsident und Freund Schramm. Der Baron Klettenburg, der böse Welfe, den ich an jenem Tage friedlich mit seinen Feinden zusammenbringe, der Oberförster Radecke und noch zwei andere, so daß wir mit Ihnen acht Personen sein werden. – Die Zahl gefällt mir nicht, ich liebe nicht gerade Zahlen am runden Tische. Streichen kann ich niemand. Es wird sich schon jemand Nettes finden, den ich hinzubäte. – Also sind wir neun. Wir geben vor der Suppe Kiebitzeier. Sie kennen doch Kiebitzeier?"

„Dem Namen nach," antwortete Fräulein Harmsen mit einer weichen, gewissermaßen buttergeschmierten Stimme, die ganz und gar ihr Ausdruck und zu hören keineswegs unangenehm war, „und Möweneier hab ich schon oft gekocht."

„Kiebitzeier sind noch etwas anderes", belehrte der Notar: „Und deshalb berief ich Sie heute. Wir müssen probekochen. Besorgen Sie mir zwei Dutzend Kiebitzeier beim Feinkosthändler in der Bäckstraße. Wir wollen sie morgen beide beim ersten Frühstück kosten und dann sehen, ob noch etwas zu sagen übrigbleibt. Wissen Sie, wie man sie anrichtet?"

„Wohl auf Salz?" meinte Fräulein Harmsen.

„Ja, auf Salz", bestätigte der Notar. – „Und, da wir nun von jenem Aprilessen begonnen haben," sprach er weiter, „so fahren wir auch fort." Er beredete mit ihr Gang für Gang, bis er beim Braten anlangte. „Es gibt", erklärte er feierlich, „einen Auerhahn!"

„Einen Auerhahn!" rief sie entsetzt, „den hätten wir aber schon längst besorgen sollen."

Er lachte: „Bestellt ist er schon längst. Doch weshalb der Schreck?"

„Der wird mir ja nie und nimmer geraten," klagte sie, „der muß ja tagelang aushängen, ehe er eßbar wird. Es heißt ja, ein Auerhahn hänge, ehe man ihn brät, so lange an seinen Schwanzfedern, bis er so mürbe geworden ist, daß er abreißt."



„Pfui!" rümpfte Herr von Papirius die Nase, „ich fresse nicht faules Fleisch. Morgen, übermorgen oder gar Mittwoch wird er geschossen. Und Donnerstag kommt er auf den Tisch. Wissen Sie, wie man das macht? Ich hab es in Livland gelernt. Können Sie sichs denken?"
Sie überlegte. Dann sprach sie: „Dazu ist viel Butter nötig. Ich würde den bratenden Vogel immer wieder mit seinem Safte und Butter übergießen. Aber das dauert dann ewig, das ist recht mühsam."
„Richtig!" rief er begeistert: „Sie verstehen es, Sie lernen es noch. Fräulein Harmsen, Sie sind prachtvoll! Natürlich ists mühsam. Aber, lohnt sich nicht auch der Erfolg? In die Sauce..."
„Tunke", verbesserte sie.
„Sauce," bestand er, „Tunke gibt Herr Radecke seinen Hunden. Der Mensch genießt Saucen, und wenn das Wort Sie fremd dünkt, sprechen Sie's Sa-usse aus, wie man gleichfalls in Livland tut. In die Sauce viel Sahne. Ich liebe kurze Saucen. Wissen Sie, was das ist?"
Sie verneinte.
„Das Gegenteil zur langen", erklärte er: „Die lange ist dünn und fließt gleich langhin aus über die gestreckte Schüssel; daher der Name. Die kurze hält zusammen. Daß Sie mir nur ja keinen Speck an den Braten tun. Schweinernes an Wildbret, Gemeines an Edles, pfui! Dafür aber Wacholderbeeren. Das gibt Waldgeschmack. Und dazu?"
Sie riet: „Kartoffelbrei."
Er schrie, wie vor Schmerz: „Nur nichts, was von diesem ostpreußischen Spalierobste herkommt! Nicht einmal grünen Salat! Nichts Zahmes für den königlichen Waldvogel! Nichts als Preißelbeeren. Die sind doch herb!"
So verhandelten sie einundeinviertel Stunden.
„Trotz allem und allem, sie wird sich machen, sie macht sich!" sagte sich Herr von Papirius, als er wieder allein war und

sich an seine Berufspflichten setzte: „Das Kleinbürgerliche gewöhne ich ihr bald ab. Und dann brauch ich nicht mehr an diese verfluchte Mining zu denken. Ich erziehe sie zur Höhe eines Koches."
Sie genossen das Abendbrot zusammen. Dann vertiefte er sich in Börsenberichte, aus denen er mit Lust die mannigfachen Möglichkeiten erwitterte. „Da nennen sie mich reich", pflegte er, wenn er solches trieb, zu sagen: „Ich habe nichts, nichts als dieses Haus, seine Ausstattung und meine Geschicklichkeit. Von Notariatsgebühren kann man doch nicht leben. Doch kapitalisieren ... wozu? Ich bin Junggeselle. Le déluge après moi, der das sprach, war in meinen Augen der weiseste Monarch."

Das Essen am ersten April gelang über die Maßen. „Radecke hat Freude an seinem Waldvogel gehabt, Dank, daß er ihn gespendet!" lobte den Tag hernach der Gastgeber: „Nur dieser gute Schramm! Wie kann man nur so eine Zunge haben! Neulich setze ich ihm Pilze in Sahne vor, und er fragt mich nach der Zubereitung der vorzüglichen Kohlraben! Der Regierungspräsident versteht doch wenigstens etwas vom Wein!"
Aber im Klatschneste nahm das Gerede zu über den unverheirateten Notar und seine blühende Hausdame. Zunächst mißbilligte man nur, daß er, dessen junggesellige Neigungen allbekannt seien, ein junges Mädchen aus gutem Bürgerhause durch Zusammenwohnen in heikele Lage bringe, auch wenn, was hoffentlich zutreffe, nichts in Wirklichkeit Tadelnswertes vorfalle. Nicht, daß er oder sie etwas täte, hieß es einstweilen noch, oder zu tun versuchte oder zu tun auch nur in Versuchung käme! Das wolle man durchaus nicht behaupten. Allein, jener Zustand gäbe Anlaß zu Gerede und damit schon zu Ärgernis. Und das sei schad um sie, und doppelt schade, weil alles das sich an einem Orte abspiele, an dem sie nicht völlig unbekannt sei und weiter eine gute Meinung hätte genießen können.

Das mit der guten Meinung, die Fräulein Harmsen am Orte genossen habe, ehe sie beim Notar einzog, war eine sonderbare Redensart, denn zuvor hatte dort kein Mensch ihr je auch nur einen Gedanken gewidmet, da sie dort völlig fremd, vielmehr fremd geworden war. Erst jetzt, gleichsam um jene Redensart formen zu können, entsannen sich die Kleinstädter, daß ihr Vater als Arzt gerade im benachbarten Bardowieck gewirkt hatte, und nun freuten sie sich, bedauern zu können: „Wie betrüblich mit der Tochter! Der selige Doktor Harmsen war doch ein so anständiger Mann! So sauber – wir meinen nicht mit seinen Instrumenten – doch in seiner Gesinnung. Er dreht sich wohl im Grabe um."
Alle Erinnerungen an ihn wurden ausgekramt, auch alle Sagen, die von ihm umgingen: „Sie wissen doch, er war der Mann mit der großen Operation; er schnitt einen kranken Heideschäfer auf und ersetzte ihm den Magen durch den einer Schnucke."
„Ach Gott."
„Und es gelang."
Als ein Witzbold nun fragte, ob der Mann nun wiederzukäuen angefangen habe, ward das einmütig bestritten, doch kam man ebenso einmütig nun wieder auf Fräulein Anna zurück, und zwar mit dem schwermütigen Ausruf: „Und in dieser Lage steckt nun Doktor Harmsens Kind!"
Bald aber fragte man sich auch, wie es nur möglich sei, daß Doktor Harmsens Kind sich zu einer solchen Stellung hergegeben habe, und war nun fester denn je von der Drehbewegung des armen Vaters im Grabe, das zu Winsen an der Luhe lag, überzeugt. Dann ward aus dieser Frage die Frage danach, wie es möglich sei, daß Anna sich zu „so etwas" hergebe, und aus der Frage danach ergab sich die Behauptung, daß „so etwas" auch geschehe, und diese Behauptung ward, seit die Hundstage anbrachen, so gewiß vorgebracht, daß jeder überzeugt war, sein Nächster könne sie beschwören.

Der Regierungsrat von Grünacker — er war inzwischen aufgerückt, und kein Assessor hätte den Schritt gewagt — sagte dem Regierungsrate Schramm: „Mir tut es unendlich leid. Aber es muß Wandel geschafft werden. Unmögliche Gerüchte laufen am Orte über Herrn von Papirius um und ... jene Dame. Sie sind sein Freund. Öffnen Sie ihm die Augen. Es muß ihm Gelegenheit gegeben werden, dies Ärgernis zu beheben."

Schramm weigerte sich lange, ins Wespennest zu stechen. Endlich raffte er seinen Mut auf und ließ sich bei Herrn von Papirius melden.

Der hatte gerade auf seinem weinlaubumschlungenen Balkone, der dem Eßzimmer vorgebaut war, den Nachmittagstee genossen und saß, da es heißester Juli war, schneeweiß angetan wie ein Jüngling und braunbemalten Haars — erster Güte — allda weiter und teilte mit Fräulein Harmsen eine Melone.

„Verzeihung, ich störe wohl?" sagte beim Erscheinen der Regierungsrat.

Papirius fuhr auf: „Wieso? wieso?"

Dem Regierungsrat ging es auf, daß er die denkbar falscheste Eingangsrede gefunden hatte. Pflegte doch Herr von Papirius gar aus harmlosesten Worten Unzartheiten über sich und seine Hausgenossinnen herauszuhören. Und nun, was er gesagt hatte, war wirklich in jenem Sinne auslegbar. „Hat er mir das schon übelgenommen", sorgte sich der Regierungsrat: „Wie wird es erst werden, wenn ich mit meinen Wahrheiten herausrücke!"

„Ich meinte nur," sprach er, „daß ich dich gern unter vier Augen gesprochen hätte."

„Veranlagung deiner Werte? Flau, flau. — Wahrhaftig, die Börse geht flau", sprach er beinahe wehmütig: „Habe viel verloren."

Der Regierungsrat ging auf anderes über und machte sich gleichfalls an einen Halbmond Melone, den Fräulein Harmsen ihm

gereicht hatte. Als die Frucht verzehrt war, verließ die Hausdame die Herren.
Der Regierungsrat begann mit seiner Darlegung. Papirius brauste auf. „Nicht ich, nicht ich behaupte es," wehrte sich der Regierungsrat, „in der Stadt spricht man so."
Der Notar kreischte: „Pistolen!"
„Aber, es läßt sich ja gar nicht feststellen, wer die Geschichten in die Welt gesetzt hat, wer der Schuldige ist", bemühte sich weiter der Regierungsrat: „Alle Welt wiederholt sie und, was das schlimmste ist, gutgläubig. Auf die Weise, wie du meinst, wirst du niemals Ordnung schaffen können."
Herr von Papirius sank in seinen Korbsessel. Dann richtete er sich in ihm auf und saß steif und aufmerksam da. Nur seine Augen funkelten. „Ich sehe," unterbrach er auf einmal, „du hast recht. Doch ein anständiger Mensch hat solch ein Gerede zu entkräften. Ich weiß, was ich tun werde. — Nur ruhig," lächelte er, als der andere ein ängstliches Gesicht machte, „es kommt schon nicht zum Äußersten. Bist du heut abend zu Hause? Kann ich auf dich rechnen?"
„Auf mich rechnen, allezeit. Und heut abend bin ich zu Hause. Komm zum Abendbrot!"
„Was gibt es?" fragte der Notar ganz verändert in neugierigem Tone.
„Nur Pellkartoffeln und Hering," antwortete der Regierungsrat, „neue Kartoffeln."
„Early roses?"
„Was ist das?"
„Um diese Jahreszeit die einzig mögliche Kartoffelart. Hättest du die, käme ich."
„Ich weiß wirklich nicht, wie die Art heißt, die mir mein Mädchen besorgt", lächelte der Regierungsrat.
„Dann esse ich", entschied der Notar, „lieber heut abend zu Hause. Ich habe" — er schmunzelte — „bestellt: gefüllte Eierfrucht nach

südrussischer Art – Kabatschki. Fräulein Harmsen bereitet sie, seit ichs ihr angezeigt, vorzüglich. Die miß ich nicht gern. Ich komme nach dem Essen."
Der Regierungsrat ging, der Notar klingelte nach dem Diener. „Jens, bitten Sie Fräulein Harmsen ins Kabinett." Er verfügte sich hin und wartete seiner Gewohnheit nach aufrecht; sie erschien; sie hatte die Arbeit am Abendessen noch nicht angefangen und war daher, wenn auch schlicht, so doch nicht gerade küchenmäßig angetan. Er bot ihr den Sessel an. Sie setzte sich, den Strickstrumpf, an dem sie gerade gearbeitet hatte, weiter in den Händen.
„Fräulein Harmsen," begann er feierlich, „ich bin zur Einsicht gekommen, daß ich eine Dummheit begangen habe, mehr noch, ein Unrecht oder doch etwas Leichtfertiges. Ich habe Sie vermocht, in mein Haus zu ziehen; das ist es. Sie sind kein Backfisch mehr. Sie verstehen doch, was ich meine. Ich hoffe doch? Ich spreche mich vor einer Dame nur ungern näher aus."
Sie überlegte wohl nach einer Antwort. Sie schwieg.
„Verstehen Sie doch", fuhr er fort und sagte, als sie weiter schwieg, verlegen: „Können Sie sich denken, welchen Klatsch man von uns erzählt?"
Sie nickte. Sie sah unglücklich aus.
Er fuhr zusammen: „Sie habens also selber schon bemerkt. Womöglich gar gehört! Und Sie leiden darunter! Sie Arme! Das geht so nicht weiter. Allein, verstehen Sie, zur Abhilfe gibt es nur zwei Wege. Entweder: Sie verlassen meinen Dienst. Ob der aber genügen sollte? Werden Böswillige nicht immer sagen können, es sei was gewesen? – Oder ... oder: ich bin ein alter Junggeselle, ich muß es gestehen, reichlich widerlich: gefärbt, gemalt", – er fuhr sich mit allen zehn Fingern in die Haare. –„Immerhin: ich biete Ihnen Hand und Namen."
Sie ließ vor Staunen den nadelgespickten Strickstrumpf fallen, daß es klirrte. Er hob ihn ihr auf. „Hand und Namen," fuhr

er fort, „allerdings nicht mein Herz. Mein Herz, das gibt es nicht, gibt es nicht bei so alten Jungen. Wir haben uns daran gewöhnt und sind nicht mehr umzumachen; dies zur Warnung. Denn ich schwöre Ihnen, ich werde mich nicht wandeln. Doch, wie ich bin, biete ich Ihnen nicht mehr und nicht minder als Hand und Namen."

Anna Harmsen war dem freundlichen, stets rücksichtsvollen Brotherrn nicht übel gesonnen. Lieben aber tat sie ihn nicht im gegeringsten. Allein die Aussicht, Gattin des reichen Mannes zu werden und Herrin des wohlgepflegten, wohlausgestatteten Hauses, lockte sie; auch war zu erwägen, daß sie selber nun schon in die Jahre trat, da man zum Manne überhaupt, geschweige denn zu einem reichen, schwerlich werde kommen können.

Er trat vor sie hin: „Antworten Sie; nicht, ob Sie mich lieben. Das beanspruche ich nicht. Könnte auch nicht mit Erwiderung dienen. Antworten Sie nur, ob Sie auf meinen Antrag eingehen. Ja oder nein?"

„Ja", sagte sie.

„So betrachten wir uns als verlobt."

Nach dem Abendessen, das er sich hatte schmecken lassen, sprang er zum Regierungsrate und teilte ihm mit, was er inzwischen eingefädelt hatte. „Die Stadt wird begreifen," führte er aus, „daß ich kein Mädchen, das mein Verhältnis gewesen war, zur Ehe nehmen werde. Ich, der Letzte meines Geschlechtes, das zwar an Adel neu, doch vom ältesten Stadtpatriziat ist und trotz aller Leugner ein Ableger der römischen Papirii Cursores, die der Republik einen ihrer tapfersten Reiterführer gestellt haben."

Das war sein Tollpunkt, auf dem ihm niemand nahetreten durfte. Darauf bat er den Freund, noch zu schweigen, bis die Verlobungsanzeigen ausgegangen wären, dann aber jeden zu stellen und ihm anzuzeigen, der es noch wagen würde, übel von seiner Verlobten zu reden oder späterhin von seiner Gattin.

Im Oktober heiratete man. Die Hochzeit war groß, Regierungspräsident und Dragoneroberst nahmen teil daran nebst ihren Gemahlinnen, Lüner Stiftsdamen und die ganze Gesellschaft. Herr von Papirius haßte Massenveranstaltungen. Doch glaubte er diese eine seiner Gattin schuldig zu sein. Mit Befriedigung stellte er fest, daß sein Schritt ihr eine Stellung verschafft hatte, die unantastbar schien. In Zukunft, meinte er, könnte er sein eigenwilliges Leben von früher wieder aufnehmen.
Die Hochzeitsreise ging nach Monte Carlo, wo Frau Anna in der Zubereitung von Tintenfischen, Langusten und südlichen Fischsuppen Unterricht zu nehmen hatte und mit allen Leckerbissen des Landes gefüttert wurde. Auch sonst vergnügte sich der Ehemann sehr gut, und das Spiel erregte ihn bald mit Schauern, bald mit Entzücken. Im übrigen war alles so, wie er es ihr versprochen hatte bei seinem Angebote von Hand und Namen. Von seinem Herzen erfuhr sie nichts, genau so, als sie noch Fräulein Harmsen geheißen hatte.
Es ward auch nicht anders nach des Ehepaares Rückkehr. Und bald wußte es die ganze Stadt. Hatte man ihn doch wieder in lustiger Gesellschaft in Hamburg festgestellt. Wieder schalt man, und zunächst auf ihn. Dann aber begann man auch sie, die man anfangs bedauert, aufs neue mit Schimpf zu überhäufen. Es hieß, sie habe nach dem reichen Gatten geangelt und habe ihn sich schließlich mit dem Zugeständnis erkauft des Rechts, sich weiter junggesellenmäßig zu verlustieren. Wenn der Regierungsrat Schramm zum besten reden wollte, hielt man zwar ein, kaum aber war er aus den Augen, so zuckte man die Achseln: „Er kann ja gar nicht anders reden, er ist sein Freund", oder: „Er ist ja auch so ein loser Junggeselle." Und wenn der Regierungspräsident das junge Paar auszeichnete, kreuzte man dessen wohlwollende Absicht mit der Bemerkung: „Er tut es ja nur, um die guten Diners nicht zu missen. Unbegreiflich, daß die Frau Regierungspräsident sichs gefallen läßt." Immerhin setzten diese

Getreuen es durch, daß die Gesellschaft die beiden nicht völlig verfemte.

Allein sie stießen ringsum auf eine eisige Kühle. Dem Notar ging die Lage bald auf. Das verdüsterte seine Stirn. „Ich habe mich für sie geopfert! ich verdrehter alter Romantiker", sagte er sich. Und wurde betrübter, je mehr er die Hoffnung schwinden sah, die Urheber solcher Verleumdungen zu stellen. Der Knäuel war geradeso verwickelt wie dazumal, als Freund Schramm ihm die Gerüchte, die zu der Zeit im Umlaufe waren, hinterbrachte. Zwar belangte Papirius einmal den Coquelicot. Das Ehrengericht aber ließ die Sache nicht zum Austrag kommen; der Graf war eben gutgläubig gewesen und nahm, sobald er eines Besseren belehrt worden war, alles und jedes zurück. Daß er als wirklicher Ehrenmann nun auch vor aller Welt für das Paar eintrat, half kaum bei der Zahllosigkeit der bösen Zungen.

So suchte denn Papirius Vergessen. Und das durch immer häufigere Ausflüge nach Hamburg, die immer teurer wurden, je mehr er ihrer bedurfte und in ihre Fron kam. Er hatte immer größere Mittel nötig, um ihre Unkosten und die seines verwöhnten Haushaltes zu bestreiten, auch für die Prachtgewänder und den Schmuck seiner Frau, auf den nicht sie Wert legte, sondern er, und zwar je mehr, je mehr er sich getrieben fühlte, ihr geringes Ansehen durch äußeren Glanz aufzuwiegen. Freilich konnte er stets, wenn er sie ausführte, sagen: „Sie sieht vorzüglich aus."

Die Notariatsgebühren genügten ihm nun erst recht nicht. So wurden seine Börsengeschäfte immer waghalsiger. Bis das Unglück einsetzte. Ihm waren fremde Gelder anvertraut worden, auch von Witwen und Waisen. Er griff sie an. Es wurde nicht besser. Er sah keine Aussicht mehr. Das gab ihm die Nüchternheit zurück. „Nie darf es heißen," beschloß er, „daß ich jemand, der mir vertraute, geschädigt habe. Was ich schuldig geworden bin, wird auf Heller und Pfennig bezahlt werden. Freilich: der Erlös von Haus und Hausrat geht darauf. Und meine Frau

bleibt mittellos. Was aber will sie mehr? Ich habe sie einmal vor Schande gedeckt. Ich habe ihr einen guten Namen gegeben, der gut bleiben wird, weil nichts an ihm haften bleiben soll. Und ich? kann ich, wenn ich alles fortgegeben, noch leben? Könnte ich dürftige Verhältnisse ertragen? Nein. Anders leben, als ich lebte, kann ich nicht. Also gibt es nur einen Entschluß."

Frau Anna ahnte nicht, wie es mit ihres Gatten Vermögen und mit ihm selber stand. Er erschien zu Tische anscheinend in rosigster Laune, genoß den köstlichen Mittag, den sie tags zuvor in stundenlangem Gespräche durchberaten hatten, und dazu einen von ihm besonders geliebten weißen Bordeaux. Dann sagte er ihr heiter: „Ich muß zum Abend nach Hamburg. Zur Nacht komme ich nicht zurück. Morgen wirst du wohl von mir hören." Er hieß Jens packen, genoß bei Anna den schwarzen Kaffee. Dann küßte er ihr, wie bei jedem Abschied, die Hand. Und strich ihr auf einmal — das war noch nie geschehen — über die Wange. Und tändelte ab.

Am folgenden Vormittage wurde Frau von Papirius durch eine Drahtnachricht nach Hamburg berufen. Ihrem Gatten sei ein Unfall zugestoßen; er liege in einem Krankenhause. Sie sollte sich aufs Allerschlimmste gefaßt machen. Sie fand ihn tot. Mit einer Schußwunde. Man erklärte ihr den Fall so schonend als möglich, doch konnte man ihr nicht verschweigen, daß er selber Hand an sich gelegt hatte. Man verbarg ihr nur, daß es an einer übelbeleumdeten Stätte, wo er eine tolle Nacht verbracht hatte, geschehen war. Briefschaften, die man bei ihm gefunden, hatten ermöglicht, seinen Namen und seine Wohnung festzustellen und die Witwe zu benachrichtigen. Auf einem der Zettel stand ein Vermerk, daß er seinen letzten Willen im Schreibtische liegen habe.

Dort fand man auch einen Brief an den Regierungsrat Schramm, den er in seiner letztwilligen Verfügung zu deren Vollstrecker ernannt hatte. Im Briefe setzte er ihm seine Lage und seine Gründe auseinander. Es kam, wie der Tote es vermutet hatte: niemand

sah sich durch ihn geschädigt, doch seine Frau, nur mit den unpfändbaren Sachen, verließ das Haus.
Sie grollte ihm nicht, weil er sie mittellos gelassen hatte. Daß er ihr Hand und Namen geboten hatte, um ihren Ruf zu retten, hatte sie ihm nicht vergessen. Auch als ihr Gatte war er stets freundlich und ritterlich zu ihr gewesen. Er tat ihr leid. Was sie von ihm in der feinschmeckerischen Kunst gelernt hatte, gedachte sie zum Zwecke ihres Lebensunterhaltes zu verwerten, da sie doch wieder ihr Brot verdienen mußte. Und daß sie den Ort verließ, dessen böse Zungen das Unheil verschuldet hatten, war ihr kein Schmerz. Ihr Abgang vollzog sich würdig. Nicht nur der getreue Schramm, auch Coquelicot und der Regierungspräsident nebst Gemahlin erschienen auf dem Bahnhof.
Mit Anna Papiria, wie die Spötter am Orte sie benannt hatten, verschwand aus dem Städtchen der Name dieses seines alteingesessenen Geschlechtes. Er ward dort nicht mehr genannt; somit auch nicht mehr seine letzte Trägerin. Ihres kleinen Gatten gedachte aber noch lange der Regierungsrat Schramm, der sein Freund geheißen hatte und vielleicht ihn auch kannte.

Aus deutschem Geistesleben im Mittelalter

Von dem Bau einer Kirche im Mittelalter

(Aus der Chronik des Menko)

Im Jahre des Herrn 1238 berief der Abt des Klosters den Kölner Meister Eberhard, einen in der Steinmetzkunst wohlerfahrenen Mann, zum Neubau einer Kirche in Bloomkamp. Als Entgelt sollte er außer der Verpflegung im Sommer sieben und im Winter — vom Martinsfeste bis Mariä Reinigung — drei Deventer Münzen erhalten. Im Winter saß man beim Ziegelschnei-

den, doch wegen der kurzen Tage und des düsteren Wetters sehr zu unserem Schaden. Da der Meister und seine Söhne unerträglich gefräßig waren, änderte man den Vertrag ab; der Meister erhielt nun einen Jahressold von vierunddreißig Pfund und pro Tag zwei Groninger Unzen.

Am Vorabend von Mariä Himmelfahrt suchte der Meister den Bauplatz aus. Unmittelbar darauf begann man mit den Grundarbeiten. Diese waren überaus mühevoll und kostspielig, aber jedes Gebäude auf schwachem Fundamente beginnt schnell zu wanken. Der Meister maß mit dem Senkblei, wie tief man graben müsse, damit das Holz des Grundwerkes immer im Wasser liege, da man nur so der Fäulnis vorbeugen kann. Er bestimmte dies nach der Wassertiefe eines Weihers, der sich neben dem Bauplatz befindet. Es sollte nämlich durch unterirdische Stollen zwei Fuß über der Oberfläche des Holzwerkes Wasser zugeführt werden. Da in diesem Herbste sehr große Trockenheit herrschte, mußte man die Erde für den ganzen Grund zwanzig oder achtzehn Fuß tief ausheben.

Außerdem floß einstmals an der Westseite, da, wo der Hauptteil der Kirche aufgeführt werden sollte, ein Fluß, die Fivel, vorbei, und der Ankerplatz für die Schiffe befand sich gerade an dieser Stelle. Da man diesen Fluß zu Westeremden trockengelegt hatte, ward dieser Platz allmählich mit Mist und Stroh angefüllt; um auf festen Grund zu kommen, mußte man tief graben.

Hierauf legte man von einer Erdgrube zur anderen frisches, vollsaftiges Erlenholz, und zwar zuerst in der Längsrichtung des Bauwerkes, also von Ost nach West, und dann quer darüber ebensolches Holz. Als man so mit großer Sorgfalt einen Holzrost hergestellt hatte, warf man Erde darauf, zu unterst fette und schlammige, welche die Feuchtigkeit anziehen und das Holz konservieren sollte, dann erst trockene.

Diese trockene Erde wurde mit Holzböcken festgerammt, von denen jeder von vier starken Männern bedient wurde. Da es im



ganzen zehn solcher Böcke waren und man abwechselnd in zwei Partien arbeitete, mußten, solange man mit dem Fundamente beschäftigt war, achtzig Mann zugegen sein. Die ganze Ortschaft erzitterte unter deren mit voller Kraft geführten Stößen, so daß in den Nachbarhäusern die Milchspeisen aus den Töpfen geschüttet wurden und aus den durcheinandergerüttelten Gänseeiern keine Küken kommen konnten.

Den Pfarrkindern unserer Kirche halfen dabei getreulich die Leute von Woltersum, die beinahe ebensoviel leisteten. Die Arbeiter erhielten täglich einen halben Laib Brot und zum Mittag einen Bissen Käse sowie drei oder wenigstens zwei große Eimer voll zum Trinken. Und so ertrugen sie alle Mühe mit großer Fröhlichkeit. Der Bischof erließ auch jedem der Beteiligten eine Kirchenbuße von fünf Tagen.

Die Kanoniker und Laienbrüder taten getreu und mannhaft das Ihre. Am besten förderten das Werk der Prior Andreas, ein kluger Kopf, der durch sein gemütliches Wesen und freundliches Zulächeln die Leute zur Arbeit anzuspornen verstand (sowie die Kanoniker Menko und Itato und der Laienbruder Sigrep. Obwohl diese den ganzen Tag beim Bau tätig waren, gingen sie doch oft nach Sonnenuntergang von Tür zu Tür und baten die Leute für den nächsten Tag zur Arbeit).

So schuf man in fünf Jahren einen festen Untergrund. Gott stand uns dabei mit seiner Gnade zur Seite, indem er uns gute Jahre mit einem Überfluß an Getreide gab ... Doch gleich darauf kamen schlechte Zeiten. So herrschte noch in demselben Jahre [1242] vor Johanni große Dürre, worauf eine böse Regenperiode einsetzte. (Deshalb wurde auch das Fundament an der Westseite nicht so fest, weil die ausgehobene Erde immer wieder zurückfiel und man das Holz nicht so, wie man wollte, legen konnte.) Sollte sich also hier einmal eine Gefahr zeigen, so weiß man, worauf sie zurückzuführen ist.



Neidhart von Reuenthal
aus der Manesseschen Liederhandschrift

Wer aus eignem Antrieb Heidekraut trägt mit Laub und Blüten, der zeigt, daß sein Gemüt zur Ungeselligkeit neigt, denn Heide steht gern in der Wildnis und hat ihre Stätte nit gern bei anderen Kräutern. Wem es dargereicht wird, der soll dabei denken, einen einigen Willen zu seiner Liebe zu haben und sich in Hut und seine Liebe allzeit in der gleichen Gesellschaft zu halten und damit in Ehren und in Freuden aufzusteigen, als auch die Heide wächset mit ihresgleichen hoch auf den Bergen und auf den Felsen.

Wer Hopfen trägt aus sich selber, das bezeichnet ein leichtes Gemüt, das innen gar wenig bekümmert ist um irgendwelche Liebe, die ihm zu Herzen geht. Wem sie gegeben wird zum Tragen, der mag wohl denken, daß er viel mehr geschwätzet hat und damit sich selber Freude gewendet, denn Hopfen hat mehr Blüte als Kraut und ist darum nicht nützlicher, denn es bedeckt die Zäune, da man es wohl entbehren könnte.

Wer sein Herz wandelt und selber nit weiß, wobei er bleiben will, und seinen Wankelmut verborgen hält, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustig und färben sich dann weiß, sie mögen nicht lange Farbe behalten, sie zeigen ihren Wandel.

Ein Blümlein heißet Vergißmeinnicht, wem das gegeben wird, der mag wohl fröhlichen Mutes sein; wer es aus sich selber trägt, der will seines Liebs zu keiner Zeit vergessen.

Wer ein Eselein lieb hat und kann sein Liebstes nicht ziehen zu Zucht und Ehren, der soll es heißen Disteln tragen, denn wieviel man den Esel zum Klee treibt, er will doch bei den Disteln sein.

Klage der jungen Nonne

Owê mîner jungen tage,
wâfen mîner senden klage,
daz man mich wil in ein klôster twingen!
dâ gesihe ich nimmer mê
loup, gras, bluomen, grüenen klê,

noch gehoere der kleinen vogele singen.
daz ist ein nôt, mîn freude ist tôt,
daz man mich wil scheiden
von den lieben friunden mîn
und stirbe ouch in dem leide.
wâfen, wâfen mîner klage,
die ich tougenlîchen trage.

Swester, lieben swester mîn,
sullen wir gescheiden sîn
von der werlt, daz ist mîn meistiu swaere.
sol ich nimmer schapel tragen,
sô muoz ich wol von schulden klagen,
wan ich gerne bî der werlde waere.
ein schapel klâr ûf mînem hâr
trüeg ich für den wîle,
als man siht die nunnen tragen,
zeiner kurzewîle.
wâfen, wâfen mîner klage,
die ich tougenlîchen trage.

wâfen: ach, weh – senden: sehnenden – tougenlîchen: heimlich – schapel: Kranz – von schulden: mit Recht – wîle: Nonnenschleier – zeiner kurzewîle gehört dem Sinne nach hinter trüeg ich.

Aus „Das deutsche Geistesleben im Mittelalter“
in der Sammlung „Deutsche Vergangenheit“

Alfred Mombert / Das Eis

Ein Märchen

Ich lag in Dämmerung, eine atmende Woge des Meeres. Ich träumte. In einem langen Faltengewand aus tiefblauem, rötlich durchschimmertem Glanz. Um seine Säume und über meiner Brust kreisten schäumend aufleuchtende Borten. Mein Haar floß gelöst, weißkräuselnder Wogengischt. Ringsum draußen war das Meer, endlos, glasklar, grün. So lag ich Zeiten in Ruhe.

Doch es geschah, daß ich zu denken begann. Ich dachte: „Wie herrlich ruht es sich auf diesen klaren grünen Wiesen zwischen den weißen Blüten."
Und jetzt kam tieferes Schwanken in die Fläche des schaukelnden Meeres. Es neigte sich, es sank schräg abwärts nach einer Richtung. Und wir Wogen begannen langsam dorthin abzugleiten. Eine hinter der andern her. Ich lag innig eingebettet zwischen gläsernklaren Körpern; ich hielt zwischen den Fingern wie in einer Vase weiße Blüten. Ich glitt in sanfter Drehung grüne Kristallwiesen hinab. Und so klar durchsichtig war alles, daß ich selbst davon durchsichtig wurde: klar durchscheinendes Eis.
Ich glitt gemächlich —
in die „Eisfabrik der Gebrüder Bender".
Ein Herr Bender sagte: „Zehn Pfund Eis müssen sogleich verschickt werden."
Ich war sogleich unterwegs, im Eimer getragen. Alsbald lag ich im Eisschrank zu Hause. Mit Gedanken. Den Deckel hatten sie über mir geschlossen. Ich fühlte die grauwollenen Tücher. Ich dachte: „Jetzt macht die Käte Feuer an." „Die Holzschuhe klappern." „Töpfe werden gerückt." „Der Wasserhahn läuft, das Wasser kommt jetzt auf den Herd." „Der Küchenstuhl steht doch immer im Weg."
Ein Rappeln, Rücken, Knacken, Surren.
Plötzlich bemerkte ich, daß ich unten wegschmolz. Ich schmolz ganz langsam; immerzu. Ich dachte: Ja, jetzt begreif ich, daß täglich das Eis so schmilzt. Hier ist viel wärmer als auf dem Meer. Immerzu: tipp, tipp, tipp, hinunter auf das Blech, Tropfen um Tropfen. Wie soll das weitergehen. Was soll aus mir werden. Schreckliche Angst. Ich krampfte, ich eiste mich zusammen. Wenn nur ein ganz kleines, ganz winziges Stückchen vom armen Dingelchen übrigbleibt. Nur so ein Bißchen. Ich krachte, und es tat mir alles weh. Und ich wurde trüb, schmutzig, erdig-gelb, greulich.

Es war zuletzt ganz schlimm und bös mit mir geworden; ganz häßlich roch ich vor Todesangst. Jemand sagte: „So ein Eis ist noch nicht dagewesen. Das ist gar kein rechtes Eis."
Ich wurde als „unbrauchbar" in die Fabrik zurückgebracht.
Ich lag jetzt in einem großen vermoosten Bau; ohne Dach. Zwischen dicken, uralten Ziegelmauern. Ganz klein und erschöpft arm. Unter und über mir lagerten große Eisblöcke; viele. Ich konnte überall durchsehen. In den Zwischengängen liefen viele Männer in weißen Joppen, grünen Schürzen hin und her. Sie arbeiteten mit scharfen Beilen. Nur Einer hatte ein tiefblaues Faltengewand und bewegte sich edler als die andern. Sonst waren es lauter weiße Eismänner.
Und es kam eine Nacht mit schwarzen grausigen Wolken. Es weltete und brauste. Und da kam das Meer an die Fabrik herangebraust. Aus der Mitte des Sturmes hörte ich die Stimme des Meeres: wildklirrende Silberketten. Ich konnts nicht mehr aushalten, ich Ärmstes, ich weinte. Ich weinte schneidende Tränen. Durch die vielen klaren Eisblöcke, die mich nicht versteckten, blickte das Meer durch und sah mich an. Ich wußte: es war meinetwegen gekommen. Sein durchdringender Blick ruhte auf mir elendigem Schmutz-Eischen.
Alles war wach und auf den Beinen. Denn das Meer war da. Ich hörte die mächtige Stimme des Fabrikherrn Befehle erteilen. Alles war ernst, feierlich. Und nun begann die Verhandlung zwischen dem Meer und dem Fabrikherrn. Auf der einen Seite die Stimme eines Menschen, scharf, klar, dem Sturm Trotz bietend. Drüben aus der Nacht dumpfes Toben, Schlagen, die klirrenden Ketten, die schrecklich hin und her schütterten.
Das Meer verlangte mich als sein Schutzkind in sein Reich zurück. Es war entsetzlich im Zorn. Es wollte mich so in meinem elenden Zustand nicht zurücknehmen und drohte mit Vernichtung der ganzen Fabrik.
Ich lag da zwischen den Eisblöcken und weinte, weinte vor untragbarer Freude, krampfhaft durchschüttert vom Heimweh nach

dem Meer. Rings um mich begann es zu krachen und zusammenzu-
stürzen. Der Fabrikherr stand hoch da mit einem riesigen Beil in den
Händen. Das Beil blitzte grell über mir. Ich wurde ohnmächtig.
Erwachend hing ich weggespült in der Dämmerung am Saum
des Meeres, weit draußen in den grünen Wogen. Ich hing müde,
sehr schwach. Ob alles um mich rauschte und flüsterte, ich war
stumm, tonlos. Eine kleine Scholle klares stummes Eis. Ich
wachte und schlief jetzt friedlich in dem gründämmernden Lichter-
spiel der Wellen.
Gründämmernde Zeiten.
Dann kam eine Zeit, da tauchte aus ferner Tiefe des Meeres das
silberne Haupt eines Gebirges. Das Gebirge wuchs und stieg,
viele silberne Jahre, während meine Blicke starr ihm anhingen.
Sein Bild spiegelte immer durch meine stillen Schichten. Es
wuchs mir immer lebendig näher, mit seinen schweren schnee-
glitzernden Wänden und Alpen und Wasserstürzen. Ich hielt
ganz still und war selig.
Eines Tages war das Gebirge da. Ich haftete an ihm. Es zog
mich aus den gläsernen Fluten. Aufging die Sonne. Ich schwebte
hoch; hoch über alles Tiefe.
Ich hing frei als himmlisch glänzender Eiszapfen an vereister
Felswand. Ganz von dünnen Strahlen durchlichtet. In der
Tiefe unermeßliche glitzernde Schneefelder; ganz unten das
Meer, das tanzende, jubilierende Meer.
„Gold und Kristall" — sagte ein kleines Mädchen, das unten in
einem Nachen saß.
Ein feines Klirren. Aus meiner Höhe sprang klirrend ein Splitter
klares Kristall von mir ab, sank farbendurchspielt in den Licht-
raum. In goldene Strahlenkreise. Ins Meer. Wieder ein Splitter.
Wieder. Blitzend hinunter in das Meer.
Ich klirrte im höchsten Lichte.
Und aus der Tiefe erklangen die Silberketten, die dort im Grunde
ruhten.

Honoré de Balzac / Die Migräne

Das Leiden, worin die Frauen unzählige Hilfsmittel finden, ist die Migräne. Diese Krankheit ist am leichtesten von allen zu spielen, und bei ihr gibt es keine äußern Symptome, und deine Frau braucht nur zu sagen: „Ich habe die Migräne." Wenn deine Frau sich über dich lustig machen möchte, so gibt es auf der ganzen Welt keinen Menschen, der ihren Schädel Lügen strafen könnte. Den undurchdringlichen Knochen ihrer Hirnschale gegenüber mußt du taktvoll sein, und alle deine Beobachtungen nützen dir zu nichts. Daher ist denn auch nach unserer Meinung die Migräne die Königin aller Krankheiten, die komischste und zugleich furchtbarste Waffe, die von den Frauen gegen ihre Gatten angewandt wird. Gewisse heftige und taktlose Männer, die während ihrer glücklichen Junggesellenzeit durch ihre Geliebten in die Weiberlisten eingeweiht sind, bilden sich ein, sie würden sich in dieser plumpen Falle nicht fangen lassen. Aber alle ihre Anschauungen, alle ihre noch so vernünftigen Reden sind zuletzt ohnmächtig gegenüber den drei Zauberworten: „Ich habe Migräne!" Wenn ein Ehemann sich beklagt, einen Vorwurf, eine Bemerkung zu äußern wagt, wenn er versucht, sich der Macht dieses ‚Il buon de cani' der Ehe zu widersetzen – so ist er verloren.

Stelle dir eine junge Frau vor, die auf einem Diwan ausgestreckt liegt; ihr Köpfchen ist leicht auf eines der Kissen aufgestützt, die eine Hand hängt herunter, ein Buch liegt zu ihren Füßen, und ihre Tasse mit Lindenblütentee steht auf einem kleinen Tischchen. Nun stelle einen derben Burschen von Ehemann ihr gegenüber. Er ist fünf- oder sechsmal im Zimmer auf und ab gegangen, und jedesmal, wo er sich auf dem Absatz herumgedreht hat, um diesen Spaziergang fortzusetzen, hat die kleine Kranke die Augenbrauen zusammengezogen, um ihm – allerdings vergeblich – damit bemerkbar zu machen, daß das leiseste Geräusch

ihr lästig ist; kurz und gut, er nimmt seinen ganzen Mut zusammen und wagt einen Protest gegen die List mit der kühnen Frage:

„Aber hast du wirklich Migräne?" Bei diesen Worten hebt die junge Frau ein wenig ihr leidendes Köpfchen, hebt einen Arm, der schwach wieder auf den Diwan zurückfällt, hebt ein Paar erloschene Augen zur Zimmerdecke empor — mit einem Wort: hebt alles, was sie heben kann; hierauf wirft sie dir einen trüben Blick zu und sagt mit merkwürdig schwacher Stimme:

„Ach! was soll ich denn sonst haben? Oh! beim Sterben braucht man nicht so zu leiden! Das ist also der ganze Trost, den Sie mir geben wollen! Ah! man sieht wohl, ihr Herren, daß die Natur euch nicht das Amt gegeben hat, Kinder zur Welt zu bringen. (Um des Himmels willen, gehen Sie nicht fortwährend!) ... Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet ... (Bitte, lassen Sie die Uhr stillstehen; mir ist, wie wenn das Pendel in meinem eigenen Kopfe ticke. Danke.) ... Oh, wie bin ich unglücklich! Haben Sie nicht eine Riechessenz bei sich? Ja. Ach! um der Barmherzigkeit willen lassen Sie mich allein leiden und gehen Sie, denn dieser Geruch sprengt mir den Kopf!"

Was kannst du darauf antworten? Ruft dir nicht eine innere Stimme zu: „Aber wenn sie wirklich leidet ...?" Daher räumen denn auch fast alle Ehemänner ganz sachte das Schlachtfeld, und aus den Augenecken sehen ihre Frauen ihnen nach, wie sie auf den Fußspitzen hinausschleichen und leise die Tür ihres Zimmers zumachen, das von nun an ein geheiligter Ort ist.

So ist also die Migräne, mag sie wahr oder falsch sein, bei dir eingebürgert. Von nun an beginnt die Migräne in deiner Ehe ihre Rolle zu spielen. Dieses Thema weiß eine Frau mit wunderbaren Variationen zu versehen; sie spielt es in allen Tonarten. Die Migräne allein genügt einer Frau, um ihren Gatten zur Verzweiflung zu bringen. Die Migräne befällt eine Frau, wann sie will, wo sie will, so lange sie will. Es gibt Migränen von fünf

Tagen und von zehn Minuten, es gibt chronische oder intermittierende.

Manchmal findest du deine Frau im Bett, leidend, hinfällig — und die Fensterläden ihres Zimmers sind geschlossen. Die Migräne hat eine Totenstille hervorgezaubert, vom Hausmeisterstübchen an, wo Holz gespalten wurde, bis zur Dachluke, aus der dein Stallknecht unschuldige Strohbündel auf den Hof geworfen hatte. Von der Echtheit dieser Migräne überzeugt, gehst du aus; aber bei deiner Rückkehr erfährst du, die gnädige Frau habe das Haus verlassen! Bald darauf kehrt sie frisch und rosig zurück und sagt:

„Der Doktor ist dagewesen; er hat mir körperliche Bewegung angeraten, und der Spaziergang, den ich machte, hat mir außerordentlich gutgetan!"

Ein anderes Mal willst du bei deiner Frau eintreten.

„Oh, mein Herr," antwortet dir die Kammerzofe mit allen Anzeichen tiefsten Erstaunens, „die gnädige Frau hat ihre Migräne, niemals habe ich sie so leidend gesehen! Gerade eben ist zum Herrn Doktor geschickt worden." — —

„Bist du glücklich," sagte Marschall Augereau zum General R., „eine hübsche Frau zu haben!"

„Haben!" erwiderte der andere. — „Ich habe meine Frau höchstens zehn Tage im Jahr. Diese verd . . . Frauen haben stets entweder die Migräne oder — sonst was!"

Die Migräne vertritt in Frankreich die Stelle der Sandalen, die in Spanien der Beichtvater vor der Tür des Zimmers läßt, worin er sich mit seinem Beichtkind befindet.

Wenn deine Frau, im Vorgefühl feindlicher Absichten von deiner Seite, sich so unverletzlich machen will wie die Charte, so beginnt sie ein richtiges kleines Migränekonzert aufzuführen. Sie legt sich mit den fürchterlichsten Schmerzen von der Welt zu Bett. Sie stößt leise Schreie aus, die einem in die Seele schneiden. Sie vollführt mit Anmut alle möglichen Körperbewegungen mit einer

Geschicklichkeit, daß man glauben könnte, sie habe keine Knochen im Leibe. Welcher Mann wäre da wohl so taktlos, um einer an derartigen Schmerzen leidenden Frau von Wünschen zu sprechen, die bei ihm ein Anzeichen der vollkommensten Gesundheit sind? Die bloße Höflichkeit erheischt gebieterisch, daß er schweigt. Von nun an weiß eine Frau, daß sie mit Hilfe ihrer allmächtigen Migräne nach Belieben über dem Ehebett gewissermaßen einen Anschlagzettel anbringen kann, wie jenen, der die durch eine Ankündigung der Comédie-Française angelockten Theaterliebhaber zu schneller Umkehr veranlaßt, wenn sie auf dem übergeklebten Streifen lesen: ‚Wegen plötzlichen Unwohlseins der Mademoiselle Mars — keine Vorstellung.'

O Migräne, Beschützerin der unerlaubten Liebesverhältnisse — Steuer, die jeder Ehemann bezahlen muß — Schild, auf dem alle Wünsche des Gatten sich zum Sterben ausstrecken müssen! O gewaltige Migräne! Ist es wirklich möglich, daß die Liebenden dich noch nicht verherrlicht, angebetet, wie eine Gottheit verehrt haben? O Migräne, Meisterin der Gaukelei! O Migräne, Meisterin der Verstellung! Gebenedeiet sei das Hirn, das dich zuerst ersann! Schande dem Arzt, der ein Mittel gegen dich erfinden würde! Ja, du bist das einzige Leiden, das die Frauen segnen, ohne Zweifel aus Dankbarkeit für die Wohltaten, die du ihnen erweisest — o Migräne, Meisterin der Verstellung! O Migräne, Meisterin der Gaukelei!

Aus der „Physiologie der Ehe"

Schiller im Gespräch

Andreas Streicher (1781)

Wer besang die Wunder der Schöpfung schöner und herrlicher als Haller?

„Du hast den Elefant aus Erde aufgetürmt
Und seinen Knochenberg beseelt"

war ein Ausdruck, den Schiller nebst so vielen andern dieses

Dichters nicht nur damals, sondern auch dann noch mit Bewunderung anführte, als seine erste Jugendzeit längst verflogen war.

Bernhard Rudolf Abeken (Frühjahr 1802)

Nach mündlicher Erzählung meiner Frau füge ich hier noch eins hinzu, was mir charakteristisch in Hinsicht auf Schillers Stil dünkt. Wenn er an einer Tragödie arbeitete, bat er sie, sich an das Klavier in der Nebenstube, deren Tür geöffnet war, zu setzen. Dann rief er ihr oft zu: „Einen Marsch, Christel! einen Marsch!" Hört man nicht in so mancher Szene den ernsten, mächtigen Schritt des Marsches?

Karl Friedrich Horn (1802)

Goethe, Schiller und Herder saßen eines Abends bei der Prinzessin Karoline, die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg gestorben ist, um einen Tisch und waren im heitern Gespräch begriffen. Sie hatten ein Blatt Papier vor sich, auf welchem sie mit der Bleifeder ihre Köpfe, nämlich ihre Schädel, gezeichnet hatten. Sie suchten durch dareingezogene Linien anzugeben, in welchem Verhältnisse zueinander und untereinander Verstand, Vernunft und Phantasie sich in denselben befänden, wieviel davon in jedem der drei Köpfe enthalten sei und worin demnach sie einander ähnlich und voneinander verschieden wären. Sie gerieten darüber in einen unterhaltenden Streit, konnten aber nicht einig werden, und das Ende vom Liede war ein fröhliches Gelächter: so hat es die Prinzessin mir mit Freuden erzählt.

Anton Graff

Lauchstädt, 3. Juli 1803

Es war den 11. Juni [3. Juli] im Jahre 1803, an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt zum ersten Male [zweiten Male] die „Braut von Messina" aufführten. Unser lieber Schiller, unter

dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Lauchstädts, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsere Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den älteren Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfing:

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte. Dies ergriff mich in dem Moment, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß, und am Schlusse des Stückes selbst, erregte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Atem und sah nur todbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zupasse; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden!"

Johann Heinrich Voß (Februar 1805)

Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller viermal gewacht und bei Goethe zweimal. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie

männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Teilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angetan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. —

Aus „Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn“, herausgegeben von Julius Petersen

Felix Braun / Leid

Wer und woher ich bin,
Weiß Gott allein.
Daß ich bin, der ich bin,
Macht, daß ich wein'.
Doch bin ich immerhin
Nicht schuld allein.

Nein, nicht die ganze Schuld
Ists, die ich büß.
Doch bitter schmeckt Geduld

Und Schmerz nicht süß. —
Du, Himmelsfrau voll Huld,
Bists, die ich grüß.

Wie einst Sankt Bernhard spät —
— Er saß und schrieb —
— Leise die Türe geht —
— Er las und blieb —
Vor ihm in Glorie steht
Sie voller Lieb —:

So, Herrin, mir erschein
Nachts, wenn ich bang
Vor Reu zu sterben mein'
Um Hang und Zwang!
Sag dann: Nicht du allein
Bist an dir krank.

Sag dann: Ihr alle seid
Kinder wie er,
Den ich erzog zum Leid. —
Was hofft ihr mehr? —
Hier selbst an Vaters Seit'
Seufzt er oft schwer.

Aus dem Gedichtband „Das innere Leben"

Aus „Eisherz und Edeljaspis"

Seit dem letzten Anschlag, den ihre Besonnenheit glücklich abgewendet hatte, lebte Eisherz hinter verschlossenen Pforten gänzlich zurückgezogen für sich. Selbst die Frauen ihres eigenen Haushaltes fanden nur schwer Zugang zu ihr. Lange schon hatte sie keine Kunde mehr von ihrem verbannten Vater gehabt, und das Herz war ihr darob schwer und bedrückt.

Eines Morgens, als sie eben ihre Frisur beendet hatte, hub plötzlich draußen ein gewaltiges Lärmen an, und gleich darauf quoll ein Trupp Männer in den Hof. Sie trugen ein großes, rotes Plakat vor sich her, das sie jetzt, wild durcheinanderschreiend, an der vor der Ehrenhalle befindlichen Geistermauer anhefteten.
Hier tönte es:
„Befehl des Kaisers! Der alte Gebieter ist in sein früheres Amt eingesetzt! Wir sind gekommen, um die frohe Botschaft zu melden, und bitten um Botenlohn."
Und dort kamen Rufe:
„Wir bringen einen Gnadenerlaß der Majestät. Das Fräulein möge selbst kommen und lesen!"
Eisherz hatte sich bereits durch den rückwärtigen Eingang in die Ehrenhalle begeben und beobachtete von sicherer Deckung aus das Treiben im Hof. In dem Stimmengewirr hatte sie die Worte: „Kaiserliches Edikt!" und „Lesen" deutlich herausgehört, und da sie sich bei der Empfangnahme eines Allerhöchsten Befehls keine Versäumnis zuschulden kommen lassen wollte, wagte sie sich jetzt in Begleitung zweier Zofen zum Haupteingang heraus.
Ihr Fuß war noch im Schreiten begriffen, als sie sich auch schon von den fremden Leuten dicht umringt sah.
„Das Edikt liegt auf der Präfektur," gaben sie ihr zu verstehen, „das Fräulein mag sich hinbemühen, um es persönlich in Empfang zu nehmen."
Gleichzeitig machten sie den Versuch, sie zu einer Sänfte hin zu drängen, die sie inzwischen von draußen hereingebracht hatten.
Eisherz hatte die Sachlage durchschaut. Es war ihr klar, daß man sie in eine Falle gelockt hatte. Aber ohne zu schwanken und die Farbe zu wechseln, erklärte sie in voller Ruhe:
„Schwatzt nicht so viel und hört mich an! Ich weiß, ihr seid von Herrn Kuo geschickt, um mich mit List zu ihm zu bringen. Bedenkt wohl, daß ich bereits seine Verlobte bin. Ist er euer Herr, so

tut ihr weise, in mir eure Herrin zu respektieren. Wenn ihr jetzt weiter auf mich einschwatzt und mich umdrängt, so werde ich dafür sorgen, daß Herr Kuo euch allen morgen eine gründliche Züchtigung zuteil werden läßt. Dann dürft ihr aber nicht mit der Ausrede kommen, ich hätte euch nicht zuvor gewarnt."

Unter den Angeredeten befand sich, gleichfalls als Amtsbote verkleidet, auch Herrn Kuos Freund, Tschong Ki. Rasch war er mit einer Antwort zur Stelle:

„Das Fräulein sieht die Dinge auf zehntausend Li Entfernung klar und richtig. Doch nun lasse sie sich bewegen, endlich mitzukommen. Keiner unter uns wird sich fürderhin unterstehen, sie mit respektlosem Geschwätz zu belästigen."

„Gut, dann gebt mir einen Schritt Raum und erwartet mich hier. Ich will mich nur umziehen und meine Leute verständigen, daß sie während meiner Abwesenheit das Haus hüten."

Gehorsam wich die Horde jetzt einen Schritt beiseite und ließ sie passieren. Eisherz trat in die Halle zurück und befahl den Zofen, ihr ein neues Gewand zu bringen.

„Vergeßt auch nicht den kleinen Dolch in der Scheide!" setzte sie leise hinzu.

Beim Umkleiden wußte sie den Dolch unbemerkt in den Ärmel gleiten zu lassen. Dann trat sie wieder hinaus und wandte sich erneut an die Umstehenden.

„Wenn ihr wünscht, daß meine Verbindung mit eurem Herrn im Guten erfolge, dann müßt ihr mich jetzt anhören."

„Wir lauschen Eurem Befehl. Keiner wird zu widersprechen wagen!" entgegnete Tschong Ki.

„Der dreimalige Versuch eures Herrn, mich zu einer von mir nicht gewünschten Heirat zu zwingen, entspricht zwar nicht der guten Form, beweist aber immerhin eine ernsthafte Neigung, die mich rührt. Ich vermag also nicht ihn abzuweisen. Aber wenn ihr mich jetzt, nachdem euch eben erst meine Überlistung gelungen ist, sogleich zu eurem Herrn bringen wolltet, so würde sich

die Verbindung in allzu roher Form vollziehen. Nein, lieber will ich sterben, als diesen Schimpf zu dulden! Es scheint mir richtiger, ihr tragt mich zuvor zum Präfekten und Kreisvorsteher, damit die Verbindung von ihrer Seite gutgeheißen werde. Dann ist der Form Genüge getan, und ihr dürft mich getrost zu euerm Herrn bringen. Habt ihr mich verstanden?"

Tschong Ki, der ihre Absicht wohl durchschaut hatte, beeilte sich zu versichern:

„Wenn wir auch beschränkt von Einsicht sind, so begreifen wir doch den Sinn Eurer Worte und werden uns nicht erdreisten, den Wunsch des Fräuleins zu mißachten."

Er winkte die Sänftenträger herbei und lud Eisherz nunmehr zum Einsteigen ein. Eisherz hatte vorher noch Zeit gefunden, ihren Leuten eine heimliche Weisung zu erteilen. Sie sollten nämlich, sobald sie fort sei, das rote Plakat von der Geistermauer abnehmen und ihr zum Kreisvorsteher nachbringen. Nun stieg sie mit heiterer Miene in die Sänfte, zur Begleitung folgten ihr zwei Zofen und zwei kleine Diener.

Sie näherten sich bereits dem Kreisvorsteheramt, als ihnen plötzlich ein junger Mann auf einem Maultier mit einem Diener zur Seite begegnete. Es war Edeljaspis, den seine Schantungfahrt zufällig in diese Gegend geführt hatte. An der Biegung eines Hohlwegs war es, als er unversehens mit dem Menschenschwarm zusammenprallte, und zwar so heftig, daß er beinahe vom Sattel gefallen wäre. Zornig sprang er von seinem Maultier herab, packte einen der Sänftenträger an der Brust und schrie, indem er ihn nicht von der Stelle gehen ließ:

„Verdammte Schufte! Was fällt euch ein, so zu rennen, als ob es ein Feuer zu löschen gäbe! Beinahe hättet ihr mich umgerannt, mich, dessen Name ‚Eisen' ist!"

Ärgerlich, in ihrem eifrigen Lauf gehemmt zu werden, fuhren die andern, mit sieben Mäulern und acht Zungen zugleich durcheinanderschnatternd, auf den Fremdling los:

„So ein frecher Kerl! Wagt es, uns den Weg zu versperren, wo wir gerade dabei sind, eine Braut in das Haus des Großsekretärs Kuo zu bringen. Was schert uns Euer Name Eisen! Und wenn Ihr Gold oder Jaspis hießet, so würde uns das nicht abhalten, Euch zum Kreisvorsteher zu schleppen und in Pulver verwandeln zu lassen."
„Was? Für das Haus eines Großsekretärs, eines Mannes von Rang und Bildung, wäre die Braut bestimmt? Wo bleibt denn da die Musik, die Fackelbegleitung, wie sie der Ritus vorschreibt? Nein, das sieht mir eher nach Raub aus! Nicht mich, nein euch muß man vor den Kreisvorsteher bringen, damit er euch gründlich ins Verhör nimmt."
Aus dem Haufen trat jetzt Tschong Ki als Sprecher hervor. Es war ihm nicht entgangen, daß man es offenbar mit einem gebildeten jungen Mann von guter Herkunft zu tun habe.
„Unabsichtlich geschah der Zusammenprall," meinte er beschwichtigend, „und die Sache ist ja ohne Bedeutung. Übrigens höre ich an Eurer Aussprache, daß Ihr nicht aus unserer Gegend stammt. Was soll also Eure Einmischung in unsere Angelegenheiten? Gebt uns bitte den Weg frei!"
Schon wollte Edeljaspis seiner Aufforderung entsprechen und die Hand von der Brust des Sänftenträgers zurückziehen, als plötzlich aus dem Sänfteninnern eine klagende Stimme an sein Ohr tönte:
„Man übt Gewalt! Bei Eurem Edelmut, rettet mein Leben!"
Augenblicklich faßte Edeljaspis wieder fester zu und schrie:
„Also Gewalt ist geschehen! Jetzt gibts kein Loslassen mehr! Vorwärts mit euch zum Kreisvorsteher!"
In dichtem Schwall auf ihn eindrängend, wollte ihn jetzt der Haufe unsanft beiseitestoßen. Aber Edeljaspis stemmte sich ihm entgegen, und ohne den einen Arm loszulassen, teilte er mit der freien Faust nach Osten und mit den Füßen nach Westen so wuchtige Tritte und Schläge aus, daß seine Angreifer hinsanken wie welkes Laub in einen Bach.

„Haltet ein mit Schlagen!" griff jetzt Tschong Ki vermittelnd ein. „Die Sache hat nun eine so arge Wendung genommen, daß wir sie unter uns nicht mehr abtun können. Auch wenn wirs wollten, würde sich Herr Kuo nimmermehr dabei beruhigen. Also gehen wir alle zusammen zum Kreisvorsteheramt!"
Zum Glück war es nicht mehr weit bis dahin. Und so schob sich der ganze Haufe tobend und in wildem Knäuel vorwärts, bis man am Yamen angelangt war. Erst jetzt löste Edeljaspis seinen Griff, dann stürzte er an den Platz am Eingang, wo die große Beschwerdetrommel aufgestellt war, zog seine Reitpeitsche heraus und schlug mit dem Griff ein paarmal kräftig auf die Trommel. Laut erdröhnte ihr Bum-bum und schreckte die Torhüter aus ihrer Ruhe. Sie kamen in Eile heraus, umringten Edeljaspis und fragten erstaunt:
„Wer bist du, daß du die Trommel zu schlagen wagst? Marsch, hinein mit dir vor den alten Gebieter!" —
Der Kreisvorsteher war bereits durch Herrn Kuos Boten von dem geglückten Überfall verständigt worden und saß nun in der Halle, um alsbald nach dem Eintreffen der Geraubten seinen Spruch zu fällen, wie er es Herrn Kuo zugesagt hatte. Lange hatte er so gesessen und gewartet, ohne daß die Sänfte mit Eisherz erscheinen wollte, als plötzlich das Bum-bum der großen Trommel an sein Ohr tönte und kurz darauf die Torwächter einen jungen Mann in den Saal führten.
„Hier bringen wir den Menschen, der sich erfrechte, an die Trommel zu schlagen", meldeten sie.
Ohne eine Spur von Befangenheit zu zeigen, jede Verneigung verschmähend, nur die Hände etwas zum Gruß erhebend, war Edeljaspis vor den Kreisvorsteher hingetreten.
„Ich begrüße Euch, alter Frühergeborener", sprach er einfach.
„Wer bist du? Warum schlugst du die Trommel?" fragte der Mandarin.
„Mein Name tut nichts zur Sache. Ich war unterwegs Zeuge eines räuberischen Gewaltakts und schlug an die Trommel, weil mein

Rechtsgefühl gekränkt ist. Ich bitte den alten Frühergeborenen zu entscheiden, ob Gewalt geschah oder nicht, damit ich mich in allem Respekt von seinem Gerechtigkeitssinn überzeugen kann."
Das vornehme, sympathische Äußere des jungen Mannes und seine überlegte Redeweise verfehlten ihren Eindruck auf den Mandarin nicht. So ohne weiteres mochte er ihn nicht abfertigen. Er fragte also:
„Von welchem räuberischen Gewaltakt sprichst du?"
„Die Beteiligten werden sogleich selbst vor Euch erscheinen", entgegnete er, und im selben Augenblick sah man auch schon Fräulein Eisherz, von Herrn Kuos Leuten geleitet, durch den Vorhof auf die Halle zugeschritten kommen. Sie hatte den Halleneingang noch nicht erreicht, da trat auf einmal Tschong Ki, der sich schon vorher zum Sprecher der Leute aufgeworfen hatte, vor den Mandarin hin und sprach:
„Das Fräulein war unserm Herrn schon seit langem förmlich verlobt. Da sie neuerdings nichts mehr von der Heirat wissen wollte, erhielten wir den Auftrag, sie vor Euch zu bringen, damit Ihr den Fall entscheiden möchtet. Alsdann sollten wir sie unserem Herrn zuführen."
„Da sie ihm förmlich verlobt war, ist es rechtens, daß die Ehe mit ihr vollzogen werde. Was bedarf es da noch eines besonderen Spruchs? Ihre Vorführung erübrigt sich, ihr könnt sie auf der Stelle mitnehmen."
Sich flugs umdrehend, gebot Tschong Ki seinen Leuten augenblicklich halt:
„Der alte Gebieter hat bereits entschieden," rief er, „ihre Vorführung erübrigt sich, wir sollen sie nach Hause bringen, damit die Vermählung stattfinde."
Sich am Weiterschreiten plötzlich gehemmt sehend, schrie Eisherz laut auf: „Gewalt! Gewalt!" und versuchte krampfhaft, sich Bahn zu schaffen, um doch noch in die Halle zu gelangen. Aber sie hatte kaum zwei Schritte vorwärts tun können, als sich ihr

einige Damenwächter entgegenstellten und mit quer vorgehaltenen Bambusstöcken den Weg sperrten.
„Der alte Gebieter hat befohlen, Euch fortzubringen, was habt Ihr noch in der Halle zu suchen?" schnauzten sie. Da knickte Eisherz zusammen, und sich mit untergeschlagenen Füßen auf den Boden niederlassend, jammerte sie laut auf:
„Herr, Eures Amtes ist es, Vater und Mutter des Volks zu sein und über Unrecht zu richten. Warum vergönnt Ihr mir nicht ein einziges Wort?"
Als Antwort winkte ihr der Kreisvorsteher nur mit der Hand, sich zu entfernen. Da war Edeljaspis, in dem es schon lange kochte, mit einem gewaltigen Satz, schnell wie ein Blitz, dicht vor den Sitz des Mandarins gesprungen, und mit ausgestrecktem Arm auf ihn weisend, donnerte er:
„Blöde Beamtenseele! Das nennt sich Halle der Gerechtigkeit, und du läßt nur die eine Partei zu Worte kommen! Dein Treiben ist ja noch weit schlimmer als die Bestechlichkeit und Stellenjägerei, die man sonst von euch Beamten gewohnt ist! Aber zum Glück gibts über dir noch den Präfekten und den Provinzgouverneur als Vorgesetzte."
Erbost über diese wenig respektierliche Anrede, schlug der Mandarin mit der Faust auf die Tischplatte und rief zurück:
„Du bist hier in einer öffentlichen Gerichtshalle und erlaubst dir ein derart unverschämtes Benehmen?"
„Ach!" versetzte, in lautes Gelächter ausbrechend, Edeljaspis, „was ist schon an deiner Gerichtshalle groß dran! In ein Grafenschloß, auf kaiserlich privilegierten Grund und Boden bin ich schon eingedrungen, und kein Mensch hat gewagt, mich drob unverschämt zu heißen!"
Erst kürzlich von der Hauptstadt hierher versetzt, begriff der Kreisvorsteher sofort, worauf der Fremde mit seiner letzten Bemerkung anspielte. Ihn genauer ins Auge fassend, fragte er ihn in sichtlicher Nervosität:

„Der alte große Bruder ist wohl gar der Sohn des Zensors Tiä Ying?"
„Nun, da der Frühergeborene meinen bescheidenen Namen kennt, so wird er sich wohl hüten, Gesetz und Recht zu verletzen."
Jetzt sprang der Kreisvorsteher hastig von seinem Amtssitz empor, verneigte sich tief vor Edeljaspis und begann in der devoten Haltung eines jüngeren Bruders eine Entschuldigungsrede:
„Als ich noch in der Hauptstadt weilte, war der hohe Ruf des älteren Bruders jäh an mein Ohr geschlagen wie ein Donnerschlag im frühen Lenz. Wie schalt ich mich, daß ich keine Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung fand! Und heute, da Ihr Euch zu einem Besuch herabließet, habe ich mich nun dieses groben Mangels an Zuvorkommen schuldig gemacht! Könnt Ihr mir großmütig verzeihen?"
Damit nötigte er Edeljaspis auf den Gastsitz nieder und ließ Tee kommen. Nachdem der Tee serviert war, fuhr er fort:
„Ihr müßt wissen, daß ich in dieser Sache nicht aus eigenem Antrieb zu meiner schiefen Stellungnahme kam. Nur die Rücksicht auf das hochangesehene Haus Kuo ..."
„Ganz zufällig bin ich in diese Angelegenheit hineingeraten," fiel der andere ein, „ich habe keine Ahnung von dem ganzen Hergang. Wollt Ihr mir nicht etwas Aufklärung schenken?"
„Wie merkwürdig! So am Wegrand kalten Auges, aber heißen Herzens den Retter Unbekannter spielen, das heischt wahrlich Achtung!"
Und nun begann der Kreisvorsteher zu erzählen, und seine Erzählung bewirkte, daß dem jungen Mann das Herz vor Entzücken schier aus dem Leibe hüpfen wollte.
„Welch wunderbares Mädchen!" rief er aus. „Da kann man ja tausend Jahre in die Vergangenheit zurückgehen, ohne ihresgleichen zu finden!"
Und ohne Seine Würden weiter zu beachten, schnellte er mit einem Ruck in die Höhe und stürmte zum Halleneingang hinaus, dorthin,



wo Eisherz noch immer am Boden kauerte. Oh, welch holdselige Erscheinung bot sich seinem Auge! Der zarte Schimmer ihrer Haut ließ die herrlichste Blume neben ihr vor Scham vergehen. An der Grazie ihrer Bewegungen gemessen, schien der elegante Flug der Schwalbe von lächerlicher Plumpheit. Der edle Schwung ihrer Brauen beschämte die anmutigen Konturen lenzlicher Hügel. Verglichen mit dem seelenvollen Feucht ihres Auges, war das Blank des Herbstsees matt und tot. Ihre Taille, zum Zerbrechen zart, stand rank wie die zierliche Pagode, die dem Sturme trotzt. Mondglanz lag auf ihrem Haar, dessen Spiegelglätte keiner Salbe bedurfte. Die Reinheit ihres Teints ließ frischgesottenen Reis schmutzig erscheinen und machte Puder und Schminke entbehrlich. Ach, ihre Schönheit zu beschreiben, hieße den Kranichflug im Bilde festhalten zu wollen. Ihr göttlicher Anblick ließe dich bis ins Mark erschauern.

Aus dem chinesischen, von Franz Kuhn übertragenen, Roman „Eisherz und Edeljaspis“

BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAG

Lebendgem Worte bin ich gut:
das springt heran so wohlgemut,
das grüßt mit artigem Genick,
ist lieblich selbst im Ungeschick,
hat Blut in sich, kann herzhaft schnauben,
kriecht dann zum Ohre selbst dem Tauben,
und ringelt sich und flattert jetzt,
und was es tut — das Wort ergetzt.

*

Friedrich Nietzsche

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Die im Jahre 1926 neu oder in neuen Auflagen erschienenen Bücher sind mit einem Stern bezeichnet. Vollständige Verzeichnisse aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages sind durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

DICHTER UNSERER ZEIT

*MARTIN ANDERSEN NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 14.—20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). Geheftet M 8.—; in Leinen M 12.—.

„Ein Sozialist mit dem Herzen und dem Verstand, ein großer Mensch und ein begnadeter Künstler — so steht Andersen Nexö vor uns.“ Die schöne einbändige Ausgabe, deren Preis bei einem Umfang von über 1200 Seiten außerordentlich niedrig ist, wird die Verbreitung des berühmten Romans noch erheblich fördern.

SHERWOOD ANDERSON: DER ARME WEISSE. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.50.

*— DAS EI TRIUMPHIERT. Novellen. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.50.

Dem im vorigen Jahr erschienenen Roman „Der arme Weiße“, worin Sherwood Anderson das Entstehen des Industrialismus im Lande der Farmer schildert, lassen wir nun einen Novellenband folgen, der zu den bedeutendsten Büchern des amerikanischen Dichters zählt. Aus diesen Novellen lernt der europäische Leser ein neues Amerika kennen. Nicht das Amerika der geschäftlichen Tüchtigkeit, der Erfolganbetung und des oberflächlich grotesken Witzes ist hier mit fingerfertiger Glätte abgebildet, sondern das Tasten und Ringen, die schmerzliche Selbstbesinnung der amerikanischen Seele wird mit großer, schlichter Kunst und bannender Kraft gestaltet.

*APULEJUS: siehe Schaeffer.

ERNST BERTRAM: DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 6.50.

*FELIX BRAUN: DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Leinen M 7.—.

MARTIN BUBER: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M 4.50.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M 6.50.

— ICH UND DU. In Pappband M 5.—.

MARTIN BUBER: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. 5. u. 6. Tausend. In Pappband M 4.—.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M 4.—.

*HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. Erzählungen. Zweite Auflage. In Leinen M 6.—.

„Ein Deutscher spiegelt hier das erste Lebensjahrzehnt; und siehe, es entstand etwas dichterisch so Schönes, psychologisch so Unaufdringliches dabei, wenngleich nicht Drängendes, nicht drohend Überrumpelndes, doch so Klares, daß man, hingegeben wie etwa an den ‚Nachsommer' von Stifter, einzuräumen bereit ist: dies hier ist mehr denn Individualerlebnis." (Berliner Tageblatt.)

*— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. Zweite Aufl. In Leinen M 6.—.

„Dies kleine Buch ist wie ein mitten aus Krieg und Schicksal herausgehobenes Stück. Hier ist kein Zerschwatzen des Erlebten, kein Räsonieren. Ein großer, reinigender, tief nachwirkender Hauch geht von diesem Buche aus. Uns erscheint es unter vielen erzählenden Büchern des Jahres das wertvollste." (Frankfurter Zeitung.)

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

*LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

„Diesem Dichter gerät so ziemlich alles, was er mit seiner sehr gegliederten Prosa anpackt: die Öde einer Fabrik, die Komik einer Gerichtsverhandlung, Schmiedewerkstätte und Schlosserei, die Prozession und die grausame Schulstunde, selbst düstere, erschütternde Szenen; all dies steht in wirbligem Glanz da, umfangen von dem eigentümlichen Milieu der engbrüstigen, gotischen Stadt Würzburg." (Max Brod.)

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8. bis 10. Tausend. In Leinen M 4.50.

*— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 22. und 23. Tausend. In Leinen M 5.—.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 49. bis 52. Tausend. In Leinen M 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.—50. Tausend. In Pappband M 4.—; in Halbleder M 7.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M 24.—.



RICARDA HUCH: MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« 26.—28. Tausend. In Leinen M 8.50.

– DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 10.—12. Tausend. In Leinen M 8.—.

– DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 8.—10. Tausend. In Leinen M 8.—.

– DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 16.—18. Tausend. In Leinen M 8.50.

– MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 9.—11. Tausend. In Leinen M 6.50.

– VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

– MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Leinen M 8.—.

*– DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. 5.—7. Tausend. In Leinen M 7.—.

– LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

– DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M 5.50.

D. H. LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

„Das Thema der ‚Liebe in der Ehe' wird durch vier Generationen einer Familie hindurch behandelt und immer in einer Abwandlung und mit einer Abschattung von sinnlichen und seelischen Empfindungen dargestellt, die geradezu staunenswert ist." (Dresdner Anzeiger.)

– SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

„In diesem Buche sind Partien, ergreifend, schmerzend und dichterisch so groß, daß man weit zurückdenken muß, um sich ähnlichen Eindrucks zu entsinnen. Ein hochbedeutsames Werk, das mit steigender Anteilnahme gelesen werden und dessen Ruf sich rasch verbreiten wird."
(Vossische Zeitung.)

*– VERLIEBTE FRAUEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius*. In Leinen M 7.50.

Das neue Buch des englischen Dichters, den wir mit den beiden Romanen „Der Regenbogen" und „Söhne und Liebhaber" erfolgreich in Deutschland eingeführt haben, behandelt, wie der Titel besagt, ein äußerst subtiles Problem. Drei Frauen sind es, die hier in ihrem mit den verschiedensten Mitteln durchgeführten Kampf um den Mann dargestellt werden.

ALFRED MOMBERT: AEON. Dramatische Trilogie. Zweite Auflage. I. Aeon der Weltgesuchte. II. Aeon zwischen den Frauen. III. Aeon vor Syrakus. Jeder Band in Pappband M 3.50.

GEORG MUNK: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. Zweite Auflage. In Halbleinen M 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M 5.—.
An große Traditionen anknüpfend, ist die Kunst von Georg Munk mit Recht eine adlige Kunst genannt worden. Man hat an Goethe und Keller, Flaubert und Jacobsen erinnert, damit jedoch das Wesen der Dichterin, denn eine solche verbirgt sich hinter dem männlichen Pseudonym, keineswegs erschöpft, deren Stil in seiner meisterhaften Mischung von deutscher und romanischer Klassizität durchaus eigentümlich und unnachahmbar ist.

*HELENE NOSTITZ: AUS DEM ALTEN EUROPA. Menschen und Städte. Dritte Auflage. In Leinen M 7.—.
Inhalt: Fürst Georg Münster von Derneburg · Konrad von Beneckendorf und von Hindenburg · Bodo von dem Knesebeck und seine Freunde · Marie von Olfers · Fahrten in Rußland · Englische Form · Römische Priester · In Griechenland vor dem Kriege · Wiener Notizen aus den Kriegs- und Revolutionsjahren · Weimar in den Jahren 1908 bis 1910 · Begegnung mit Rilke · Rodin · Eleonora Duse · Nijinsky · Caruso · Max Reinhardt · Arthur Nikisch.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* 9. und 10. Tausend. In Leinen M 12.—.
„Das Buch, der erste große dänische Roman seit dem ‚Niels Lyhne', hat die Eigenschaften der bleibenden Erzählungen: Stoff, Spannung und Vortrag. Aus den fast 1000 Seiten quillt die Lust am Erlebnis, die Freude am Wirklichen, das Behagen am Erzählen. Es ist ein reifes, vollkommenes Werk." *(Josef Hofmiller.)*

RAINER MARIA RILKE: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M 35.—.
Die Bände erschienen einzeln zum Preise von je M 5.— in Halbleinen und M 7.50 in Halbpergament unter folgenden Titeln: ERSTE GEDICHTE — FRÜHE GEDICHTE — DAS BUCH DER BILDER — NEUE GEDICHTE — DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

— DAS STUNDENBUCH. 50.—54. Tausend. In Halbleinen M 5.—; in Pergament M 9.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M 3.50.



RAINER MARIA RILKE: DUINESER ELEGIEN. In Pappband M 3.50; in Halbpergament M 6.—.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 34.—36. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 21. und 22. Tausend. In Leinen M 7.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 41.—45. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

ALBRECHT SCHAEFFER: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M 6.50; in Halbleder M 10.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.—12. Tausend. In Leinen M 6.50.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 7.—10. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Roman in drei Bänden. Auf Dünndruckpapier. 5.—8. Tausend. In Leinen M 22.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.—11. Tausend. In Leinen M 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbleder M 14.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 6.—10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

*— DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). Neu übertragen. In Leinen M 8.—.

*KARL SCHEFFLER: ZEIT UND STUNDE. Gesammelte Essays. In Leinen M 7.—.

— DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.—12. Tausend. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 15.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 13.—15. Tausend. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

— PARIS. Notizen. Mit 71 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 36.—40. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

*EDOUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 8.50. *„Das Buch Eduard Schneiders ist eine Nänie auf Eleonora Duse, voll Demut und Zorn, voll Liebe und Tapferkeit. Aus den Seiten des Buches tritt*

die liebenswürdige und rührige Gestalt der Duse noch einmal lebendig vor uns hin. Dieses Ehrenmal, das ihr ein Dichter und ein Mensch gesetzt, wird die Erinnerung an die Künstlerin über die Zeit tragen." (Berl. Börsenztg.)

*FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Textbildern. In Leinen M 12.—.
Das Geheimnis der kleinen in ungeheure Einsamkeit versprengten Insel im östlichen Pazifik, auf der einst ein überraschend hohes Kulturleben geherrscht haben muß, auf der man Hunderte unwahrscheinlich großer Figuren errichtete, eine eigene Literatur in bisher noch nicht entzifferter Schrift besaß, wird hier nach den Ergebnissen der jüngsten Expedition so weit, wie es überhaupt möglich ist, entschleiert.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

*— DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.
„Ein ernstes und inhaltreiches Buch, es streift manch ein Problem, zeigt viele Charaktere, schildert haarscharf das Seelenleben des Helden; daneben ein sehr amüsantes Buch voll lustiger Einfälle und einem Sarkasmus, daß man diese Satire in unserer Zeit so manchem als Spiegel vorhalten möchte, damit er an seine Brust schlägt und durch das Lachen von Schlacken befreit wird, die die deutschen Vorzüge oft verdecken." (Das Deutsche Buch)

FELIX TIMMERMANS: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg.* 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* 16.—20. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertragen von *Anna Valeton-Hoos.* Mit Zeichnungen des Verfassers. 6. bis 9. Tausend. In Leinen M 6.50.

*— DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Für die Bühne bearbeitet von *Eduard Vetermann* und *Felix Timmermans.* Übertragen von *Anton Kippenberg.* In Pappband M 3.—.

REGINA ULLMANN: DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband M 4.—.

*STEFAN ZWEIG: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 23.—27. Tausend. In Leinen M 7.—.

—AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 33.—45. Tsd. In Lein. M 7.—.

*— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 1.—20. Tausend. Kartoniert M 5.50; in Leinen M 7.—.
Diese drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE" zum Preise von M 20.— erhältlich.



STEFAN ZWEIG: DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 16. bis 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 11.—22. Tausend. In Leinen M 7.50.

GOETHE

*GOETHES SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—.

Die neue, um einen Band und zahlreiche Nachträge erweiterte Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert sind die beiden, nach neuen Grundsätzen geordneten Bände der Naturwissenschaftlichen Schriften, die auch die von Goethe angefertigten farbigen Zeichnungen auf 48 Tafeln enthalten. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Die Bände sind auch einzeln unter folgenden Titeln lieferbar:

I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.
II. Romane und Novellen II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
III. Autobiographische Schriften I. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—; in Leder M 16.—.
V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
VI. Dramatische Dichtungen I. In Leinen M 6.—; in Leder M 14.—.
VII. Dramatische Dichtungen II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
VIII. Dramatische Dichtungen III. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.
IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.
XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—

XIV/XV. Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bde. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bde. In Leinen M 24.—; in Leder M 38.—.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—. (Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung wie die Gesamtausgabe.)

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der *Goethe-Gesellschaft* herausgegeben von *Erich Schmidt*. 71.—85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 38.—.

— FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 110.—119. Tausend. In Leinen M 5.—; in Leder M 10.—.

— GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 11.—15. Tausend. In Leinen M 4.50; in Halbleder M 7.—.

— LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. 22.—26. Tausend. In Pappband M 4.50; in Leder M 15.—.

— WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 11.—15. Tausend. In Leinen M 5.—; in Leder M 10.—.

— DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 18.—22. Taus. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

*— ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 17.—19. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—.

— WILHELM MEISTER. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

*— FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier, mit den 52 farbigen Tafeln. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

— ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. [Folio.] In Halbleder M 60.—; in Leder M 80.—.

„Mit dieser Glanzleistung deutscher Buchkunst ist die Idee verwirklicht, dem herrlichen Reisebericht des Dichters, seinem geschriebenen Wort, all seine italienischen Zeichnungen und Skizzen beizufügen und diese zu ergänzen durch eine Auswahl der besten landschaftlichen Versuche von der Hand der bildenden Künstler, die seine Reisegenossen oder seine nächsten Freunde in der italienischen Zeit gewesen. Eine kostbare Gabe für alle Goethefreunde." *(Königsberger Allg. Zeitung.)*

GOETHE, DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M9.—; in Halbleder M12.—; in Leder M20.—.

— BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M 18.—; in Halbleder M 25.—.

*BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund des handschriftlichen, von *Reinhold Steig* bearbeiteten Nachlasses herausgegeben von *Fritz Bergemann*. 6.—8. Tausend. Mit 14 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Halbleinen M 10.—; in Halbleder M 15.—.

KLASSIKER- UND GESAMT-AUSGABEN

BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einer Einleitung *Hugo von Hofmannsthals*. In Leinen M 90.—; in Halbleder M 120.—; in Leder M 160.—.

Sämtliche Bände sind auch als Einzelausgaben erschienen; ein ausführliches Verzeichnis mit Inhaltsangabe jedes Bandes steht unberechnet zur Verfügung.

*— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsband zur „Menschlichen Komödie". 29.—31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

— PHYSIOLOGIE DER EHE. 11.—14. Tausend. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

*GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen der englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—; in Leder M 108.—.

Einzeln sind lieferbar (je in Leinen M. 9.—; in Leder M 18.—):

DAVID COPPERFIELD — DER RARITÄTENLADEN — DIE PICKWICKIER — MARTIN CHUZZLEWIT — NIKOLAUS NICKLEBY — OLIVER TWIST UND WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.



Die neuen Einbände der „Bibliothek der Romane“

JOSEPH VON EICHENDORFF: WERKE. Zwei Bände. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 14.—.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—. Auf 1000 Seiten vereinigt dieser Band das gesamte lyrische Werk Heines.

WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste, vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf* und *Albert Leitzmann*. In Leinen M 90.—; in Halbleder M 120.—. *Nach Vollendung dieser großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, ist Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, unserer Zeit wieder erstanden.*

*FRIEDRICH HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Kritisch-historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. In Halbleder M 70.—.
Inhalt: Band I: Gedichte. Band II: Hyperion. Aufsatzentwürfe. Band III: Empedokles. Bruchstücke. Übersetzungen. Band IV: Briefe. Band V: Jugendarbeiten. Prosa-Übersetzungen. Fragmentarische Gedichte. Gedichte der Spätzeit. Briefe der Spätzeit. Widmungen. Nachträge. Briefe an Hölderlin.

*— GEDICHTE. Herausgegeben von *Franz Zinkernagel*. Liebhaberausgabe. In Halbleder M 12.—.

*— BRIEFE. Herausgegeben von *Franz Zinkernagel*. Liebhaberausgabe. In Halbleder M 12.—.

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 11.—15. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 26.—29. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

GOTTFRIED KELLER: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 32.—; in Halbleder M 40.—; in Leder M 65.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. In Leinen M 50.—; in Halbleder M 75.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.



SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 70.—.

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearb. u. vielfach erneuert. Jeder Band in Pappband M 3.50; in Halbperg. M 5.—.

Bisher erschienen:

Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — König Lear — Sturm — Was ihr wollt — Cymbelin — Verlorene Liebesmüh — König Heinrich IV. (In Pappband M 4.—; in Halbpergament M 6.—.) — Antonius und Cleopatra — Komödie der Irrungen — Romeo und Julia — König Heinrich V. — König Johann — Troilus und Cressida — Julius Cäsar — Coriolanus — Die beiden Veroneser — Viel Lärm um nichts — Richard II. — Richard III. — Heinrich VIII. (Drei Teile in einem Bande, M 6.— und M 8.—.) — Ein Wintermärchen.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Die Bände erschienen auch einzeln zum Preise von je M 7.50 in Leinen, M 14.— in Leder unter folgenden Titeln:

STUDIEN. 2 Bde. — DER NACHSOMMER. — WITIKO. — BUNTE STEINE.

Der Insel-Verlag ist stolz darauf, Stifters Dichtungen zu neuem Leben erweckt zu haben: ‚Der Nachsommer', der „stillste und vornehmste unserer großen Bildungsromane", ‚Witiko', das historische Gemälde, wo „die vollkommene Erscheinung einer entrückten Zeit durch weiter kein Mittel als Einfachheit und Gradheit meisterlich erreicht wird", die in den ‚Studien' und ‚Bunten Steinen' zusammengefaßten Erzählungen, die nur mit Goethes lautersten Prosawerken in sprachlicher Kunst und reiner Ruhe verglichen werden können.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 19.—21. Tausend. In Leinen M 40.—; in Halbpergament M 56.—.

*TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Leinen M 54.—; in Halbpergament M 75.—.

Diese nunmehr vollständig abgeschlossene billigste Tolstoi-Ausgabe umfaßt sämtliche dichterischen Schriften Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

WERKE DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.
„Von den ältesten Zeiten des Althochdeutschen, vom achten Jahrhundert bis in das Ende des zwölften, erschallen bald friedsam, bald kriegerisch, bald weltlich, bald geistlich, immer aber groß und mächtig diese Sagen und Segen, deren Texte in der Ursprache hier der Übertragung Wolfskehls gegenübergestellt sind. Was vor tausend Jahren einer gedichtet hat, das wirkt nun heute noch nach, unveraltet, mit der unversiegbaren Treibkraft jenes tausendjährigen Rosenstocks zu Hildesheim."

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 31.—35. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—; in Halbleder M 8.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: MÜNCHHAUSEN. Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustav Doré*. 10. und 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjew* und einem Nachwort von *André Jolles*. 12.—15. Tausend. In Leinen M 12.— ; in Leder M 24.—.

*EISHERZ UND EDELJASPIS oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. Gestaltung der eingestreuten Verse von *Albrecht Schaeffer*. In Leinen M 6.50.

*GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Lein. M 20.—; in Led. M 32.—.

*GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 15.—17. Tausend. In Halbleder M 22.—.



GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 19.—21. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 15.—.

*CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 6.—9. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M 6.50.

„Wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit," so sagt Emil Ludwig in einer Besprechung des Buchs, „Schwermut und Heiterkeit verschwistert sind, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergänglich ist, wer unter der Schwelle des Humors eine nicht zu bannende Frage fühlt, der greife zu diesem Buch, das er wie einen Schatz bewahren wird."

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.
Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.

ABBÉ PRÉVOST: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50.

— Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M 14.—.

J. J. ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer*, *Beham* u. a. 7.—10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 16.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 10.—14. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 11.—13. Tausend. In Lein. M 8.—; in Leder M 14.—.

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.—8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ZWÖLF NOVELLEN. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

*TOLSTOI: ERZÄHLUNGEN. Vollständige Ausgabe in vier Bänden. Übertragen von *Heinrich Röhl* und *Arthur Luther*. In Halbleinen M 16.—; in Halbpergament M 20.—.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. 15.—18. Tausend. In Leinen M 6.50.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen und eingeleitet von *Ernst Hardt*. Zweite Aufl. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 11.—. *Inhalt: Der Schwarze und der Weiße — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.*

EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

LIEDER, MÄRCHEN UND SAGEN

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.
Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großvaterschätze freuen wird.

*ALTE UND NEUE LIEDER MIT BILDERN UND WEISEN. Mit Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel u. a.* In Leinen M 6.80.
Ein echtes Haus- und Wanderliederbuch.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Mit farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 20.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.—10. Tausend. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M 6.—; in Halbleder M 8.—.



DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 20.—22. Tausend. In Leinen M 6.50; in Schweinsleder M 16.—.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen M 9.—; in Halbpergament M 12.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.—8. Tausend. In Leinen M 15.—.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Band I—III je in Leinen M 10.—; in Leder M 18.—; Band IV in Leinen M 12.—; in Leder M 20.—. Band V und VI werden im nächsten Jahre folgen.

*DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Bande. 15.—17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

*TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 4.—7. Tausend. Zwei Bände in Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.
Die beiden Bände bilden, in völlig gleicher Ausstattung, eine wundervolle Ergänzung der großen sechsbändigen 1001-Nacht-Ausgabe.

*OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 133.—140. Tausend. In Halbleinen M 5.50; in Halbpergament M 8.—; in Leder M 15.—.

BIOGRAPHIEN, BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

*BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Eingeleitet von *Hans Amelung*. 5.—7. Tausend. In Leinen M 6.—.

LUDWIG VAN BEETHOVEN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit sechzehn Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—; in Halbleder M 16.—.

*CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. 6.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V*. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig*. 6.—10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.—20. Tausend. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 7.—.

JOH. GUST. DROYSEN: DAS LEBEN DES FELDMARSCHALLS GRAFEN YORCK VON WARTENBURG. Zwei Bände. Elfte Auflage. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M 12.—.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben von *Hans F. Helmolt*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 10. bis 12. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 11.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildtafeln. 16.—19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln, Zwei Bände. In Leinen M 16.—; in Halbleder M 22.—.

WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von *Arthur Schurig*. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Leinen M 18.—. *„Schurig hat seinen eigenen Blick für Gestalt und Werk Mozarts und bietet mehr als eine objektive Darstellung. Einzelne Kapitel, wie die Jugendreisen, der Aufenthalt in Paris, die letzte Zeit vor dem Tode, lesen sich wie Teile eines spannenden Romans."* *(Prager Presse.)*



*WOLFGANG AMADEUS MOZART. Berichte der Zeitgenossen und Briefe. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. In Leinen M 7.50.

*NIETZSCHES BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche*. Neue Ausgabe. Mit 3 Bildnissen in Lichtdruck. In Leinen M 12.—.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. Dritte Auflage. In Halbleinen M 7.—.

— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast*. Dritte Auflage. In Leinen M 9.—.

— BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.—25. Tausend. In Leinen M 5.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

„Hier ist in Bild und Wort das vornehmlich Historische betont, ohne die Landschaft zu vernachlässigen. Ein ausgezeichneter Eingang schildert kurz die nachklassische Geschichte Griechenlands, und die Reisenden des Mittelalters und der neueren Zeit kommen bis Isolde Kurz im Original zu Wort. Das Wichtigste aber sind die 88 brillanten Vollbilder, die Bauten, Ruinen und Denkmäler mustergültig wiedergeben.“

(Preußische Jahrbücher.)

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 54 zeitgenössischen Bildern. Dritte Auflage. In Leinen M 20.—; in Halbleder M 24.—.

SCHILLERS GESPRÄCHE. Berichte der Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit 4 Bildern in Lichtdruck. In Leinen M 5.—.

*AUGUST WILHELM UND FRIEDRICH SCHLEGEL IM BRIEFWECHSEL MIT SCHILLER UND GOETHE. Herausgegeben von *Josef Körner* und *Ernst Wieneke*. In Leinen M 8.—.

SCHOPENHAUER: PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 15.—.

„Diese unmittelbar im Augenblicke der Intuition niedergeschriebenen Aphorismen sind eine literarische Schöpfung von höchstem künstlerischen

Werte. Sie sind berufen, Schopenhauer und seine Lehre auch all denen nahezubringen, denen in der Unrast unserer Tage die Sammlung fehlt, seine philosophischen Hauptwerke durch die von ihm selbst als notwendige Bedingung geforderte beharrliche und weit ausholende innere Arbeit sich zu eigen zu machen." *(Neue Freie Presse.)*

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

„Trotz Lessing, Goethe, Bismarck, Mörike der vollendetste Virtuos des deutschen Briefes" — so rühmte Richard M. Meyer den Unbekannten; und Josef Hofmiller schrieb: „Sind überhaupt im letzten Jahrhundert Briefe geschrieben worden, reicher an Geist und herrschender im Spiele der Sprache? Ich lese in diesen Briefen, seit ich sie kenne: bald, wie sie sich zufällig von selber aufschlagen, alle Jahre einmal wenigstens von A bis Z."

*DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES": JOHANN WILHELM UND FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann.* Mit 12 Lichtdrucktafeln. 4. und 5. Tausend. In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 12.—.

*JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

Diese neue Ausgabe will den Heutigen vor allem den dichterischen Gehalt von Winckelmanns Schaffen nahebringen. Sie enthält seine kleineren selbständigen Schriften über die Kunst sowie eine Auswahl seiner schönsten Briefe, eingeleitet durch einen Essay von Uhde-Bernays über das Dreigestirn der hellenischen Deutschen: Winckelmann — Hölderlin — Marées.

FAKSIMILE- UND VORZUGS-AUSGABEN

*DIE MANESSESCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck. Sechs Lieferungen zum Subskriptionspreis von je M 500.—. Der Bezug der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme der folgenden. Die Lieferungen I—III sind erschienen, die weiteren werden 1927 folgen.

BLOCKBÜCHER: DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches aus dem Jahre 1470. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 45.—.



BLOCKBÜCHER: DAS PUCH VON DEM ENTKRIST. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches vom Antichrist aus dem 15. Jahrhundert. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M 55.—.

*ENNO LITTMANN: VOM MORGENLÄNDISCHEN FLOH. Dichtung und Wahrheit über den Floh bei den Hebräern, Syriern, Arabern, Abessiniern und Türken. Mit 13 Radierungen von *Marcus Behmer*. 330 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbpergament M 40.—; in Leder M 60.—.
12 Exemplare, in denen die Radierungen von der unverstählten Platte abgezogen wurden, in besonders reichvergoldetem Pergamenthandband, je M 120.—.

PAUL VALÉRY: GEDICHTE. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. Gedruckt in 450 numerierten Stücken auf der *Cranach-Presse* in Weimar. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Saffianleder (Handband) M 60.—; Nr. 51—450 auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.

*SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe der *Ernst-Ludwig-Presse* zu Darmstadt in 16 Bänden. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 80.—; in Maroquin M 125.—.
Bisher erschien Band I, ‚The Poems' enthaltend; von den weiteren werden jährlich zwei bis drei erscheinen.
Diese erste schöne englische Shakespeare-Gesamtausgabe ist dem Andenken Cobden-Sandersons, des Begründers der Doves Press, gewidmet. Die Herstellung des Werkes erfolgt durch Chr. H. Kleukens, den Schnitt der Type hat eine kunstfreundliche deutsche Regierung ermöglicht. Die Textrevision besorgt Prof. Dr. Friedrich Brie in Freiburg i. B. Eine Probeseite steht kostenlos zur Verfügung.

*HARTMANN V. DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren auf der *Ernst-Ludwig-Presse* zu Darmstadt. In Halbpergament M 35.—; in Pergament M 50.—.

*FESTSCHRIFT FÜR E. R. WEISS ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAGE. 500 numerierte Exemplare; Nr. 1—50, in denen die drei graphischen Originalarbeiten signiert wurden, in Pergament (Handband) M 110.—; Nr. 51—500 in Halbperg. M 70.—.
Dieses Buch der Huldigung besteht aus drei Teilen: den dichterischen und graphischen Schöpfungen, mit denen E. R. Weiß von den ihm Nahestehenden begrüßt wird, den Abhandlungen, in denen sein Wesen und seine Bedeutung dargestellt werden, und zahlreichen Proben, die den großen Umfang seines buchkünstlerischen Schaffens illustrieren. Ein Stück Geschichte der deutschen Buchkunst wird lebendig, wie es für die letzten dreißig Jahre einzig dasteht.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NACH ZEITGENÖSSISCHEN QUELLEN HERAUSGEGEBEN VON *JOHANNES BÜHLER*

Jeder Band in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—.

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. 6. bis 8. Tausend. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtafeln.

DIE HOHENSTAUFEN. Mit 16 Bildtafeln.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.—11. Tausend.

***DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln.**

Diese Sammlung will in einer Reihe von Einzelbänden dem Deutschen, der nicht Historiker von Fach ist, mittelalterliches Quellenmaterial in solchem Umfang und in solcher Form bieten, daß ihm die Bedeutung des Mittelalters als Lebensform und als die Zeit ersten Heranwachsens des deutschen Staates und Menschen anschaulich wird. In den Einleitungen werden die treibenden Kräfte der Epochen zu deuten gesucht und so auch das geboten, worin die spätere Betrachtung dem zeitgenössischen Bericht zuweilen überlegen ist.

Sonderverzeichnisse, die das Programm der ganzen Sammlung enthalten, stehen unberechnet zur Verfügung.

*

DEUTSCHE MEISTER

Eine Monographienreihe, herausgegeben von Karl Scheffler und Curt Glaser

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.—10. Tausend. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbperg. M 14.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.



DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilh. Worringer.* Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M 12.—; in Halbpergament M 14.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen.* Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—; in Halbpergament M 14.—.

PETER VISCHER DER ÄLTERE UND SEINE WERKSTATT. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

Ein ausführlicher Prospekt über das ganze Programm der Sammlung wird auf Wunsch vom Verlag unberechnet geliefert.

*

4-MARK-BÜCHER

Jeder Band auf schönem Papier gedruckt und in Ganzleinen mit echter Vergoldung gebunden.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 26.—31. Tausend.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken.* 25.—29. Tausend.

*GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit 6 Silhouetten. 21.—30. Tausend.

*DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. 58.—63. Tausend.

*WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 27.—31. Tausend.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.* 11. bis 14. Tausend.

*KLEISTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. 16.—20. Tausend.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

*ADALBERT STIFTERS ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Leinen M 4.50.

Ausführliche Sonderverzeichnisse über die in völlig neuer Ausstattung vorliegende Sammlung stehen auf Wunsch zur Verfügung.

*WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

HONORÉ DE BALZAC: DIE CHOUANS. Übertragen v. *Johannes Schlaf*.

— VATER GORIOT. Übertragen von *Gisela Etzel*.

*CHARLES DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. 41.—44. Tausend.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

F. M. DOSTOJEWSKI: AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11.—15. Tausend.

— AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT. — HELLE NÄCHTE. 6.—10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.—14. Tausend.

— DER SPIELER. 22.—26. Tausend.

*— DIE BRÜDER KARAMASOFF. Drei Bände. 31.—35. Tausend.

— NETOTSCHKA NJESWANOWA. 11.—14. Tausend.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Zwei Bände. 36. bis 40. Tausend.

*GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 36.—39. Tausend.

*— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.—30. Tausend.

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 59.—63. Tausend.

H. J. CHR. GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.—25. Tausend.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von *Mathilde Mann*. 26.—31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen*. 41.—45. Taus.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT. 6.—11. Tausend.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 43.—48. Tausend.



PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop.*

*HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 26.—29. Tausend.

JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 41.—44. Tausend.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer.* 16.—20. Tausend.

ROBERT LOUIS STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Übertragen von *Franz Franzius.*

JONATHAN SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe. Übertragen von *Franz Franzius.*

*LEO N. TOLSTOI: KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen von *H. Röhl.* 11.—14. Tausend.

— ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl.* Zwei Bände. 51.—55. Tausend.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl.* Vier Bände. 19.—22. Tausend.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *A. Heß.* 30.—34. Tausend.

*IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 27.—30. Tausend.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. 11.—15. Tausend.

OSCAR WILDE: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer.* 36. bis 39. Tausend.

EMILE ZOLA: DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt.*

*

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in farbigem Pappband 90 Pfennig.

Die Sammlung umfaßt 390 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Sagen, Märchen, Essays, Kunstbücher u. a.

Eine Anzahl Bände ist auch in Leder gebunden zum Preise von je M 4.50 lieferbar.

Vollständige Verzeichnisse unberechnet.

Der Inhalt

Die Bilder

*

Kalendarium und Umschlag zeichnete Emil Preetorius

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig




Digitized by Google

